



.109ⁿ

Frenzel

Dichter und Frauen.



Dichter und Frauen.

Studien

von

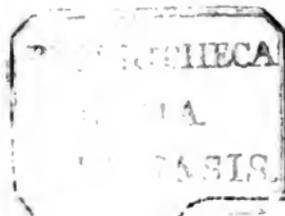
Karl Frenzel.



Hannover.

Carl Rümpler.

1859.



**Bayerische
Staatsbibliothek
München**

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalt.

	Seite
Dante Alighieri	1
Torquato Tasso	36
Luis de Camoëns	85
Calderon's historische Dramen	113
Bertrand de Born	155
François Regnard, ein französischer Lustspieldichter . . .	186
Louise de la Vallière	214
Julie Lespinasse	245
Louise d'Épinay und J. Jacques Rousseau	265

Dante Alighieri.

Als Konradin der Hohenstaufe und Friedrich von Oestreich entseelt auf dem Marktplatz von Neapel lagen, „wie purpurne Blüten von zu eiliger Sense zerschnitten,“ schien der Streit der Ghibellinen und Guelfen beendet zu sein. Längst waren die Rechte, um die einst der große Lombardenbund mit Barbarossa gerungen, den Städten bewilligt worden, fast überall hatten mit der Kirche zugleich die Popularen gesiegt und den Adel verdrängt. Von all diesen großen Gedanken und Gegensätzen lebte nur noch der Haß der einzelnen Patricier gegen einander fort, doch mächtig und unversöhnlich. In jeder Stadt, in Mailand wie in Siena, von den Seealpen bis nach Venedig, gab es zwei Parteien, große Häuser an ihrer Spitze, dahinter fast das ganze Volk, und der war ein schlechter Bürger, der keiner Partei anhing. Es galt die Herrschaft in der Stadt zu behaupten, immer sann man auf Kampf in den Straßen, auf dem Markte, die Hand am Schwerte. Die italienische Freiheit ist wenig mehr als das Ausüben der rohsten Gewalt gegen den Schwächeren, sie bedingt eine siegreiche Partei innerhalb, eine geschlagene vor den Mauern, ihr Wesen ist tyrannisch.

Solcher Zustand wäre unerträglich, wenn das Spiel

nicht ewig wechselte, wie die Wolken am Aprilhimmel. Heute haben die Ghibellinen, morgen die Guelfen die Oberhand, und der Letzte hat immer Recht. Sucht keine großartigen Bestrebungen und weltumbildenden Gedanken darin! Es ist nur ein Ausüben übersprudelnder Kraft, ein blutiges, leidenschaftliches Gladiatorengefecht um den kleinsten Erdenfleck, seltsam und wegen des Wahnes der Menschen bemitleidenswerth, aber wunderbar blendend wegen seines beständigen Wechsels und, denkt an Romeo und Julia, oft unendlich tragisch.

Schöner als die Fackeln solcher Kämpfe leuchten vom Ufer des Arno, des kaiserlichen Stromes, die rothen Lilien von Florenz eben im Morgenglanze einer herrlichen Zukunft. Schon hatte sie, die vielbewunderte und vielgehasste Stadt, — „die Pflegerin vergessenen Menschenruhms“ — Maler wie den großen Giotto, Dichter und Geschichtsschreiber. Wie Athen ist sie mit dem Wachsen der Demokratie groß geworden, wie Athen mit ihrem Falle von der Schaubühne der Welt in die der Kunst getreten, beide haben doppelt für die Menschheit gelebt. In der großen Schlacht bei Campaldino (11. Juni 1289) hatten die Guelfen von Florenz die Aretiner und ihre eigenen vertriebenen Ghibellinen aus einander gejagt, von da an war Alles guelfisch und demokratisch in der edlen Stadt. In die Rollen der Zünfte, der 7 *arti maggiori*, 5 *arti minori*, durfte kein Adliger sich einschreiben lassen, er saß weder im Rathe, noch stimmte er in den Versammlungen des Volkes. An das Fenster des Stadthauses hing der Gonfaloniere das große Banner der Gerechtigkeit, wenn ein Aufstand der Ghibellinen und Edelleute drohte, dann sammelte sich die guelfische Partei, und gnadenlos

verfuhr sie nach ihrem Siege, sie verbannte, sie tödtete, sie zerstörte die Häuser der Geächteten, sie verkaufte ihre Güter. Da ist es denn aber geschehen, daß sie sich selbst spaltete. Die Cerchi, eine Familie von niederm Herkommen, aber geschickte Kaufleute und reich, erstanden und ummauerten den Palast der Grafen Guidi, der gerade an die Häuser der Pazzi und Donati stieß. Messer Corso Donati, das Haupt seines Geschlechtes, ein schöner, stattlicher Herr, rief trotzig: „Sollen wir das dulden?“ Er hatte eine Ader vom Coriolan in sich, er war ein geborener Patricier, seine Familie so alt, wie Florenz; scheel sah er auf die prächtigen Kleider der Cerchi, auf ihre Diener zu Fuß und zu Pferde, scheel auf die Grüße, die ihnen das Volk im Vorübergehen spendete, denn sie waren leutselig und freigebig; aber von bitterem Grimme schwoh sein Herz, als die Cerchi seiner Gattin, die — eine Verwandte von ihnen — wider ihren Willen den schönen Ritter geheirathet, mit vielen Klänken und Listen ihr Erbgut streitig machten. So gestimmt saßen Cerchi und Donati beim Todtenmahle einer edeln Dame aus dem Geschlechte der Frescobaldi, da erhob sich einer der Donati, seinen Mantel zu ordnen oder aus einem anderen Grunde. Aufsprangen die Bünglinge der Cerchi, faßten die Schwerter, denn sie hielten jene Bewegung für das Angriffszeichen der Feinde. Nur mühsam beruhigten sie die Verständigeren. Es gab Hitzköpfe unter ihnen, Menschen, deren leidenschaftliche Seele in ihrem Gesicht voll Verbissenheit und Zorn lohte — den einen, Messer Dante Alighieri, der bei Campaldino in der ersten Reihe der Reiter gefochten, fürchteten die Pazzi und Donati noch nicht, sie hielten ihn für ganz beschäftigt mit Reimesfinden zu seinen

Sonetten, der andere, sein liebster Freund, Messer Guido Cavalcanti, war Corso Donati's erbittertster Gegner. Auf einem Pilgerzuge, den Messer Guido zum Heiligen Jacopo gemacht, hätte ihm der Donati, so hieß es, Muehlmörder nachgeschickt. Nun war der zornige Cavalcanti ihren Dolchen glücklich entgangen und heimgekehrt, und wenn er, mürrisch und einsiedlerisch, wie er war, die Kirchhöfe durchwandelte, auf den Steinen der Gräber nachdenkend saß, mag er oft jener Beleidigung gedacht und auf Rache gesonnen haben. Und so trafen sie sich eines Tages, Beide zu Pferde, auf der Straße, er — die blasse Wuth im Gesichte, mit lautschlagendem Herzen, der Co-riolan von Florenz hochmüthig und trozig, wie immer; da warf Messer Guido Cavalcanti seinen Speer gerade auf Corso Donati, doch fehlte er ihn, und die Begleiter des Mitters schleuderten ihm Steine nach. Welch merkwürdige Folgen sollte dieser Lanzenstoß haben! Denn wie gesagt, der Cavalcanti hatte einen Freund, den er durch ein Sonett gewonnen, das er ihm als Antwort auf ein Gedicht gesandt; war er das eine, so war Jener das andere Auge von Florenz, in Studien und Melancholie gleich ihm versunken, dem die Gottesflamme des Genius, ein eigenes, so nie wieder erschienenenes Feuer auf der Stirn brannte — unser Dante Alighieri.

Die Sage erzählt, daß Dante's Geschlecht von den römischen Frangipani abstamme, deren Einer, Eliseo, nach Florenz hinüber gewandert sei, damals, als Karl der Große die Stadt wieder aufbaute. Des Dichters Ahn, Cacciaguida, focht im Kreuzzug Kaiser Konrad's III. 1147, starb im Gefechte und erwarb das Paradies. Sein Ur-enkel, Alighiero del Bello degli Alighieri, war ein

angesehener Rechtsgelehrter, in Camerata und Piano di Ripoli wohl begütert, und hatte von seiner zweiten Frau, Donna Bella, einen Sohn, im Mai 1265 geboren und Dante im Battisterio von Florenz getauft. Das Zeichen der Zwillinge stand bei seiner Geburt am Himmel, die Mutter träumte, sie gebäre unter einem Lorbeerbaume — glückliche Vorzeichen für den Knaben. Neun Jahre alt, verlor er den Vater, aber ein ausgezeichnete Gelehrter, Messer Brunetto Latini, der Staatssecretär von Florenz, der ein berühmtes Buch: „il tesoretto,“ den „Schatz,“ geschrieben, worin er, wie in einer Encklopädie, alle Wissenschaft der Zeit bespricht, unterrichtete ihn. Das war ein wunderbares Wiedersehen, als Schüler und Meister auf dem Damme sich trafen, der am Blutstrom der „Hölle“ entlang führt; wie sie da neben einander gehen, der Eine in unendlichen Qualen mit „gebacknem“ Gesicht, der Andere, in Demuth das Haupt geneigt, „wie Einer, der verehrend wandelt.“ Sagt Brunetto: „Folg’ deinem Stern, der Hafen des Ruhmes soll dir dann sicher sein.“ Und Dante darauf:

„Wär’ mein Gebet erfüllt,
Wärst menschlicher Natur du nicht entnommen,
Denn nie entschwindet dein Bild meinem Sinn.“

„Wohl, Söhnchen“ — spricht Messer Brunetto — „laß dir auf Erden mein Buch empfohlen sein“ — und dann ist er dahin, im Fluge den Gefährten nach, wie Einer, der im Wettlauf eilt; kaum kann ihm der Schüler ein Lebewohl! rufen.

Ein tiefes Gemüth hatte die Natur diesem Dante gegeben, hohen Sinn und einen klaren Blick durch den Schein der Dinge gerade in ihr Wesen hinein. Viel hat

er für seine Zeit gelesen, gelernt, zu Padua, zu Bologna, viel scholastische Gelehrsamkeit, die römischen Dichter, vor allen Virgil und Statius; wunderbar genug stellt er einmal Titus Livius und Paulus Drosius zusammen; er kannte alles Wissen seines Jahrhunderts, bis hinab auf die Ritterbücher von König Artus und Ginebra, liebte die Lieder Bertrand's de Born und der anderen Provenzalen. Auch die anderen Künste waren ihm nicht fremd; der farbenreiche Giotto und Oderisi, der Miniaturen zu Bologna malte, waren seine Freunde, er selbst in der Zeichenkunst wohl erfahren. Kenn' ich nicht jenen Schatten, der am Rande des Fegfeuerberges mir entgegen eilt, mich zu umarmen? Bist du's, Casella, mein Lehrer, mein geliebter? Ja, Casella ist's, der ihm Musik gelehrt und jetzt eine seiner Canzonen zu singen beginnt: „O Liebe, die im Geiste zu mir spricht!“ wie gerne glaubt man da, was Boccaccio von ihm erzählt, daß er schon als Knabe kindischen Spielen abgeneigt gewesen sei, seine Seele suchte den Ernst, sein Auge das Eigenthümliche der Dinge. Ein seltsames Geschick mußte ihn überdies treffen; neun Jahre zählte er, als er im Frühling 1274 ein schönes Kind, Beatrice, sah, die Tochter Messer Folco Portinari's. Sie ging an ihm vorüber, er aber liebte sie unaussprechlich — liebte sie bis über den Tod hinaus. Eine eigenthümliche, diese Jugendliebe! Ganz geistig, ganz ätherisch — ein Traum aus Blicken gewebt und Grüßen, und doch tief und leidenschaftlich, mystisch, wie die Lieder an die Madonna, der Ariadnesfaden durch Dante's Dichten, das einzige Sonnenlächeln an dem Gewitterhimmel seines Daseins.

Beatrice war kein Scheinbild; sie war nicht immer

„die Erkenntniß der göttlichen Dinge.“ Ich schlage die „Vita nuova“ auf, das neue Leben, das erste Buch des Dichters, ein sinniges, liebliches, wie erste Liebe und erster Schmerz, — da les’ ich an einer Stelle: er lag fiebernd in Krankheit neun Tage lang — „und es ergriff mich der Gedanke an die Dame meiner Liebe, und tief aufseufzend sagte ich mir selbst: das ist Nothwendigkeit, auch die schöne Beatrice muß sterben.“ Und es schien ihm, als verkündige ihm ein Freund jene Trauerbotschaft, und sein Auge ward naß von vielen Thränen — „und ich sah den Leib, d’rin diese edle, heilige Seele gewohnt, sah, wie die Jungfrauen ihr Gesicht mit weißem Schleier verhüllten, dies Antlitz von solcher Demuth, daß ich die Engel sagen hörte: Es ist die Quelle des höchsten Friedens.“ Und er rief dem Tode, rief ihr: „O Beatrice, sei gebenedeit!“ Da kamen die Frauen, die ihn bewachten; die erweckten ihn aus seinen Visionen. Aber nein, sie war nicht immer eine kalte, seelenlose Allegorie, einst stand sie schimmernd, glänzend in lebendiger Schönheit — *omnis beatitudo nostra* — meine ganze Seligkeit, nicht die Tochter eines Sterblichen, die eines Gottes schien sie zu sein. In Florenz sprach man viel von Dante’s früh entstandener und später gereifter Leidenschaft. Der Jüngling, um den Verdacht der Leute von Beatrice zu wenden, stellte sich in eine andere Jungfrau verliebt, seit dem Tage grüßte sie ihn nicht mehr. Ist das nicht jene Beatrice, die ihm auf der Höhe des Purgatoriums seinen Lichtsinn vorwirft?

„Als aus dem Fleisch ich mich zum Geist erhoben,
Und Schönheit mir und Tugend war gewachsen,
War ich ihm weniger genehm und theuer.“

Sie starb am 9. Juni 1290 noch jugendlich, 24 Jahre alt; sie starb, um in ewiger Verklärung am Throne Gottes zu stehen, ein Ideal menschlicher und göttlicher Liebe, so — wie keine Frau angebetet worden. Dante wird freilich oft „den trügerischen Glücksgestalten nachjagen, die kein Versprechen ganz erfüllen“ — es wird ihn eine schöne Florentinerin über Beatrice's Tod trösten, später wird er auch sie als Philosophie in lustige Höhe erheben, als die zweite Göttin seines Lebens. Hier und da auf seinen Irrfahrten wird das Auge der Frauen bewundernd auf ihm ruhen, so wie du ihn liebend angeschaut, — Gentucca von Lucca — und er dich! erst die Flammen, die das irdische Paradies einschließen, werden das letzte P., die letzte Todsünde, die irdische Liebe, läuternd von seiner Stirn fortbrennen, aber Beatrice blieb ihm doch stets der Stern der Verheißung: *omnis beatitudo nostra*, seine Seligkeit.

Auf Wunsch seiner Familie verheirathete sich Dante mit Gemma von den Donati's 1291, und wie zurückgekommen aus schweren Träumen, „führte er ein bürgerliches, fleißiges und ehrsamcs Leben“ — sagt ein alter Chronist von ihm. Ehrsam und fleißig wie die andern Menschen, nicht eben glücklich, aber zufrieden mit seiner Frau und deren Verwandten; obgleich seine politischen Gegner, hat er sie nicht in die Hölle versetzt. In einem besseren, hoffnungsreicheren Orte, wo im Fegesfeuer — mager, ausgedörrt, mit tiefliegenden Augen die Schwelger büßen — welch ein Schatten hebt sich da vor den Andern empor, mir entgegen? „Kennst du mich nicht?“ ruft es. In seiner Stimme erkannte ich den Schatten, sagt der Dichter, er war's, Forese Donati, mein liebster Freund, mit dem ich

oft beim Wein gescherzt und gelacht. Wo ist deine Schwester Piccarda? „Sie triumphirt im Himmel mit ihrer Krone.“ Mit diesen Menschen lebte er; eingeschrieben in die „Rolle der Aerzte und Apotheker,“ geehrt wegen seiner Wissenschaft, ward er viel in Staatsgeschäften gebraucht, Gesandter in Neapel, wo er mit dem Königssohne Karl Martell Freundschaft schloß, in San Gimignano, und endlich, als er das gesegnete Alter von 35 Jahren erreicht, zu einem der sechs Prioren erwählt, die Florenz regierten. Da kam jener Lanzenwurf des Freundes, der ihn im Lauf der Zeit aus der Vaterstadt hinausstieß — in das Elend oder in das Glück? Wer will's entscheiden? Denn am Ende: „Folg' deinem Stern, der Hafen soll dir dann sicher sein.“

Zum Verderben der edlen Stadt geschah es, daß die Bürger, um in der Nachbarstadt Pistoja den Frieden herzustellen, die Häupter der Faktionen aus jener Gegend in ihre Häuser aufnahmen. Ursprünglich waren die Cancellieri eine Familie in Pistoja, hatten sich aber in zwei Stämme getheilt, in die Neri, die Schwarzen, und die Bianchi, die Weißen, beide von unversöhnlichem Haffe erfüllt. Es wohnten die Weißen bei den Cerchi, die Schwarzen bei den Donati; es war, als ob der Wind in kaum erstickte Kohlen bliese, so heftig brach das Feuer der Zwietracht, von den Verbannten angeschürt, aus. Oft rieth man den Cerchi, sich der Herrschaft in Florenz zu bemächtigen und die alten Geschlechter zu vertreiben, aber Bieri de' Cerchi war ein unentschlossener, furchtsamer Mann — „den Esel vom Thor“ nannte ihn Corso Donati — und wagte nichts. Im Vorhof der Hölle treffen wir dich wieder, feiger Bieri — „der aus Niedrig-

keit auf Größe verzichtete“ — in jener Schaar der Trägen,
Thatenlosen,

„die Gott mißfällig sind und seinen Feinden.“

Mit ewigen Klagen erfüllen sie „die sternlose Luft“;
und Virgil ruft Dante zu:

„Sie haben keine Hoffnung je zu sterben,
Sprich nicht von ihnen — sieh und geh' vorüber.“

„Sprich nicht von ihnen“ — die nichts wagten und
thaten. Lieber mit Farinata im glühenden Sarg, als
unthätig und partheilos sein auf Erden, zu schlecht für
Himmel und Hölle!

In solchen Zwisten saß Dante vom 15. Juni bis
zum 15. August 1300 unter den Prioren. Anfangs
war er noch gestimmt, die Mitte zwischen den Faktionen
zu halten. Auf seinen Rath wurden die Häupter der
Gherchi und Donati verwiesen, die ersten, unter ihnen auch
Guido Cavalcanti, gingen nach Sarzana. Welch herber
Schmerz für ihn, den Freund der Jugend so selbst von
sich zu weisen, auf immer dazu — denn eine pestartige
Krankheit raffte ihn in der Verbannung 1301 hin. Dar-
über durften die andern Weißen heimkehren, denn ihre
Freunde saßen im Rath, es hieß, die Luft Sarzana's
wäre schädlich. Dante selbst hatte sich ihnen angeschlossen,
da unter ihnen ghibellinische, kaiserliche Tendenzen Macht
gewannen, die auch ihn erfüllten, er liebte die große Masse
nicht, noch weniger den Papst, an den die Schwarzen
sich ingrimmig gewandt, Bonifaz VIII., den Mann, der
alle Königsthronen Europa's zu Schemeln seiner Füße
machen wollte, der ausgerufen, es sollten alle Ghibellinen
zu Staub werden, Ghibellinen und Weiße! Er sandte

den Prinzen Karl von Valois als Friedensstifter nach Toskana, die Schwarzen zu Herren zu machen und die Goldgrube Florenz zu plündern. Da fiel Angst und Furcht auf die Weißen, sie beriethen, ob sie eine Gesandtschaft an den Papst zur Versöhnung schicken sollten. „Wenn ich nicht gehe,“ — rief Dante, — „wer wird dann gehen? Und gehe ich, wer wird dann bleiben?“ Sie schickten ihn nach Rom. Es blieben die Wohlmeinenden, Verständigen, die Männer des Wortes und der Versöhnung, sie blieben still, als Corso Donati mit dem französischen Prinzen vor den Thoren erschien, stolz und zornig, ein zweiter Coriolan. Auf sein Versprechen, die Gesetze zu achten und die Verbannten nicht einzulassen, gestattete der Rath von Florenz dem Prinzen den Einzug in die Stadt; schon in der folgenden Nacht ward mit seinem Vorwissen den Schwarzen ein Thor geöffnet, das seine Franzosen bewachten. Triumphirend ritt Messer Corso Donati durch die Straßen und pflanzte unter dem Jubel des Volkes sein Banner auf; die Cerchi, flüchteten oder verschlossen sich in ihre Häuser. So war die Sache der Bianchi verloren, sie selber zu Staub geworden. Dante befand sich noch in Rom, als seine Partei erlag und der Podesta Gabrielli am 27. Januar 1302 diese Sentenz erließ: „Dante Alighieri wird zu 8000 Livres und zweijähriger Verbannung verurtheilt, weil er gegen die Aufnahme Messer Carlo's von Valois gesprochen und wider Recht Geld in seinem Priorate angenommen.“ Za am 10. März hieß es: „Wenn Dante das Gebiet der Republik betritt, soll er des Feuertodes sterben.“ So stieß Florenz, die Mutter voll wenig Liebe, ihren besten Sohn von sich. Von nun an war er verdammt zu

wandern, endlos, ruhelos zu wandern von Ort zu Ort, zu erfahren — „wie hart es ist, fremde Stiegen zu ersteigen, wie salzig fremdes Brod schmeckt!“ Wie hart der Weg, — folg' deinem Stern!

Dante war kein Mann von mildem, nachgebenden Charakter. Stolz und fest trat er auf, ganz in Feuer gehärtet, im Feuer des Hasses, das Lächeln der bittersten Verachtung auf der vorspringenden Lippe, in allen Zügen zornigen Schmerz. So ging er einst durch das Thor von Verona, an Frauen vorüber. „Sieh da,“ rief die Eine, „da geht der Mann, der zur Hölle steigt, wenn er will!“ „Wahrhaftig,“ erwiderte eine Andere, „verbrannt genug sieht er aus, wie schwarz und kraus Haar und Bart.“ Der Mann der Hölle; durch irdische Höllen, wer weiß, wie viele, war er gezogen, allein das war sein Trost, wenn er fremdes Brod aß, wenn er durch die Felschluchten von Friaul einsam zog, daß er das Jenseits sein nannte, seine Welt, d'rin er waltete, strafte und belohnte, unerbittlich, wie die Gerechtigkeit. Denn wer suchte noch auf der Erde Gerechtigkeit? Bei dem Volke von Florenz etwa, „dem neidischen und stolzen, bei dem nicht bis in die Mitte November Gesetze gelten, die im October gegeben?“ Oder bei dem Papste? Triumphire nicht, Bonifaz VIII., daß die Ghibellinen Staub geworden, daß du im Jubeljahre 1300 unzähliges Volk dir die Füße in Ehrfurcht küssen sahest, in der dritten Bulge der Hölle, gerade über Nikolaus III.

„wirst du gepflanzt einst stehn mit glüh'nden Füßen“

alle Jahrhunderte hindurch! Wann aber erscheinst du auf Erden, du Retter der Welt, Gerechtigkeitspfleger? Im-

perator wirst du sein, in den Schuß deines kaiserlichen Schwertes sollen Alle versammelt werden, wie die Völker sich einst vor Augustus curulischem Stuhle beugten, dessen Macht auf dich übergegangen. Hoch oben auf den Sternen bilden die Seligen in den Verschlingungen ihres Tanzes einen Adler, das Symbol kaiserlicher Hoheit — tief unten, im Kochtus, zermalmt Lucifer mit seinen drei Mägen die drei größten Sünder: Judas Ischarioth, Cassius und Brutus! In den Staub wolltet ihr die Ghibellinen und das Kaiserthum treten, wehe darum euch Allen, die ihr frevelnd die Hand gegen das heilige Reich und die Cäsaren erhobet, hinab mit euch in die Hölle, in den Mägen des Satan, Cassius und Brutus, die letzten Römer und die ersten Quelfen!

Dante war kein Freund des Volkes, dieser Mann mit der melancholischsten Stirn, er war eine harte, ausschließliche Natur. Irrte doch sein Lebensweg weit ab von dem der Andern, um eines ganzen Himmels Weite entfernt. Die Menschen mit ihren kleinlichen Bestrebungen, nichtigen Gedanken — was sind sie ihm? „Wie Würmer, d'rinnen sich die bildende Kraft geirrt.“ Und er sollte sich ihnen beugen? Als die Florentiner um 1314 ihm die Erlaubniß heimzukehren gaben, falls er im Tempel von San Giovanni sein Unrecht bekennen und eine Summe Geldes zahlen wollte, schrieb er zurück: „Fern sei's von einem Manne, der Gerechtigkeit predigt, Geld denen zu zahlen, die ihm Unrecht gethan; fern sei von einem Manne, der sich der Philosophie ergeben, die feige Demuth irdisch gesinnter Herzen, daß er sich wie ein Schmachbedeckter zur Buße stelle. Ich kehre mit Ehren heim — oder nie! Kann ich das Licht der Sonne und

der Gestirne nicht überall erblicken? Brod wird mir nicht mangeln.“

Ruhelos war seit jenem Januar 1302 Dante's Leben. Von Rom flüchtete er über Siena nach Arezzo, wo die Trümmer der weißen Partei sich sammelten, und zuerst Entwürfe zum Anschluß an die Ghibellinen, zum Kampfe mit den Schwarzen gemacht wurden. Dante'n ließ innere Unruhe jetzt nirgends lange verweilen; einmal hinausgerissen aus langgewohnten, liebgewordenen Verhältnissen — „das wird der erste Pfeil sein,

den der Verbannung Bogen auf dich sendet“

fand er keine Befriedigung mehr; der äußere Zwang war gleichsam nur das Echo seines Herzens — *amplius* — weiter, weiter! rief's ihm zu. Denn auch mit den Bianchi zerfiel er, weil er der Gemeinde von Florenz einen Brief geschrieben: „Was habe ich dir gethan, mein Volk?“ worin er sich gerechtfertigt und Aufhebung der verdammenden Sentenz gefordert hatte. So eilte er im September 1302 nach Verona, wo jener Bartolommeo della Scala regierte, der Feind adeliger Parteiung, unsterblich durch die Tragödie von Romeo und Julia. „Der sah mich so gütigen Blickes an“ — Dante spricht —

„Daß oft die That der Bitte schon zuvorkam.“

Von Verona aus durchzog er die Umgegend, war in Brescia, oben in den Alpenthälern von Pulicella und Lagarino, sah die Felsstürze der Etsch — und wenn er über die Klippen und halbzerstörten Brücken der Höllenkreise hinabklimmt, ist es, als beschriebe er all die gefährlichen Stege, die er damals gewandert. Ein Spiegel ist

sein Gedicht, ein Spiegel alles irdischen Lebens und seines eigenen zumeist. Nicht lange blieb Dante in „der saunsten Ebene“ der Lombardei; er eilte 1304 nach Bartolommeo's Tode nach Toskana zurück; möglich, daß Alboin della Scala, der Bruder und Nachfolger Bartolommeo's, ihm nicht gleiche Gunst gewährte, möglich, daß die Partei ihn rief. Denn nachdem der mildgesinnte Benedikt XI. umsonst durch den Cardinal Nikolaus von Prato Frieden und Freundschaft zwischen Neri und Bianchi sich zu stiften bemüht, beschloffen die Weißen, eine That zu wagen und mit gewaffneter Hand in die Vaterstadt einzudringen. Zwölf Rätthe hatten sie gewählt, ihre Angelegenheiten zu leiten, Dante saß unter ihnen, Alessandro da Nomena war ihr Hauptmann. In welcher „schlimme, schändliche“ Gesellschaft war er da gerathen. Nur er warnte und stimmte dagegen, als alle Andern den Angriff auf Florenz beschloffen; so kam es, „daß ihre Schläfe nur, nicht seine ward geröthet.“ Denn als sie unter dem jungen Vaschiera am Tage Maria Magdalena's (22. Juli) 1304 bis in die Straßen von Florenz tollkühn, ohne den Zuzug der Freunde abzuwarten, mit blankem Schwert, aber Frieden! rufend, eingedrungen waren, erlagen sie der Hülfe, dem geordneten Angriff der Bürger.

„In jener Zeit wird es dir Ehre bringen,
Für dich allein Partei gemacht zu haben —“

ruft Cacciaguida im Paradies seinem Urenkel zu. Ehre wohl, aber auch Mühsal genug, wieder begannen die Wanderjahre. Bald hier, bald dort in Italien, in Schlössern und Städten, in wildromantisch gelegenen Klöstern finden sich Spuren des Dichters, halb erloschene

Unterschriften auf vergilbten Urkunden, in die Mauer, in die Felswand einer Grotte gemeißelt, ein „hic fuit Dan-tes“ oder ein „carmina scripsit“ — Alles schon von der Zeit beinahe verwischt, aber doch noch kenntlich dem forschenden Auge — *vestigia leonis*. Jede Landschaft wollte später Theil haben an diesem großen, einzigen Menschen, wollte berührt worden sein von dem Saume feines Mantels.

Weit kam Dante durch die Welt, wie Boccacj in einem Gedicht an Petrarca sagt, er hätte die Britannier am Ende der Welt und Paris gesehen, die Hauptstätte der Theologie, das Schlachtfeld der Scholastik. Auf dem tummelte auch er sich. Vierzehn Kämpfer waren gegen ihn aufgetreten, Ritter des Aristoteles, mit Argumenten und Syllogismen — und gegen welche These! *De quolibet* — worüber ein Jeder will! Doch siegte er vollständig, zur Bewunderung aller Anwesenden, ward *Baccalaureus* und wäre Doktor der Theologie geworden, wie uns der Bischof Giovanni da Seravalle berichtet, hätte er das nöthige Geld dazu aufstreiben können, und wäre nicht der wunderbare, heilige Vogel wieder in Italien erschienen, der kaiserliche Adler, noch dazu getragen von einem phantastischen, ritterlichen Helden, ganz wie Dante durchdrungen und beseelt von dem Gedanken an die Allmacht eines römischen Imperators, Beide der Einsicht nicht fähig, daß die großen Institutionen des Mittelalters, Papstthum, Kaiserthum und Ritterschaft, längst ihres besten Schmuckes beraubt, nichts mehr waren als der Schatten großer Namen. Indeß er war da — „niedersteigend von Ort zu Ort, Frieden bringend, als wenn er ein Engel Gottes wäre“ — sagt Dino Compagni von ihm — Heinrich VII.

von Luxemburg, den die alten Geschichten von der schönen Fee Melusine abstammen lassen. Auch Dante eilte ihm 1310 entgegen, huldigte zu seinen Füßen, vielleicht der einzige Mensch, der die ideale Stellung des Kaisers in ihrer ganzen Bedeutsamkeit erfaßte. Wie Italien, war er der Hoffnung voll, der Streit der Guelfen und Ghibellinen werde nun auf immer beigelegt werden, einen feurigen, leidenschaftlichen Brief schrieb er, „der demüthige, ungerecht Verbannte“, an alle Fürsten und Völker der Halbinsel. Darin hieß es, wie im althebräischen Prophetenstyl: „Trockne, o du schönste der Jungfrauen,“ — er meint das Land seiner Liebe — „trockne deine Thränen und lege die Miene der Traurigkeit ab, denn er ist da, der fromme Arrigo, der zweite Moses, welcher sein Volk freimachen wird vom Druck der Aegypter“ — vom Joche der Schwarzen, von der Last der Volksherrschaft; darum sollten sie aus allen Thoren ihm entgegen ziehen und ihn mit Palmen und Hosianahruf empfangen. Während Kaiser Heinrich VII. in der Lombardei weilte, ging Dante 1311 ihm voraus auf Toskana zu und saß im Thurme von Porziano einige Wochen lang in ehrenvoller, leichter Gast, da die Grafen von Porziano im obern Arnothale, nur wenige Meilen von Florenz, einen Feind der mächtigen Stadt nicht wohl durch ihr Gebiet durften ziehen lassen. In diesem Thurm schrieb Dante in zorniger Erbitterung dem Kaiser jenen berühmten Mahnbrief, worin er ihn drängt, die Lombardei zu verlassen und gerade auf Florenz zu ziehen, die heftigste Feindin der Ghibellinen und seine zumeist. Hatte Florenz nicht auch den kaiserlichen Gesandten, die Unterwerfung forderten, trotzig geantwortet: „Vor keinem Herrn neigt Firenze die Hörner?“

Da mußte es wohl geschehen, daß die Florentiner solche Beleidigung von ihrem Mitbürger nicht ruhig erdulden wollten und ihn von dem Gesetze ausschlossen, das 1311 den meisten Verwiesenen die Heimkehr gestattete. Und auch die Gewalt des Kaisers konnte ihn nicht zurückführen; denn als Heinrich VII. bei seinem Rückzuge von Rom am 19. September 1312 vor der Stadt erschien, ergriff wohl einen Augenblick äußerste Bestürzung die Menge, dann aber scharte sie sich einig, entschlossen zusammen; mitten auf dem Markte redete der Bischof von Freiheit und Schlacht; von den Guelfenstädten Lucca, Siena, Bologna kam Hülfe; das stolze Volk hemmte weder seinen Handel, noch schloß es die Thore, die Frauen stiegen auf die Mauern und schauten nach den Zelten und zu den Rittern hinüber, die sich auf den Wiesen tummelten, wie Edelfrauen beim Turniere auf den Tribünen sitzen, wie Antigone vom thebäischen Thor die sieben Helden zählte. An diesem Reichthum der Freiheit und des Muthes, der ihn von oben her, wie einen Tragödienspieler, belächelte, brach des Kaisers Herz, er ward fieberkrank. Daß er bald darauf, am 24. August 1313, zu Buonconvento starb, das Heer seine Leiche am Ufer des Ombrone verbrannte, wie es dem letzten Imperator geziemte, ist bekannt.

Amplius, amplius! — Dante Alighieri, für dich ist keine Ruhestatt, bis auch du den Weg in die Ewigkeit vollendet, wohin jetzt dein Kaiser, deine letzte Hoffnung, gegangen — der Heilige zu den Heiligen. Wie der Rauch zum Himmel, steigt das Ideal, den Erdenstaub abschüttelnd, in die Unendlichkeit, um sich wieder mit der Gottheit zu vereinigen, von der es herabkam. Du aber wirfst nimmer Florenz wiedersehen; den rothglühenden Thurm-

Regel der Stadt des Dis, das irdische Paradies, alle sieben Himmel bis zum Empyreum hinauf, die heilige, blätterreiche Rose, welche die Seligen bilden — magst du schauen, aber nie Firenze's Kuppeln und Paläste! Niemals wieder Beatrice's Haus!

In Ravenna verweilte Dante am längsten. Es war sein Medina, wohin er sich von allen Zügen zurückwandte. Gastfreie Aufnahme bereitete ihm dort Messer Guido Novello da Polenta, ein feingebildeter, vornehmer Mann — der Nefte Francesca's, die Malatesta von Rimini, ihr Gemahl, in den Armen seines Bruders Paolo überrascht und getödtet, jener Francesca, die wie der schönste Regenbogen über die Finsterniß der Hölle dahinschwebt. Boccac erzählt, in jener Abgeschiedenheit hätte sich Dante mit dem Studium der italienischen Sprache und Literatur beschäftigt und Schüler herangebildet. Hierher kamen auch zwei seiner Kinder, die bis dahin bei der Mutter in Florenz verweilt — eine Tochter, die Nonne in Ravenna ward, und Jacopo, sein zweiter Sohn, in dessen Armen er starb; der älteste, Pietro, hatte ihn in die Verbannung begleitet.

Von dieser neuen Heimath aus besuchte Dante seiner Gewohnheit nach bald nah, bald weiter entfernt wohnende Freunde — wieder erneuern sich jene „Spuren des Löwen“, in der Trevisaner Mark bei Gherardo da Camino, „den Niemand unter anderm Namen, als den des Guten kennt,“ und seiner lieblichen Tochter Gaja, in Aquileja, wo er bei dem Patriarchen Pagano della Torre wohnte, in den Schluchten der Julischen Alpen. Gubbio's Thurm trägt die Worte: „Hier war Dante“; am Fuße des steilen Catria in den Apenninen liegt noch der Felsblock, von

Pinien umrauscht, auf dem er gefessen. Oben auf der Spitze des Berges erhob sich das Kloster zum heiligen Kreuz di fonte Avellano, in seinen düsteren Hallen schritt er oft gedankenvoll einher, in sich gekehrt, vergrämt; und als einer der Mönche ihn einmal fragte, was er bei ihnen suche, antwortete er: „Den Frieden.“ Er ahnte nicht, wie bald er ihn finden sollte. Auch Verona sah ihn wieder und jener Heldenjüngling Can grande

„der auf der Leiter trägt den heiligen Vogel —“

die Hoffnung der Ghibellinen, den sie 1318 zu ihrem Haupte erwählten. Ein freigebiger Herr, sein Palast war allen Verbannten geöffnet; Symbole und Devisen schmückten die Zimmer, die sie empfangen, die Musen das der Dichter, der Triumph jenes der Krieger. In einem großen Saale hingen viele Bilder, welche alte Historien oder allegorische Darstellungen vom Wechsel des Glückes veranschaulichten; oft lud er seine Gäste zu seiner eigenen Tafel, zumeist Messer Guido da Castello aus Reggio, der wegen seiner Aufrichtigkeit der ehrliche Lombarde hieß, und den Dichter Dante Alighieri. So steht's in einer alten Chronik. Diesem Can grande ist das „Paradies“ gewidmet, der kunstreichste und tiefsinnigste der drei Gefänge, wie der Dichter meinte, auch an ihn mag er zuweilen gedacht haben, wenn er den geheimnißvollen Netter Italiens feiert, den Windhund, der den Panther, die Wölfin und den Löwen — Florenz, Rom und Frankreich — verjagen und vernichten wird. Trotz dieser Verehrung, die er ihm weihte, geriethen sie oft hart an einander, denn Can grande, von jungen Jahren, zu Lust und Scherz geneigt, fand einst Gefallen an einem Narren und fragte den Florenz-

tinier, der mürrischen Sinnes dabei stand: „Wie kann der Thor mich nur so belustigen und du nicht mit all' deinem Wissen?“ „Gleich gefellt sich zu Gleich“ — erwiderte Dante kurz.

Messer Guido Novello wußte die Kenntnisse, den Geist und staatsmännischen Sinn seines Gastfreundes besser zu schätzen, er gebrauchte ihn in manchen politischen Geschäften, und als sein Gesandter ging Dante 1321 nach Venedig, um mit der Signoria ein Bündniß abzuschließen. Den Päpsten mit ihren Ansprüchen auf Ravenna gegenüber hatte der Herr von Polenta eine sehr unsichere Stellung, die er durch jenes Bündniß stärken wollte. Die Venetianer aber, die erst vor kurzem wegen Ferrara's bitteren Streit mit dem päpstlichen Stuhle gehabt, wollten diesen nicht wieder verlegen und ließen Dante nicht vor. Das verwundete seine stolze, empfindliche Seele. Heimgekehrt starb er aus Gram am Tage der Kreuzerhöhung, 14. September 1321, erst 56 Jahre alt. Um ihn waren seine Söhne Jacopo und Pietro, einige Freunde aus Florenz. Mit Lorbeer bekränzt ward seine Leiche von den angesehensten Bürgern Ravenna's nach der Hauptkirche getragen, wo Guido Novello ihm eine prächtige Leichenrede hielt, und der Podesta Venedigs, Bernardo Bembo, ihm später eine Bildsäule auf dem Sarkophag errichten ließ.

Die Tragödie des irdischen Lebens war ausgespielt:

hic claudor Dantes patriis extorris ab oris

das ist der vorletzte Vers seiner Grabschrift: „Hier hat Dante den Weg beschlossen, vertrieben von heimischer Stätte.“ Was von ihm bleibt, für alle Zeiten bleiben wird, sein Lied, nannte er selbst nur *Commedia divina*, die göttliche, setzten bewundernd die Nachkommen hinzu.

Denn von trübem Anfang zum glücklichen Ende führt die Komödie, und sie redet nicht in erhabener, pomphafter Sprache, sondern einfach und ungeschminkt in dem Dialekte des Volkes, den auch die Frauen verstehen, so wunderbar begründet er den Titel seines Gedichtes. Es war noch im Zeitalter der Scholastik und der lateinischen Verse. Wollte er doch selbst anfangs in Virgilischen Hexametern dichten, und verächtlich schaute der Mönch, dem er einige Gefänge gegeben, zuerst auf die schmucklosen Worte, die Weiber und Kinder gebrauchen, ja — wenige Monate noch vor seinem Tode rieth ihm Ser Giovanni aus Bologna, dem einige glückliche lateinische Verse den Namen Virgilius eingebracht, in römischer Sprache einen historischen Stoff zu bearbeiten.

Ein unbefangenes Dichten ist nicht in Dante, ein durchaus absichtliches, künstliches. Von der großartigen Anlage und dem tiefen Sinn des Planes bis hinab auf das Spiel mit der heilig geschätzten Zahl Drei, bis auf das Wort stelle — die Sterne, das jeden der drei Gefänge beschließt — Alles ein überlegtes Schaffen voll mathematischer Berechnung, weit abseits von der Frische und Natürlichkeit Homer's. Wie sollten auch drei und zwanzig Jahrhunderte, die zwischen ihnen liegen, so spurlos vorübergegangen, so ganz zu Schutt geworden sein, daß Dante eine gleich jugendliche Welt hätte sehen können, wie der jonische Dichter? Die Kultur und das Wissen der alten Gesellschaft hatten tiefe Furchen im Boden der Erde zurückgelassen, unvertilgbare Runzeln — drückend liegt sie mit ihren Propheten und Philosophen — mit ihrem Virgilius und der Idee des römischen Kaiserthums, ihrer letzten Schöpfung, auf Dante's Stirn — dazu die

Gedanken der neuen Geschlechter, ihr Jenseits und noch mehr ihr Diesseits — drückend wie die Himmelkugel auf Herkules' Nacken. Ihm ist die Erde keine frische, im Morgenglanze ihres ersten Tages lächelnde Schöpfung; oben auf der Spitze des Purgatorium's, im irdischen Paradies, mögen Rosen blühen, nimmervertrocknende, mag für den abgebrochenen Binsenzweig ein neuer am Stamme hervorbrechen, aber hienieden sucht nichts als Nichtigkeit und Vergänglichkeit. Habe ich selbst, Dante Alighieri, Anderes gefunden als stets erneute Täuschungen, stets zerfallende Luftschlösser, endlich den Sieg der Lüge hienieden? Mußte Beatrice nicht sterben und der fromme Arrigo? Und es triumphirten der Panther und die Wölfin — Florenz, hochmüthig auf den Schein der Freiheit, Rom in der gestohlenen Glorie der Heiligkeit. Den Augen des Leibes zwar zeigen sich die Dinge, wie jener Panther im bunten, gesprenkelten Fell, glänzend und lockend, aber der Geist erkennt ihr Wesen als nichtig und hohl — den Schaumblasen der Wellen gleich. Von dem Reiz ihres Scheins geblendet, verlierst du dich in ihrer unermesslichen Fülle, in dem traurigen, wilden, ausganglosen Walde, wenn dir nicht die göttliche Liebe die Einsicht schenkt, daß die einzige Wahrheit all' dieses dich umwirbelnden und zerstreuenden Seins nur bei dem dreieinigen Gotte ist. Dann verfliegt vor deinem Auge alle Schönheit der Welt, und sie, die dich angeblickt und angelächelt, holdselig wie die Sirene, steht vor dir, ein elendes häßliches Weib. Sieh, da hat jenes Wort, das vor 1300 Jahren auf den Hügeln Palästina's der Nichtigkeit und Wandelung des Irdischen ein ewiges Jenseits entgegensezte, endlich eine Dichterstimme gefunden, die

ganze unendliche, wunderbare Ideenwelt des Mittelalters ihren Gefang, ihren Gefang vom Himmel, Fegfeuer und Hölle, von ihren Schlachten und Triumphen, Heiligen und Symbolen. Ein Lied von unergründlicher Tiefe gegenüber dem Epos der Griechen in seiner heiteren, allumfassenden Fülle, ein hohes Lied voll Allegorie und Mystik, wo jenes nichts bietet als den klarsten Spiegel, daraus noch je verklärt die Tugend der Menschheit geblickt; denn, wie gesagt, dies Lied sucht das Wesen der Dinge, ihren Grund und ihre letzte Wahrheit zu ergründen, es freut sich weder an Helena's Schönheit, noch bewundert es den Zorn des Achilles, wie Homer. Sollte der schöne Schein auch Gottes Auge verblenden können? Nein, wer gesündigt, hat seine Stätte in der Hölle. Darum, Francesca von Rimini, und wäre deine Liebe noch dustender gewesen als die schönste Blume des Morgens, hättest du noch mehr für Florenz und die Ghibellinen gethan, als du mit Kopf und Schwert gewirkt hast, o Farinata, du müßtest doch hinab in den glühenden Sarg der Ketzer, und der Sturm deiner Leidenschaft muß dich, du liebliche Gestalt, nie rastend umhertreiben! In ihren Visionen sahen irre Mönche, trübgestimmte Seelen oft jene Welt des Jenseits, die im Glauben der katholischen Kirche sich gegründet — feurig flammende Höllen, wuthschnauzende Dämonen, Regionen von Engeln mit Pfauensfedern, ein Paradies, von anderer Sonne erleuchtet, als wir sie schauen. Das Leben nach dem Tode war die große, wichtige Angelegenheit der Zeit, der Menschen; den Schleier suchten sie mit voreiliger Hand vom Grabe abziehen, tausend Sagen vom Jenseits liefen durch Aller Mund. Auch in Dante's Gedanken hatten sie Wurzel gefaßt, von

Tag zu Tag beschäftigten sie ihn mehr. Doch nicht jene Welt allein will er schildern, sie ist nur der Zauberschleier, d'rin seine Absichten, Zwecke und Ideen sich hüllen. Es ist keine Bußpredigt, sein Gedicht, kein Epos der Hölle — zeigen soll es, wie der Mensch, durch seinen freien Willen in Schuld verfallend oder sündenlos bleibend, der Gerechtigkeit unterworfen ist, zeigen soll es den Lebendigen in diesem Leben vom Elend zur Glückseligkeit den beschwerlichen Pfad: so schreibt er in der Widmung des *Paradieses* an *Can grande*. Eine Fahrt durch alle Nichtigkeiten, vom Schein der Dinge zum Wesen —

Zur Liebe, die beweget Sonn' und Sterne —

ein philosophisch Lied, das ist seine Komödie.

In der „*Vita nuova*“ spricht sich Dante's ganzes Hoffen und Glauben aus, als er noch nicht ahnte, daß auch Beatrice sterben müsse. Ihr Tod zerstörte diesen holden Wahn, und nichts Ubergängliches zeigte sich ihm als die Wissenschaft, jene Philosophie des Boethius, die sich mit der Erkenntniß tröstet, daß die Dinge ewig rollen, der Wechsel der Gott der Erde ist. Diese Liebe besingt er in den *Canzon*en des „*Convito*,“ des Gastmahls — und einmal erfüllt von diesem Hochmuth des Gedankens, der die Dinge zu beherrschen wähnt, weil er ihren nie rastenden Umschwung und die Gegensätze, die ihren Inhalt ausmachen und vernichten, erkennt und immer leidenschaftslos über ihnen zu stehen hofft, stürzte er sich in den Strudel der Welt, in die große Politik, den Wald, worin er um die Mitte seines Lebens, am Eingang der *Commedia*, sich verirrt findet. Da plötzlich, denn der Umschwung des Schicksals ergreift auch ihn und wirft ihn

aus dem Priorenpalaste von Florenz in die Armuth hinaus, vor fremde Stiegen — erweckt die göttliche Liebe, die vergeistigte Beatrice, *omnis beatitudo nostra*, seine Einsicht, die sich im Virgil verkörpert; nun sieht er sein Elend, seine Sünden sinnbildlich dargestellt im Inferno, klimmt in selbsteigener Buße und Herzenszerknirschung mit den sieben glühenden P. (*peccata*, Todsünden) auf der gesenkten Stirn den Berg des Purgatoriums hinauf, um von dort, an Beatrice's Hand durch alle Himmel fliegend, Seligkeit zu genießen, Wonnen, die nicht gesagt, noch besungen werden können. Das ist die allgemeine Geschichte des Menschengeschlechts, des christlichen — der Gedanke des Mittelalters, ein wenig abstract, farblos sogar — wenn der Vertreter dieser dreißig Geschlechter, die stumm seit zehn Jahrhunderten vorübergegangen, nicht er wäre, Dante Alighieri, der Ghibelline, der Verbannte — eine Seele voll zornigsten Hasses, ein einziges Feuer. Noch während seines Aufenthalts in Florenz, erzählt die Sage, hätte er die sieben ersten Gefänge des Inferno gedichtet, die Leute des Volkes, Eseltreiber und Schmiede, hätten sie gesungen und nach ihnen sei das berühmte Schauspiel der Todten an einem öffentlichen Feste aufgeführt worden, bei dem die Brücke Caraja unter den lustigen Spielern zusammenbrach, und der Arno die Meisten verschlang. Möglich, das aber ist gewiß, die Hölle, die uns vorliegt, ist in der Verbannung gedichtet und vollendet, ein Gesang langer Mühen und Jahre, der den Dichter „mager gemacht.“ Nicht plötzlich wurde die lodrende Fackel seiner politischen Leidenschaft die ruhig leuchtende Flamme der Gotteserkenntniß; später, als er müde von der Höllenfahrt, gebeugt und gebrochen zu Ravenna saß,

mochte sein Auge ganz frei vom Elend in die Glückseligkeit empor schauen, wie ein Adler in die Sonne, weil weil eben auf Erden Alles aus war, die Ghibellinenpartei auf immer verspielt hatte — da mußte wohl die Seelenstimmung, die ihn vom Irdischen abgewendet, sich immer schärfer in den letzten Gefängen aussprechen, das Samenkorn der Philosophie und der Mystik, das schon im Plane lag, mit jedem Tage höhere Schößlinge treiben. Aber zuerst — als er, „die blasse Wuth im Gesichte,“ im Rath der thörichten Bianchi saß, als er sein Buch *de monarchia* von der Macht und Vollkommenheit des Imperators schrieb, als er Heinrich VII. sein: „Vorwärts auf Florenz!“ zurief — wie anders zeigte sich ihm da die Welt, wie sehr lag er da selbst noch in ihren Schlingen! Zwar stand Beatrice immer an seinem Himmel, der Stern der Verheißung, aber seine Liebe gehörte den Ghibellinen und dem frommen Arrigo. Das Inferno trägt durchaus den Charakter eines politischen Gedichts, und die Leidenschaft, die aus ihm spricht, sichert ihm seinen Vorzug vor den beiden andern Abtheilungen. So betrachtete auch der Cardinallegat Bertrando di Poggeto des Dichters Werk, der die Monarchia verbrennen ließ und die Gebeine Dante's als die eines Ketzers ebenfalls dem Feuer überliefern wollte. Zu vereinigen suchte Dante Italien unter einem Kaiser, es frei zu machen von den Päpsten und seinen unzähligen Tyrannen, mächtig, geehrt nach außen, gerade wie Macchiavelli. In einem klugen, verständigen Herrscher sahen sie das einzige Heil gegen die Zerrissenheit und Ohnmacht ihres Vaterlandes, auch sie wünschten ein weltumfassendes Imperatorenthum. Wie die *divina Commedia*, so nennt auch das Buch vom

Fürsten nicht den Namen dieses Netters — wie konnten sie solch große Umgestaltungen an einen vergänglichen, hinfälligen Menschen knüpfen? Zuweilen mag Dante an Heinrich VII., an Can grande gedacht haben, Macchiavelli an Cesare Borgia — aber bestimmen läßt es sich nicht, am wenigsten bei Dante, dem der politische Heiland auch als neuer Prophet und Sittenlehrer erscheint, der Sinnlichkeit und Geiz von der Erde verbannen wird. So stehen sie bei einander, sich die Hände reichend, beide Florentiner, Seelen von antikem Gepräge, mit schmerzzerwühlter Miene, mit ihrem erhabenen, idealen Gedanken, der ihnen nichts eingebracht, als Verkenennung und ein trauriges Leben; so sinken sich im Purgatorium Virgil und Sordello, der provencalische Sänger, in die Arme, als der Erste beginnt: „Mantua —“ und Zener aufspringend ausruft: „Mantuaner! Schau, ich bin Sordello, aus deiner Stadt!“ Und um sie das zerrissene Italien, „die Stätte des Leidens, wo Einer den Andern nagt, umgeben von Graben und Mauer, wo jeder Schuft, der Parteien stiftend umherläuft, als Volkstribun begrüßt wird. Die Elenden, die das große Ganze aus kleinem, engherzigen Hass, ihrem gemeinen Vortheil zu lieb, zertreten.“

Doch nicht diese scharf ausgesprochene politische Richtung, die gewaltige Energie einer edlen Seele, die verachtungsvoll auf die Erbärmlichkeit ihrer Zeitgenossen blickt, machen den Werth des Inferno aus, denn sie finden sich in vielen Gefängen des Purgatorio und in manchen Versen des Paradiso wieder, sondern vor Allem seine dramatische Entwicklung, die fortwährende Steigerung seiner Effecte. Bei der Ersteigung des Segesfeuer-

berges geht der Dichter zwar mühsam, aber gefahrlos hinan, kein Dämon kann ihn mehr von Beatrice zurückhalten, ihr entgegen wird er durch die Flammen springen; im Paradies ist endlich selbst diese Beschwerlichkeit von seinen Schultern genommen, frei fliegt er im unendlichen Raum, wir fürchten nicht mehr für ihn, wir wissen ihn glücklich und sicher. Schon Lucretius rief aus: „Schön ist's vom sicheren Strande aus die Schiffer mit Sturm und Wellen ringen zu sehen.“ So ist die Hölle, eine Wanderung gefahrvoll wie die des Odysseus. Welch' ein Bild gewährt gleich der Anfang; im Walde irdischer Dinge verirrt, sieht der Dichter das Morgenroth am Berge leuchten, auf dem der Heiland starb; er will hinan mit sehnsuchtsvollem, begeisterten Herzen, da dräuen ihm der Panther, die Wölfin und der Löwe entgegen, die drei Laster der Sinnlichkeit, des Geizes und des Stolzes, welche die Menschheit verderben. Endlich naht zu seiner Rettung Virgil, den sie aus dem Vorhofe der Hölle gerufen, die *omnis beatitudo nostra*, um den Freund zu führen. So steigen beide zur Unterwelt hinab — am 25. März, dem Tage, wo Gott die Welt geschaffen, Christus empfangen und gestorben ist. Nun ist er der einzige Lebendige unter ewig gequälten Seelen, im ewigen Dunkel, umsonst sucht sein Auge den Himmel und die Sterne. Schlafend zwar fährt ihn Charon über den Acheron — aber da sind wir vor der Stadt des Dis. Hohnlächelnd schließen die Teufel die Thore, auf den Mauern erscheinen die Furien mit dem Medusenkopf — kein Ton durch die Dede als endloses Klagen, endloses Höllengelächter, durch die schwere dunkle Luft rothglühend der Regel des Thurms; Virgil selbst erblickt. Erst dem

Zauberschlag des Engels öffnet sich das flammende Thor, die Wanderer steigen hinab, rastlos, immer tiefer bis zur fünften Bulge. Die Dämonen Wirrebart, Bierbrand, Giftdrache und mehr solcher Gefellen begleiten sie längs des Pechsees, d'rin die Betrüger stecken. Weh denen, die ihr Haupt erheben! O elender Ciampolo, der du im Leben die Navarresen und deinen eigenen König Thibaut viel betrogen, warum stecktest du lauschend den Kopf hervor? Seine Gabel wirft dir Wirrebart in's Haar, so zieht er dich heraus, damit du den Dichtern Rede ständest. Eine Scene wie von Höllendreughel gemalt — phantastische Gestalten in schwefelgelbem Feuer. Und endlich das Hinabklimmen von Zotte zu Zotte am Leibe Lucifer's, wie von Felsstück zu Felsstück, der Gang durch den Mittelpunkt der Erde, welch ergreifende, wunderbare Phantasieen! Ich will das oft gesprochene Wort nicht noch einmal wiederholen, daß Qualen leichter zu schildern seien, als Seligkeiten und fesselndere Gewalt besäßen; nicht die Mannigfaltigkeit der Strafen, die Dante's Verdammte leiden, offenbart seine schaffende Phantasie und seinen Kunstsin so sehr, als die Kraft und Gedankentiefe, mit der sie der Schuld angepaßt sind. So treibt derselbe Sturm der Leidenschaft, der auf Erden Francesca und Paolo Malatesta in Sünde und Tod stürzte, sie in der Hölle zu ihrer beständigen Qual umher, es büßen die Tyrannen im Blute, das sie vergossen, den Dieben, die fremdes Eigenthum stahlen, rauben hier die Schlangen ihr einziges Besizthum, die menschliche Gestalt. Das Größte aber im Dante scheint mir die Schilderung seiner Helden — in kurzen, pathetischen Worten — mit einem Zuge, da stehen sie, unvergeßlich, wie Erzbilder, starr und

groß! Seht Brutus, wie er mit dem Haupte aus Lucifer's Rachen ragt — im Schmerz sich drehend, aber lautlos; wie Farinata bis zur Brust aus dem glühenden Sarge sich emporhebt, der Hölle und aller Dämonen spottend; wie Graf Ugolino in den Schädel des Bischofs von Pisa hineinbeißt. Welche Menschen! Wie trotz aller Verbrechen noch auf ihren Stirnen der Adel eines hohen Sinnes, wie das letzte, unverlöschbare Zeichen ihrer Gottesnatur, liegt, auf keinen so leuchtend als auf denen der drei Florentiner, auf die der Regen fällt, der Sodom zerstörte — in ihre Mitte wäre er gerne hinabgesprungen. Und neben diesen Flammen, auf dem mitternächtlich dunklen Grunde ewiger Dürstert und Trauer, die zwei Gestalten, Francesca und Brunetto, sein Lehrer. Ein Bild wie aus Sonnenstrahlen gewebt, ätherisch, duftig ist diese Francesca — die Blume eines Tages; wie ein Zauberlied klingen ihre Worte noch lange fort, wenn der Sturm sie dahingerissen, Aeolsharfenklänge durch Gewitter, die Worte:

„Ach, rasch befängt die Lieb' ein edles Herz!“

Und du, armer Brunetto, schleich' nicht so gebückt einher mit deinem gebakenen Gesicht, welche größere Ehre konnte dir werden, als Dante dir erweist, sich vor dem Verdammten neigend? Doch die feurigen Flocken, die auf dich fielen, brannten zu sehr, als daß du lange mit ihm von vergangenen Zeiten hättest reden können! Großartig baut sich das Inferno auf, unter der Erde, gerade unter Golgatha, bis zur anderen Halbkugel hinab, ein neuer Thurm von Babel, gegen den der Berg des Purgatoriums gering und unbedeutend erscheint. Doch ist es etwas

Edles um diesen Felsen, die sinnige Darstellung eines schönen Gedankens: hinanklimmende Reue und Buße bis zu den Pforten des Paradieses. Eine freie, ungestrungene, menschliche That, die den Himmel gewinnt. Verschmäht ihn nicht, diesen Pfad, weil er gefahrlos ist, keine Schrecknisse euch an seinem Rande entgegenstarren — weil ihr geduldig seine lange Beschwerlichkeit ertragen müßt, wie die Reue selber kömmt zögernden Fußes. Lieblich sind seine Windungen und Wiesen, wo Blumen blühen von schönerer Farbe und glänzenderem Lichte als die Edelsteine der Erde. Wenn ihr um einen Vorsprung des Felsens biegt, tönen euch liebliche Gesänge entgegen, Worte der Bergpredigt, fortvallend in heiterer, leis bewegter Luft, den Schwingungen eures eigenen Herzens antwortend, das immer höher der Seligkeit entgegenwallt. Helden seht ihr auf dem Rasen sitzen, fürchtet nicht zu ihnen zu treten, denn hier sind Alle Brüder, Engel schweben hinauf und hinab, und wenn eine Seele in selbsteigener Tüchtigkeit und Willenskraft sich zum Himmel erhebt, wie jetzt die des edlen Dichters Statius, der auf Erden ein heimlicher Christ gewesen, so erhebt der ganze Berg: *Gloria in excelsis Deo* — rufen die Blütenenden — Ehre sei Gott in der Höhe! Heilige Frauen wandeln blumenpflückend an murmelnden Bächen, bis endlich sie selbst auf dem heiligen Wagen erscheint, den der wunderbare Greif — Christus — zieht, sie — meine ganze Seligkeit. Auf solchem Wagen fuhr nie ein Triumphator des alten Roms zum Kapitol hinauf, so glänzte selbst der Wagen nicht, den Phaeton bestiegen. Wohl hat sich nun erfüllt, was dir einst dein Dichter versprochen, *Beatrice Portinari*, dich zu feiern, wie nie

eine Sterbliche gefeiert worden — da bist du, aus der Blumentwolke steigend, mit einem Delzweig den weißen Schleier kränzend, im grünen, flatternden Mantel — du siehst ihn an mit deiner Augen wunderbar geheimer Gewalt, schauest ihn an — hinein bis ins Herz; da liegt er vor dir, bei dir, zu deinen Füßen, ganz hingerissen von

„der großen Mächtigkeit der alten Liebe.“

So ist der Mensch, wenn er das Leben und seine nichtigen Bestrebungen erkannt, durch Betrachtung wieder zu dem alten, kindlich vertrauenden Glauben seiner Jugend zurückgekehrt, aber reicher an Wissen und tiefer in seinen Empfindungen. Der Vorwurf ist schon wahr, daß, einmal aus den Pforten der Hölle, die Kommedia ihre dramatische Bewegung verliere, und nun Gespräch an Gespräch sich reihe, meist moralischen, philosophischen Inhalts, über das Wesen der Liebe, der Seele — nicht ohne Kunst und Wärme, aber doch kalt wie Mondleuchten. Wie grotesk nimmt sich der feuerfarbene Glaube, die Hoffnung, deren Kleid und Glieder grün wie Smaragd sind, gegenüber den Göttern des Homer aus. Sollen wir an diese Wesen glauben? An den Greif, dessen Glieder von Gold waren, so weit er Vogel, das ist: himmlischer Natur, das Andere dagegen weiß, mit Purpur untermischt — wo nämlich der Löwenleib, die irdische Natur, beginnt? Was klümmert es uns, daß dadurch das Wort des Hohenliedes sich erfüllt: „Mein Geliebter ist weiß und roth!“ Solche Allegorien rauben dem Gedichte allen Reiz und machen es zu einer kalten, moralischen Abhandlung, nur von historischem Werth, die Stimmung jener Zeit zu erkennen. Wenige Stellen im

„Paradiso“ ausgenommen, endet die eigentliche Dichtung mit Beatrice's Erscheinung, da ist nicht nur ein poetischer, sondern auch ein philosophischer Abschluß. Er hat erreicht, warum er in den Qualen der Hölle, in Reue und Scham gerungen, die Geliebte — den ersten Glauben — und sie, die göttliche Liebe, hat das verirrte Lamm, den Freund, der schon in Irrthum und Sünde verloren schien, durch Betrachtung geläutert wiedergefunden. Was sind uns dagegen die Heiligen in den sieben Himmeln, die Cherubim und Seraphim? Was sind wir ihnen? Das Alles ist Trüdel geworden im Lauf der Jahrhunderte, Thomas von Aquino und Bonaventura mit ihren Folianten — vergessener Trüdel. Keine noch so prächtige Schilderung, keine Bilder von quellendem Wasser, von lieblich weckenden Uhren und heiligen Mührädern, mit denen er den Kreis der himmlischen Lichter vergleicht, können diese Todte für uns wieder lebendig machen. Das „Paradiso“ ist ein Trümmerfeld vergessener Symbole, verblaßter Gedanken, wie die Sandwüsten, d'raus die Ruinen Ninive's sich erheben. Wie er selbst den Oderisi von Gubbio sagen läßt, der einst so stolz war, als er noch Miniaturen malte:

„Nichts Ander's ist der Weltruhm, als das Wehen
Des Windes, der bald dorthier kömmt, bald daher,
Und weil er Richtung wechselt, Namen ändert.“

Wie Wehen des Windes! — doch etwas Bleibendes, Fortdauerndes lebt in jeder wahrhaftigen That, ein fortwachsendes Samenkorn, wie viel mehr in einem Werke, das all die zerstreuten Körner von zehn schweigenden Jahrhunderten sammelt und sie zu einem Baume ewigen Lebens heranreifen läßt — ja, ewigen Lebens, der

aus dem Schutt des Mittelalters sich in ureigener majestätischer Pracht erhebt. Diesem Italien, das ihn nicht verstand, kaum ihm ein Asyl gewährte, gab dieser wunderbare Genius eine harmonische Sprache, einen Gesang, der durch die Tiefe seiner Gedanken, die Lebendigkeit und eigenthümliche Kraft seiner Bilder und seines Ausdrucks für alle Zeit fortklingt. Das war wenig, daß fünfzig Jahre nach seinem Tode Florenz, die Mutter voll geringer Liebe, einen Lehrstuhl errichtete, sein Gedicht zu erklären, seine Leiche aus Ravenna zurückhaben wollte; sein Ruhm ist größer, kein Wehen des Windes — und so schaut er hinaus, wie ihn Giotto gemalt, mit seinem traurig = ernstern Gesicht in die Jahrtausende, suchend den Retter Italiens, den Heiland der Welt, dem sein Lied vorantwandelte — wie Johannes Baptista einst dem Herrn — das Lied:

„Woran gedichtet Himmel hat und Erde!“

Corquato Tasso.

Nur an geistig begabten Menschen wird Elend und Schmerz in seiner ganzen, bittersten Schärfe offenbar. Nicht allein empfinden sie länger und tiefer jeden Kummer, sondern mit ihm zugleich die Ungerechtigkeit des Geschicks, das sie erniedrigt, um die Mittelmäßigkeit zu erhöhen. Denn dieser gehörte von jeher die Welt und ihre Genüsse, und den Geistern, welche der Menschheit Zierde und Ruhm sind, fiel als Erbe Arbeit und Armuth zu.

Nach den Legenden des Mittelalters trugen manche Heilige die Wundmale Christi sichtbar an ihrem Leibe. So ist ein tiefer Schmerz auch ein Stigma des Genius. Also von Groll und Zorn gemartert, ist Dante in schmachlicher Verbannung durch Italiens Landschaften gezogen; so, in Bitterkeit und Gram groß geworden, saß Camoëns schiffbrüchig auf der Klippe des Indischen Meeres; ist Cervantes in Dürftigkeit gestorben; so mit zerrissener Seele, für wahnsinnig erklärt, stand Torquato Tasso im St. Annenhospital zu Ferrara hinter den Gittern seiner Zelle und diente dem Fremden zum Schauspiel.

Torquato Tasso! Wer hätte nicht von ihm gehört? Vernommen, daß in Florenz und Venedig noch heute die Straßen von dem Gesange seiner Stanzas des Abends

widerhallen? Wem träte die edle Gestalt des Dichters an Leonorens Hand nicht aus Göthe's Drama wie aus goldenem Rahmen entgegen? Nun liegen auf seinem Grabstein zu Rom im Kloster San-Onofrio die Lorbeerfränze von zwei Jahrhunderten und bedecken mit ihren Zweigen die einfache, halbverwischte Inschrift: „Hier ruhen Tasso's Gebeine“ — die ihm ein Freund wenige Monate nach seinem Tode 1595 gesetzt, das beste Ziel so vieler Irrfahrten, so vieler Mühen!

Zwanzig Jahre früher gab es am prächtigen Hofe von Ferrara keinen größern Dichter und keinen bessern Ritter als Tasso und ein Wort ging durch Aller Mund: „Weder mit dem Degen noch mit der Feder thut es Einer dem Tasso gleich.“ Damals lächelten ihm glückliche Tage, Frauenliebe und Fürstengunst. Der Sohn eines Dichters, Bernardo Tasso's aus Bergamo, wo ihre Familie manches Haus und schöne Gärten besaß und Porzia's de Rossi, zu Sorrent am Strande des Meers geboren (11. März 1544), haben die Musen begabend, aber nicht schützend an seiner Wiege gestanden. Sein Vater, ein Anhänger Ferrante's, des Prinzen von Salerno, der sich mit dem französischen Hofe in geheime Verbindungen gegen Karl V. eingelassen, ward in den Sturz seines vornehmen Freundes mit hineingerissen, von dem spanischen Vicekönige Neapels 1552 verbannt und seiner Güter beraubt. Vor Kurzem war der junge Torquato in die Jesuitenschule nach Neapel geschickt worden, er galt für ein frühreifes Talent. Einjährig hatte er schon die Verse seines Vaters, das Lied vom Amadis von Gallien, gestammelt; was Wunder, daß seine Seele voll ward von Harmonieen, ideale Gestalten durch seine Träume gaukelten? Die frohe Ausgelassenheit der

Jugend besaß er nicht, in sich gekehrt, auf einsamen Spaziergängen lernte er die Gedichte Homer's und Virgil's, sonst war er harten, stolzen Willens, er lachte selten und weinte nie. Dem Rufe des Vaters 1554 in die Verbannung folgend, „wie einst Ascanius mit ungewissem Schritte dem Aeneas nachging,“ aus den Armen seiner ältern Schwester Cornelia gerissen, vom Herzen der Mutter, eilte er unftet, ruhelos von Rom nach Bergamo, von Pefaro nach Benedig, wo Bernardo seinen „Amadis“ drucken ließ. Und inmitten dieser Wanderungen, oft liebevoll und freundlich aufgenommen, wie bei den Herzögen von Urbino, oft mit seinem Erzieher Angeluzzo in traurigen Bauerhütten übernachtend, liest er griechisch und lateinisch, Horaz und Euripides; zu Benedig, im Umgang mit literarisch gebildeten Männern erfüllt er sich mit den Tendenzen, welche die Zeit und die Literatur bewegen, mit dem Gedanken, sich in ihr auszuzeichnen. Zuweilen ergreift ihn — inmitten seiner Hoffnungen — das Gefühl seines Allinstehens, seiner gänzlichen Verlassenheit. „Du aber, o meine Mutter“ — ruft er später, in diesen Erinnerungen verloren, aus — „wohin sind deine Küsse? Wie haben die flüchtigen Winde all deine heißen Gebete spurlos dahingeweht! Ach, niemals seit jener schmerzlichen Trennung hat dein Antlik wieder auf dem meinigen geruht.“ Solch leidenschaftliches Herz — zum Unglück und zur Dichtkunst gleichsam prädestinirt, wollte Bernardo zum Studium der Rechte zwingen; damit sei Ehre und Geld zu erwerben, meinte er, nichts als Dornen mit Gedichten. Drei Jahre mühte sich Torquato auf der Hochschule zu Padua, dem Willen des Vaters zu genügen, drei verlorene Jahre, sagte er später, obwol nicht ganz verloren, denn

hier lernte er Plato und Aristoteles kennen, bis endlich die Stimme seines Herzens siegte; die Helden und Damen der alten Lieder und Romane, die er gelesen, die des Vaters eigenes Werk verherrlichte, ließen sich nicht länger zurückdrängen, sie standen neben ihm, vor ihm, er war in ihren Banden. So dichtete er siebzehnjährig den „Rinaldo“, ein Epos im Geschmack des Ariosto, das die Liebe Clarice's von Gaskogne zu Rinaldo, dem Heimonssohn, feiert. Nur die Bitten des jungen Cardinals Ludovico d'Este, seines Gönners, dem das Lied gewidmet, konnten den strengen Vater bewegen, seine Einwilligung zum Druck zu geben. „Denn,“ fragte er Torquato, „was nützen dir, was lehren dich die Dichtkunst und jene eitle Philosophie, der du deine Tage schenkst?“

„Deinen Zorn und jegliches Geschick mit Geduld zu ertragen.“

Jegliches Geschick! Wenn du verzweifelt im Irrenhause den Kopf an die Wand stießest und in Fieberphantasien mit Dämonen zu sprechen wähtest, die an deinem Lager standen, was war dein einziger, letzter Trost, wenn nicht deine Leier? „O edler Stigliano,“ ruft er einem jungen Dichter zu, „steige kühn den Parnas hinan, dort wirst du an einer Chypresse meine Leier aufgehängt finden, grüße sie von mir, sag' ihr, daß ich daliege, vom Schicksal bezwungen und von Jahren.“ Nicht nur sein Trost, sie war auch sein einziger Besitz, als er gleich Arion in das Meer des Lebens sich stürzte, in die flüchtigen Wellen der Hofgunst und der Liebe. Mit dem Erscheinen des „Rinaldo“ 1562 trat er aus seiner bisherigen Verschollenheit heraus; mehr gelobt, als er verdiente, so bescheiden er selbst nur Messer Ariosto's Spuren nachzugehen be-

hauptete, doch von manchem Reider des ferrarischen Homer als der größere Dichter begrüßt, aufgenommen in literarische Akademien, von der Universität Bologna feierlich zum Besuche eingeladen, zog er die Blicke Italiens auf sich.

An Glanz, Kunst und feiner Sitte überstrahlte das damalige Italien weit jenes parteizerrissene, kampferwüstete, das Dante's Fuß durchirrt. Wenige Tage führten jetzt den Wanderer auf gebahnter Straße von dem Hofe der Gonzaga in Mantua nach Urbino's prächtigem Herzogsschloß, von den Bildern Corregio's zu den Madonnen, die Rafael's noch jugendlich ungeübte Hand gemalt, nach Ferrara zu den Este, wo Alfons II. eben mit Turnieren, Maskenscherzen und Tänzen seine Heirath mit Barbara von Oestreich feierte, nach Florenz, wo über den Pforten von Palästen und Gärten die freiheitvernichtenden Kugeln der Medici praugten. Eine feine, auserlesene, aber entsetzliche Gesellschaft, ein entartetes Geschlecht, das im Anschau und Bewundern idealer Gestalten, im vollen Sinnenrausch männliche That und ein edles Wollen vergessen. Die Barbaren von jenseits der Alpen hatten gesiegt, trotz Julius' II. und Machiavelli's, der Kampf der Welt, der fast fünfzig Jahre auf diesem Boden getobt, hatte die Männer auf furchtbaren Schlachtfeldern vernichtet, jede Selbständigkeit geknickt. Nun saßen zu Mailand und Neapel die trockigen Spanier, die Hand am Schwert; nur aus Gnade hat der große Kaiser Karl V. den Fürsten das Scepter gelassen, welche dieser Sturm nicht von ihren Thronen geschüttelt. Was blieb diesen Menschen, die in gegenseitiger Eifersucht, in Argwohn und Neid, nicht einzugeworden wollten noch konnten, gegen die Hakenbüchsen der Barbaren? Schweigende Untertwerfung, ein Hinüberhücheln

in die friedlichen Kreise der Kunst; dort waren mit Meißel und Farbe, mit Nichtmaß und Feder noch Werke zu schaffen, Gedanken auszudrücken, unsterblicher und lebensfähiger, als spanische Weltreiche und Barbarenschwerter; St. Peterskirchen, Madonnen und Heilige, ein „Befreites Jerusalem!“ Diesem allgemeinen Streben und Geschmack kamen die Fürsten entgegen; der Glanz, den Gelehrte, Dichter und Maler um sie verbreiteten, sollte ihnen den Ruhm ersetzen, den bessere Vorfahren durch die Waffen und ein staatskluges Walten gewannen. Andererseits ist es das Ziel aller italienischen Literaten in diesen Tagen gewesen, an einem Hofe zu Ehren und Ansehen zu kommen, mit einem Jahrgelde belohnt, leichtem Dienste und den Musen zu leben. Denn nach dem Untergang der städtischen Gemeinwesen, dem Erlöschen republikanischen Sinnes ging von dieser Aristokratie, die statt des zweihändigen Mitterschwertes den Federhut und den Kammerherrnschlüssel führte, alles Licht aus, sie war wie eine planetarische Sonne, um welche die Künstler als kleine Gestirne sich drehten. Auf eigenen Füßen zu stehen, und sei es in Holzschuhen, kam nicht Einem von ihnen in den Sinn, am wenigsten Torquato Tasso, den seit seiner Jugend Träume glücklicher Zukunft von ungetrübter Ruhe im Schatten eines Thrones nicht verließen, Träume eines Ritters und eines Dichters. Denn von so adeligem Geschlechte, „daß er auch den Vornehmsten nicht zu weichen brauchte,“ nur durch die Ungerechtigkeit des Vizekönigs und seiner Verwandten des väterlichen und mütterlichen Erbes in Sorrent beraubt, hielt er die Hofburg für den einzigen Ort, wo er hingehörte. Später freilich wird er schmerzlich enttäuscht ausrufen:

„Was sprach ich nicht — leb' wohl, o Hof! und kehre
Zum Wald zurück, der Frieden mir gewährte!“

Männlich schön, mit dichtem, braunem Haar und Bart, die Augen blau, strahlend und doch sanft, voll melancholischen Ausdrucks, echte Dichteraugen, ernst und in sich gefehrt, selten ein halbes Lächeln auf den bleichen Lippen, immer tiefschwarz gekleidet, betrat er auf Bitten des Cardinals von Este als sein Cavalier zum ersten Male 1565 Ferrara, gerade während der Hochzeitsfeier des Herzogs. — Lanzenbrechen, nächtliche Tänze, Helmbuschgeflatter, Liebesgefänge zur Laute, edle Herren und Damen in Sammetgewändern, mit Perlen und Smaragden geschmückt, jene ganze romantische Welt, die durch sein einsames Studierzimmer zu Padua wie eine leuchtende Zauberei gegauckelt, begrüßte ihn hier in frischer, lebensvoller Wirklichkeit. Diese Eindrücke waren bestimmend für mehr als die Hälfte seines Lebens; er erlag ihnen leicht mit seiner empfänglichen Natur. Seinem Wesen fehlte das Männliche, das Erobernde, er mußte immer ein Spielball der Winde sein. Drei Frauen waren es, die ihm bei seinem Eintritt in diese ausschließlichen Kreise verhängnißvoll begegneten. „In ihren Zügen, in ihrer Haltung schien die Natur geschrieben zu haben, wir sind drei Schwestern, ich lobte sie alle, bis mich die eine ganz bezwang.“ Die Andern erblickten, wie ein Stern vor der Sonne, du zuerst, liebliche Laura Peperara, sein Morgenstern! Dir flog sein erster Liebesblick zu, als er, noch ein junger Mensch, dich 1564 zu Mantua sah, so rasch und flüchtig, wie eine Wolke an der Sonne vorüberzieht, wie am Charfreitag im Dom von Avignon einst Petrarca seine Laura gesehen. Da

warst du ihm die lieblichste Nymphe, „der Hauch seines Lebens.“ Tröste dich, daß die Andere,

Die schmucklos selbst die Schönsten überwindet,

dich aus diesem treulosen Herzen verjagte; ganz wird er dich nicht vergessen und bitter beklagen, daß du die Gattin eines bessern Mannes geworden. Doch sie, die ihm jene Leidenschaft einflößte, ach! er weiß nicht, soll er sie seine Freude oder seine Qual nennen!

Den Tag, wo deiner Stirne heit're Schönheit
Zuerst sich meinem blöden Auge zeigte
Und ich der Liebe Allmacht d'rauf erkannte —
Wenn Ehrfurcht nicht und Staunen mich versteinet,
In ihre Fesseln rasch mein Herz geschlagen:
Zwiefachen Todes wär' ich da erblickten.

Es ist Eleonore von Este.

Bei jenen Festen sah er sie nicht, Krankheit hielt sie damals in ihren Gemächern gebannt. Darauf, als der Cardinal Ludovico nach Rom gegangen, ist es Lucretia, die ältere Schwester — schon im „Rinaldo“ hatte er sie gefeiert als aller Tugend und Schönheit Blüte — gewesen, die ihn den Geschwistern, Alfons II. und Leonoren, vorgestellt. Unvermählt, obgleich Lucretia schon 31 und Leonore nur ein Jahr weniger zählte, waren die beiden Schwestern von ihrer hochgebildeten, feinfühlenden Mutter, Renée von Lothringen, der Gemahlin des zweiten Ercole, seit frühesten Jugend in strenger Zucht und Frömmigkeit erzogen worden. Den italienischen Dichtern war die Schmeichelei so geläufig, daß es nicht eine Gräfin an diesen Höfen gab, die sie nicht mit Aphrodite oder Artemis verglichen hätten, darum will ich die Blumen, mit denen Pigna, Guarini und Tasso die Schwestern bekränzt, nicht

alle für echte und frische halten, aber gewiß sind es kunstliebende, edle Frauen von reifer Schönheit gewesen:

Der Sonne gleich, wenn sie des Mittags strahlt,
wie auch Brantôme rühmt: sie beschämten mit ihrem Wissen die Klügsten und in einem schönen Körper hatten sie auch eine schöne Seele. Die Eine, voll, goldlockig, mit klugblitzendem Auge, raschen, hastigen Ganges, sie spricht viel und leidenschaftlich, gern sitzt sie zu Pferde und jagt durch die Wälder, sie liebt Tänze, Gefänge, lächelt, wenn die Dichter ihre weiße Hand rühmen, schmückt ihr Haar mit Schleifen und Perlen, die sie nachher verschenkt, das ist Lucretia d'Este. Leonore, die Schwester, lebte zurückgezogen, immer kränkelnd, in schwermüthiger Stimmung,

Vor Lauscher Blick und Lobe geht verschleiert
Sie einsam stets einher und ungefeiert.

Das Volk hielt sie für eine Heilige, und wenn der Po bei großer Ueberschwemmung die Stadt verschont hatte, ein Erdbeben ohne Verderben anzurichten vorübergegangen war, schrieb es ihren Gebeten solche Wunder zu. Selten erschien sie in großen Versammlungen, im Lustschloß von Belriguardo, oder noch entfernter von Ferrara, im stillen, rosenduftenden Consandoli war ihr am wohlsten. So sah sie Tasso. Schon die Neigung zur Beschaulichkeit, zum einsamen Leben mit der Natur und eigenen Gedanken, die Beide erfüllte, mußte sie einander näher bringen, mit jedem Tage sie sich werther und unentbehrlicher machen. Gewiß, es vergingen ihnen glückliche Stunden! Welche Empfindungen mußten da in dem Dichter wach werden, der bis jetzt seine Nächte in Studien verbracht und nun zu den

Füßen einer schönen Frau, von ihrem Blick beseelt, seine Gefühle für sie in melodischen Klängen aussprechen durfte. Sie war jene Sophronia seines Liedes, die heldenmüthige, heilige Jungfrau, die, um das Verderben ihres Volkes abzuwenden, sich dem Tyrannen als Opfer darbietet, und er selbst, ist er nicht Olint, dem der Tod als Seligkeit erscheint, wenn er ihn an ihrer Seite trifft?

Zu gleicher Zeit mit mir wirst du vergehen,
Wo dann dein letzter Hauch noch mich umschwebt!

In solchen erträumten Wonnen gefiel er sich. Und Madonna Leonore sah ihn gern, sie ging stundenlang allein mit ihm durch die Gärten, von seinem Gedichte redend, seinen Plänen, aber heftige Leidenschaft blieb ihrer ruhigen Seele fern, in ihrem Wesen und ihrer Erscheinung lag etwas Marmorkühles, Hoheitvolles, sie mochte, als er von Olint und Sophronia vorlas, Thränen vergießen, ihm scheidend mit der Hand noch einmal winken, aber ein maßloses Gefühl konnte in ihr nicht mächtig werden.

Und Tasso's Leidenschaft selbst, war sie so fest, wahr und treu? Ich fürchte fast, die Phantasie hat mehr als einmal matte und erloschene Flammen wieder zum augenblicklichen Leuchten angefacht, mit ihnen gespielt. In dem Zauber einer harmonischen Sprache, mit Bildern aus der alten Götterwelt geschmückt, sind uns seine Empfindungen überkommen, alles tadellose, wohlgefeilte, bewunderungswürdige Sonette, die schmale Grenze ist schwer zu erkennen, die hier Wahrheit und Dichtung scheidet. Doch, wie dem auch sei, Leonore blieb sein Ideal, ihm unerreichbar, „aber was soll der fürchten, den die Liebe ermutigt? Zwar Ikarus und Phaeton stürzten in frevelhaftem Wagniß, aber den Endymion hob Diana zu sich empor.“

Schon erreichte ihn auch der Haß und die Mißgunst der Menschen. Da ist vor Allem ein gelehrter, fleißiger Forscher, der beständig in den Archiven nach Urkunden und Chroniken zu seiner Geschichte der Este sucht, Baptista Pigna, ein Mann von feiner Bildung und nicht ohne glücklichen Wig, indeß er schreibt Verse und kann es Tasso nicht verzeihen, daß er ihn bei seinem Werben um die liebe Lucretia Bendidio entgegengetreten. Madonna Leonore suchte zwischen den beiden Feinden Frieden zu stiften und bewog ihren Schützling, die drei Canzonen Messer Pigna's mit einem vortrefflichen Commentar über die tiefsten Fragen der Liebesphilosophie zu versehen, um die Gunst des mächtigen Mannes wieder zu gewinnen. In diesen schwierigen, spitzfindigen Untersuchungen war Niemand bewanderter als Tasso, der damals in öffentlicher Sitzung zu Ferrara vor Damen und Herren funfzig Thesen aus dieser Philosophie mit vielem Feuer, Kenntnissen und logischem Scharfsinn vertheidigt hatte, vorzüglich die, daß der Mann stärker und beständiger liebe als das Weib, noch dazu gegen eine Dame, Orsina Cavaletti; wenigstens an ihm wurde seine Behauptung wahr, zu seinem Verderben, wie er nicht geglaubt.

Bald nachher reiste Tasso mit dem Cardinal Ludovico von Este nach Frankreich, wo dieser mehre geistliche Benefizien besaß. Vor der Abreise machte er sein Testament und schrieb darin einem Freunde: „Wenn die Vollziehung seines letzten Willens auf Schwierigkeiten stieße, möge er sich an die Fürstin Leonore wenden, sie würde, wie er hoffe, Alles erfüllen, aus Liebe zu ihm.“ Ueber ein Jahr, von 1570 — 71, währte sein Aufenthalt in Frankreich. In der Abtei von Chablis, in einer Dachstube von Paris,

denn an Geld mangelte es ihm immer, wie er schon die Kleider und Tapeten, die er besaß, in Ferrara bei einem Juden verpfändet, schrieb er an seinem Gedichte von der Befreiung Jerusalems. Der frische Ruhm seines Namens, der Stoff seines Epos, das eine französische Großthat verherrlichte, bereiteten ihm am Hofe eine glänzende Aufnahme. Denn dort, wie in Italien, hielten die vornehmen Herren es für ehrenvoll, Künstler und Literaten um sich zu sehen, König Karl IX. schrieb mit derselben Hand, mit der er auf der Jagd mordgierig in den Eingeweiden getödteter Hirsche wühlte, zierliche Verse voll Harmonie und nicht bar edler Gedanken, Monsard war sein Freund. Auch mit Tasso verkehrte der König häufig, man erzählt, daß er auf seine Bitten einem Dichter das Leben geschenkt habe, das jener durch ein schweres Verbrechen verschuldet. Allein aus seinen drückenden, traurigen Verhältnissen befreite ihn diese königliche Gunst nicht, die lässig im Geben, wie er zu stolz zum Bitten war. Dem Cardinal war er durch ein freies Wort entfremdet, er hatte sich einmal zu Gunsten der Hugenotten geäußert. So, ohne Hülfsmittel, in einer fremden Stadt, mag es geschehen sein, daß er oft in bitterer Noth geringe Summen von Freunden entlehnen mußte. Solche Widerwärtigkeiten, Sehnsucht nach dem Vaterlande, nach der geliebten Fürstin, Alles bewog ihn, Frankreich zu verlassen. Mit dem Sekretair des Cardinals Manzuoli reiste er nach Ferrara zurück. Selbst in seinen Träumen hätte er sich keinen freundlicheren Empfang ausmalen können, als er ihm hier von dem Herzoge, der Prinzess Leonore und dem ganzen Hofe zu Theil wurde. Man begrüßte ihn als die Zierde Italiens, wie einen neuen Virgil. Denn das war eine Ehrensache

der Erste geworden, den Medici in Florenz den Ruhm der kunstsinigsten und freigebigsten Fürsten der Halbinsel streitig zu machen. Bereitwillig nahm der Herzog darum — im Mai 1572 — Tasso als Cavalier in seinen Hofstaat auf mit einem monatlichen Ehrensolde von 15 Goldthalern, ohne ihn mit besonderm Dienst zu beschweren. Unbesonnen genug, berauscht von dem Gedanken, immer in der Nähe der Fürstin, inmitten einer glänzenden, rauschenden Gesellschaft sich zu bewegen, voll froher Hoffnungen, alle seine Nebenbuhler durch sein Genie zu überstrahlen, willigte Tasso ein. Aber die innere Unruhe, die gleichsam mit den Wanderungen seiner Jugend in seine Seele eingezogen war, an keinem Orte, in keinem Verhältnisse ihn lange und zufrieden ruhen ließ, die Leidenschaftlichkeit seines Charakters, bald durch die Intriguen seiner Feinde, bald durch eigene Täuschungen gereizt, sein edler, hochstrebender Sinn, der die kleinlichen Ränke, die nichtigen Bestrebungen des Hofes verachtete, sollten im Laufe der Zeit ihm diese Fessel, die er sich selbst angelegt, unerträglich machen. Denn eine Fessel des Genius war's, eine goldene freilich, wenn er heute ein Trostgedicht an Alfons II. wegen des Todes seiner Gemahlin Barbara richtete und morgen eine berühmte Schönheit des Hofes besang; klagte, wenn Leonore auf das Verbot des Arztes nicht singen durfte; jubelte, wenn Lucretia, die seit dem Januar 1570 durch eine Heirath mit Francesco Maria della Rovere Herzogin von Urbino war, von einer leichten Krankheit genas. In dem Verhängniß, das ihn traf, läßt sich das geheime Walten eines rächenden Geschickes nicht verkennen, rächend, daß er in solchem Dienste die Muse entwürdigt.

Anfangs hätte auch ein kälterer Beobachter und besserer Menschenkenner nicht die ganze niederdrückende Schwere eines solchen Verhältnisses, den tiefen Widerspruch der Charaktere erkannt, weil eben noch Alle sich in freudigen Erwartungen entgegenkamen, die Reizbarkeit des Dichters, die neidische, argwöhnische Natur des Herzogs noch keinen Grund zum Ausbruch hatten. Wie Tasso sich von der Gunst geehrt und gehoben fühlte, die ihm Alfons bewies — so oft er nach Belriguardo ging, wenn er nach Benedig zum Empfange Heinrichs III. von Frankreich reiste, nahm er ihn in seinem Gefolge mit sich, — so schmeichelte es dem Fürsten, jene unübertrefflichen Stanzas zu lesen, wo er, im „Befreiten Jerusalem“, als der Würdigste gepriesen wird, die gesammte Christenheit siegreich gegen den Erbfeind zu führen:

Nacheif'rer Gottfried's, höre du indessen

Dies Lied, um einst dich mit dem Feind zu messen.

Er hoffte viel von Tasso, Dankbarkeit und ewigen Nachruhm in seinem Gedichte. So glücklich und günstig ließen sich diese Dinge an.

Die ganze, lebendige Freude, die Tasso damals am Leben fand, sein Vertrauen in die Zukunft, seine schwärmerische, zarte, immer in einem wenn auch durchsichtigen Schleier sich hüllende Neigung finde ich in dem lieblichen Schäferspiel „Amintas“ wieder, das er im Frühjahr 1573 zu Ferrara aufführen ließ. Wie in seinem großen Gedicht an vielen Stellen, giebt auch hier sein eigenes Geschick, unglückliche, nicht belohnte Liebe, den Grund der Fabel ab. So warb vergeblich Olinth um Sophronia, Tancred um Clorinda, so weinte Armida vor dem unerbittlichen Rinaldo, Germinia bei dem todtwunden Tancred, wie hier

Amint lange umsonst das spröde Herz Sylvia's bestürmt. Solche Schäferspiele — wenn auch nicht ganz ungewöhnlich in Italien, denn schon 1567 hatte Agostino degli Arienti auf der Universität zu Ferrara eine dramatisirte Ekloge spielen lassen — waren doch niemals in so anziehender Form, in dem Wohl laut solcher Verse gehört worden und das Werk des Tasso, von Allen als meisterhaft gepriesen, hat seine Berühmtheit bis heute bewahrt. Die Herzogin Lucretia, durch Briefe der Schwester von der Schönheit des „Amintas“ und dem Erfolge ihres Günstlings unterrichtet, lud ihn zu sich ein nach Pesaro, er selbst solle ihr sein Werk vorlesen, bat sie. Hätte ihn die Schwester so lange besessen, so wolle sie ihn auch einmal für sich haben, seiner und seines Umgangs genießen. Den Sommer nahm sie ihn mit sich nach dem Castel Durante — einsam wie Armidens Burg liegt es auf dem Fels, waldumbüschet — mit herrlichem Garten, duftenden Blumen und silberklaren Berggewässern. Während ihr jugendlicher Gemahl — er liebte sie nicht, sie schenkte ihm keine Kinder — im Tagen und Schwimmen sein einziges Vergnügen fand, besang Tasso ihre weiße Hand, sang:

O wunderbarer Busen, Quell der Liebe,
Gepflegt von ihr, mein irdisch Paradies —

dichtete zu ihren Füßen Armidens Liebe und Verzweiflung. Wer könnte enthüllen, was der Hain von Durante — jener Grotte gleich, worin Diana den Endymion entführt — auf immer verbirgt? Es mag ungewiß sein, welcher von beiden Schwestern er das berühmte Sonett geweiht: „In deinen zarten Jahren glichest du der purpurnen Rose, welche dem warmen Strahle des Tages ihren Busen noch nicht zu öffnen wagt, und jungfräulich verschämt in das

grüne Gewand sich hüllt, das sie umgiebt; oder du glichest vielmehr, denn Sterbliches kann sich mit dir nicht messen, der Morgenröthe, die am heitern, rosenfarbenen Himmel erscheinend die Gefilde mit Perlen überstreut und die Berge vergoldet. Jetzt hat dir ein reiferes Alter nichts genommen und wenn du gleich den Schmutz verschmähst, ist die junge Schönheit im reichsten Puge dir nicht vorzuziehen, ja nur gleichzustellen. So ist die Blume schöner, wenn sie ihre duftenden Blätter entfaltet, und die Sonne strahlt und flammt am Mittage heller, als am Morgen.“ — Aber er schrieb es in Lucretia's Garten.

Und als er endlich Castel Durante verließ, schenkte sie ihm den kostbarsten Rubin, den sie besaß, er trug ihn lange, wie einen unschätzbaren Talisman, zu ihrem Andenken. Damit schieden sie —

So ist gleich einem Tage schnell entblättert
Des Erdenlebens grüner, duft'ger Kranz.

In Ferrara fand er Nichts verändert. „Der Herzog hört mich oft und gern, ich sitze an seiner Tafel und gehöre zu seinen Vertrauten, noch hat er mir keine Gnade verweigert, um die ich gebeten.“ In gleicher Huld und Freundschaft nahte ihm Madonna Leonora, in seiner Abwesenheit viel von Baptista Guarini, seinem Nebenbuhler in der Dichtkunst, mit Kränzen und Sonetten umworben, daß er ihr einmal bei Uebersendung eines Liedes aus Urbino schrieb: „Ihr werdet es so arm an Talent finden, wie ich es selbst an Glück bin; in nichts gleicht es den schönen Versen, die Eure Hoheit jetzt zu vernehmen pflegt.“ In ihrer Milde vergab sie solchen Troß, sie konnte es ihm nie vergessen, daß er sie als Sophronia verherrlicht.

Aber was galt ihm diese maßvolle, stille Freundschaft? Ihm, der in krankhafter Uebertreibung in die Worte ausgebrochen: „Er müsse sie sehen, sei es um den Preis seines Lebens, seiner Ehre“ — und dann wieder „seine Gefänge, die ohne Lohn geblieben, seine schönsten Jahre, die er nutzlos in ihrem Dienst verbracht,“ beklagte. Seitdem Guarini sich der Prinzessin genah, war zwischen diesen beiden talentvollen, geistreichen Menschen ein erbitterter Streit gegenseitiger Eifersucht und Ruhmbegehrde ausgebrochen. „D'Amor,“ hatte Tasso ausgerufen, „erlaube nicht, daß eine erlauchte Schönheit die Beute der Treulosigkeit werde.“ Hätte er nur nicht selbst mit seinem Leichtsinne dem Gegner die Antwort leicht gemacht! Damals 1576, in den Festen und auf den Bällen des Winters erschien die junge, liebenswürdige Gräfin Leonore Sanvitale, seit kurzem an Giulio di Scandiano vermählt, mit ihrer Schwiegermutter Barbara Sanserverina am Hofe von Ferrara. Ihre Schönheit, ihre Neigung zur Dichtkunst, die Lebendigkeit der Gräfin fesselten Tasso bald in ihrem Kreise, er wie Guarini galten für ihre erklärten Ritter. Auch wenn sie ihn nicht liebte, mußte diese Untreue ihres Dichters die Fürstin schmerzlich berühren und vielleicht that sie Manches, mit einem Wink, einem Lächeln, um ihn wieder zu gewinnen; gewiß ist es, daß sie ihn in jener Zeit auf zehn Tage mit sich nach Consandoli führte, 18 Miglien von Ferrara, am Ufer des Po in lieblicher Einsamkeit gelegen. Das waren die letzten glücklichen Stunden, die Beide verlebten. Welch eine bittere Wahrheit lag also in den drei Versen, mit denen Guarini eins seiner Sonette gegen ihn schloß —

Er rühmt sich zweier Flammen, schürzt und löst
 Der Liebe Bündniß vielfach und gewinnt --
 Wer glaubt es wohl? — mit solcher Kunst die Götter.

Daß solch' öffentlich ausgesprochene Beschuldigungen, Tasso's schwärmerische Gedichte — hinter einem hat ein Abschreiber bemerkt, daß es mit die Ursache seines Verderbens gewesen — die er thöricht genug hier und da recitirte, sein inniger Verkehr mit der Prinzessin den Argwohn und den Unwillen des Herzogs erregten, ist an sich klar. Und ich sehe nicht, daß diese italienischen Fürsten, so leicht sie sich auch selbst jede Gewaltthat und den Bruch der Ehe erlaubten, ihren Frauen und Schwestern solche Irrungen verziehen hätten; fünf Jahre war es her, daß Pier Medici seine Gemahlin Leonore Toledo erwürgt hatte, wie seine eigene Schwester von der Hand ihres Gatten Gjordano Orsini wenige Tage nachher den Tod erlitt. So streng und kalt Leonore war, so wollte der stolze Herzog doch auch den Schein des Vorwurfs nicht auf seinem Namen dulden.

So hatten sich diese Dinge gewandelt, als das Verhängniß über Tasso hereinbrach.

Gleich nach der Vollendung seines großen Gedichtes im Frühjahr 1575 hatte es Tasso seinem Jugendfreunde, dem Cardinal Scipio Gonzaga, nach Rom gesandt mit der Bitte, es der Kritik gelehrter und verständiger Männer zu unterwerfen und ihm ihr Gutachten mitzutheilen. Der Cardinal ging sogleich auf seinen Wunsch ein und schickte ihm noch im Sommer alle die verschiedenen Urtheile und Meinungen zu, die sein Werk, wie es nicht anders sein konnte, hervorrief. Dieser Briefwechsel erweckte in Tasso das lebhafteste Verlangen, persönlich mit jenen Männern

zu verkehren, alte Freunde wiederzusehen, und er ruhte nicht eher, als bis ihm der Herzog die Erlaubniß zur Reise nach Rom gegeben.

Im November 1575 — noch feierte man das Jubiläum — traf er in der heiligen Stadt ein. Schon in seiner Jugend, im Jesuitercolleg zu Neapel, hatte ihn immer bei dem Genuße des Abendmahls ein geheimnißnißvoller Schauer ergriffen, obgleich er zu jung war, den Sinn des Sacraments zu fassen. Solch ein Schauer der Ehrfurcht und Heiligung wehte ihn jetzt von den Reliquien so vieler Märtyrer, aus den weihrauchduftenden Hallen der Tempel an. Auch in ihm lebte ein tiefinnerstes, religiöses Gefühl, zurückgedrängt durch sein weltliches Streben, seine irdischen Hoffnungen, brach es jetzt mit voller Gewalt in ihm aus, um ihn nicht wieder zu verlassen. jene strengen kirchlichen Tendenzen, die damals die katholische Welt ergriffen hatten, um sie einigend und reinigend dem andringenden Protestantismus entgegenzustellen, gewannen auch über ihn Macht. In diese gläubig gewordene Welt paßten nicht mehr die heitere Kunst Ariosto's, die Liebesgötter Rafael's, ein unbefangenes Genießen des Schönen; auch die Schöpfungen der Kunst wurden auf die ewigen Gedanken der Religion, die Symbole des Glaubens bezogen, von ihnen sollten sie ihren Glanz und ihre Weihe empfangen.

Am Tage besuchte Tasso in großer Frömmigkeit und Andacht die Kirchen, den Abend verbrachte er mit seinen Freunden Sperone Speroni, Flaminio de' Nobili, Angelo da Barga in Gesprächen über Philosophie, Literatur und sein Gedicht. Scipio Gonzaga stellte ihn dem Cardinal Ferdinand Medici, dem Bruder des Großherzogs,

vor und dieser machte ihm wiederholt die vortheilhaftesten Anerbietungen, in den Dienst der Medici zu treten. Er wußte, daß Tasso sich in seiner Stellung in Ferrara gedrückt fühlte, die ewigen Lobsprüche des Herzogs ihn nicht befriedigten, daß er einem Freunde geschrieben: „Ich möchte Früchte meiner Dienste, nicht nur Blumen sehen“ — nach Unabhängigkeit strebte und am liebsten in Rom geblieben wäre. Allein er konnte sich nun nicht zu einem festen Entschlusse sammeln, er machte den Medici Versprechungen und wagte doch nicht, den Herzog um seine Entlassung zu bitten; dies Schwanken eben war sein Verderben.

In vielen Zweifeln über sein Gedicht, seine Zukunft, ja seine Rechtgläubigkeit kehrte er nach Ferrara zurück. Seine Stellung zu Alfons II. war unsicher und zweideutig, er hat wohl nach Pigna's Tode den Herzog um dessen Stelle als Historiograph der Este, im Glauben, sie werde ihm verweigert werden und er so einen Grund zum Bruche haben. Indes erhielt er sie, obwohl der Herzog von seinen geheimen Unterhandlungen mit den Medici wußte. Und Tasso, sich einer Schuld gegen seinen Wohlthäter bewußt, glaubte sich überall von Spähern und Feinden umringt; kam ein Brief aus Rom oder Florenz nicht zur Zeit, wo er ihn erwartete, so glaubte er ihn von seinen Feinden aufgefangen; seine Diener hielt er für treulos, von seinen Gegnern bestochen. Während einer Reise, die er nach Modena machte, erbrach man seine Schränke und durchsuchte alle seine Papiere. Möglich, daß es auf des Herzogs Befehl geschehen, der Tasso's Gedichte an die Prinzessin und seinen Briefwechsel mit den Medici kennen wollte. Ueberdies hatte ein falscher

Freund des Dichters, Maddalo, manches seiner Geheimnisse verrathen und als Tasso ihn einst im herzoglichen Palaste traf, gab er ihm in Gegenwart der Hofleute einen Faustschlag ins Gesicht. Maddalo war feige genug, wenige Tage nachher mit seinen beiden Brüdern sich mit geschwungenem Degen auf Tasso zu werfen, als dieser nichts ahnend über die Straße ging. Tasso schlug die Mörder nach kurzem Kampfe in die Flucht; „denn mit der Feder, wie mit dem Degen hatte er nicht seines Gleichen.“ In solch fieberhafter Aufregung — noch vermehrten sie die Nachtwachen, die er in Verbesserung seines Gedichtes hinbrachte, die Angst, die ihn verzehrte, man möchte wider seinen Willen, noch vor seiner gänzlichen Vollendung, eine Ausgabe davon veranstalten, so daß der Herzog, um ihn zu beruhigen, den Papst, die Republik von Genua und mehrere Fürsten bat, den heimlichen Druck des „Befreiten Jerusalem“ zu hindern — ergriff ihn der Gedanke mit seltsamer Hefigkeit, er sei bei der Inquisition von seinen Feinden angeklagt worden. Seine früheren Studien in der altgriechischen Philosophie hatten doch manche Zweifel an der Wahrheit der katholischen Glaubenslehre in ihm erweckt, jetzt bei dem Drange der Zeit nach strengerer Religiosität, innigerer Hingabe an die Ueberslieferungen der alten Kirche, erschienen ihm diese Schwankungen seiner Seele als durchaus unheilig, verdammenswerth. Schon 1575 war er, von ähnlicher Unruhe ergriffen, nach Bologna zum Vorsteher des heiligen Officium geeilt, hatte seine Meinungen und seinen Glauben seiner Prüfung unterworfen und den Trost erhalten, daß er in nichts von den Lehren der Kirche abwicke. Aber hatte er auch Alles gebeichtet? War ihm keine Falte seines

Herzens entgangen? Urtheilte vielleicht der Inquisitor von Bologna nicht allzu milde, wenn er nichts Kegerisches an ihm fand? Mit solchen Fragen quälte er sich selbst; und was auch der Herzog und angesehene Geistliche thaten ihn zu beruhigen, es blieb vergebens.

Eines Abends, es war am 17. Juni 1577, in den Gemächern der Herzogin Lucretia, die von ihrem Gemahl geschieden wieder am Hofe des Bruders lebte, zog er, von plötzlicher Wuth erfaßt, seinen Dolch gegen einen ihrer Diener; er hielt ihn für seinen schlimmsten Feind und hatte der Fürstin schon öfters gesagt, einmal müsse es zwischen ihnen Beiden zum Ausbruch kommen. Alfons II. war zugegen und befahl sogleich ihn fest zu nehmen und in eine der kleinen Zellen einzuschließen, welche den Hof des Palastes umgaben. Wenige Stunden nachher berichtete der Gesandte des Großherzogs von Toskana seinem Herrn dies Ereigniß: „Die Furcht, in kegerischen Unglauben gefallen — und die, vergiftet zu sein,“ schreibt er, „haben den Verstand des Signor Tasso angegriffen; Alle beklagen ihn, seines Muthes und seiner Güte wegen.“ Diese Haft zerstörte vollends die wenige Ruhe und kalte Ueberlegung, die Tasso noch besaß; sie stürzte ihn in jenen von Fieberanfällen unterbrochenen, langdauernden Trübsinn, den der Herzog und seine Umgebung Tollheit nannte. Seit er von des Dichters Liebe zur Prinzessin gehört, auch wohl ein und anderes jener leidenschaftlichen Gedichte gelesen hatte, betrachtete er ihn, sich klug verstellend, mit argwöhnischem Auge, mit festem Willen ihn für seine Keckheit zu bestrafen, sobald er es thun könne, ohne den Ruf der Schwester zu verlegen. Und als nun einmal Tasso's tolldreiste That ihm diesen Vor-

wand gegeben hatte, er aus einem freundlichen Gönner ein beleidigter, erzürnter Fürst geworden war — auch des Dichters Absicht, zu den Medici zu gehen, erbitterte ihn —, riß die Nothwendigkeit, diese erste Strenge zu rechtfertigen, ihn immer weiter auf dieser Bahn. Denn es war nur zum Schein der Güte, daß er ihn gegen das Ende des Juni aus seiner Haft befreite und mit sich nach Belriguardo führte; er war nicht gewillt, den tiefgekränkten Dichter frei durch Italien seine Klagen und die Schmach der Erste tragen zu lassen. In diesem Schlosse, früher hatte es Tasso's seligste Tage gesehen, kam es zu Erklärungen, Enthüllungen; da zerriß jene schwärmerische, aus den zartesten Fäden gewobene Freundschaft zwischen ihm und Leonoren, die sich hier geknüpft; nie hat sie ihn wieder freundlich angeschaut, nur einmal ihm kalt und kurz geschrieben; was sie für ihn empfunden, vielleicht noch empfand, auf das tiefste in ihrem Herzen zu verschließen, um die Eifersucht des Bruders nicht noch mehr zu entflammen, das war nun einmal ihr Loos. Wie gedemüthigt fühlte sich nicht ihr Stolz über all die Geständnisse, die Tasso schwach genug war, von seiner Leidenschaft zu machen. Der Bruch war die nothwendige Folge solcher Kränkung. Am Abend des 11. Juli ward Tasso unter sicherer Begleitung nach Ferrara in das Franziskanerkloster zurückgeführt, wie er selbst gewünscht, dem Prior befohlen, ihn sorgsam zu bewahren, „weil er gefährlich wahnsinnig sei.“ Wie aufgereggt und krankhaft sein Zustand war, beweisen seine Briefe; in dem einen an den Herzog von Urbino vergleicht er sich mit Solon und Brutus, die zum Heil des Volkes sich wahnbethört gestellt; der römischen Inquisition schickt er ein ausführ-

liches Glaubensbekenntniß ein; heute verspricht er dem Herzog, nach seiner Herstellung Mönch zu werden, morgen schreibt er, seine Hoheit wäre betrogen und getäuscht, viel mehr, als er wahnsinnig sei. Darauf verbot der Herzog und die Prinzessinnen ihrer Dienerschaft, ferner Schreiben von ihm anzunehmen, und Tasso — er glaubte, die Arzneien, die ihm der Arzt gab, seien vergiftet — verließ in der Nacht des 20. Juli Ferrara, ohne Geld, ohne Kleider; selbst seine Gedichte waren in Alfons' Hand. „Du konntest, o mächtiger Herr“ — ruft er ihm im zornigen Schmerze zu — „mir das Leben nehmen, das war dein fürstliches Recht, aber mich meiner Vernunft berauben, die mir Gottes Güte gegeben, und warum? weil ich von Liebe gedichtet; das ist der Verbrechen entseßlichstes! Ich habe um deine Verzeihung gebeten, du hast sie mir verweigert, leb' wohl! Mich reut nur meine Reue allein.“

Flüchtigen Fußes, nirgends rastend, eilt er nach Neapel, wie von Dämonen gejagt; von einem armen Hirten borgt er das Kleid. So erscheint er in Sorrent vor seiner Schwester Cornelia, ihr Nachricht von dem Bruder zu bringen, unerkannt wie Orestes vor Elektra! Er findet, was er in seiner finstern argwöhnischen Stimmung nicht erwartete, offene Arme, ein ihm gewogenes Herz. An der Brust der Schwester ruht er von allen seinen Qualen und Irrungen aus, aber nur Augenblicke währt dieses Glück, denn sehnsüchtig irrt das Auge immer nach jenem feindseligen und doch so geliebten Ferrara, nach seinen Gärten, seinen Frauen. Mit Bitten bestürmt er den Herzog, die Schwestern; nur Leonore antwortet ablehnend, sie könne nichts für ihn thun.

Doch ihn hält nichts mehr zurück, nicht die zauberhafte Pracht der Natur, das wogende lichtblaue Meer, an dessen Strande er so oft geseffen, nicht Cornelia's Liebe und Thränen. Auch die Freunde in Rom, was wollen sie mit ihren Warnungen? Sie haben Leonoren nie gesehen, und sein Ruhm, sein Lied ist dort, wie dürfte er noch zaudern? An seine Gesandten in Rom, Giulio Masetto und Camillo Gualengo, hatte der Herzog am 22. März 1578 geschrieben: er sei bereit, Tasso wieder in seinen Dienst zu nehmen, wenn er sich einer ärztlichen Behandlung unterwerfen und einsehen wolle, daß seine Melancholie allein die Ursache seines Verdachtes und seiner Furcht gewesen. Auf solche Worte ging er nach Ferrara zurück, „dem Herzog ein Opfer zu bringen, so groß, wie es Abraham Gott bringen wollte,“ bereit, in aller Welt für einen Wahnsinnigen gehalten zu werden. Hoffte er die alte Gunst und Neigung zu finden?

Wie wenig kannte er da den rachsüchtigen Charakter Alphons' II.! Seine Papiere erhielt er von dem Marchese Cornelio Bentivoglio, dem der Fürst sie anvertraut, nicht zurück; die Ärzte verboten ihm jede anstrengende Arbeit und riethen ihm, sich zu zerstreuen. Weder Alfons noch die Schwestern ließen ihn zu sich, bei Hofe lobte man den Ariosto über alle Gebühr, um ihn in Schatten zu stellen, so daß er einst auf die Frage, wer der größte italienische Dichter sei, antwortete: „Ariosto ist der zweite.“ Das Alles kränkte, schmerzte ihn, und in den Banden ewiger Besorgniß, quälender Unruhe litt es ihn nicht länger in diesen Mauern. Zum zweiten Mal verließ er Ferrara. Wie ganz anders groß und bedeutend war jener stahlharte, energische Dante Alighieri im Dienste

eines erhabenen Gedankens zwar verbannt, arm, aber sich selber gewiß durch Italien gezogen, als jetzt Tasso, fiebernd, von Wahnbildern wie von Furien verfolgt, keines Entschlusses und keiner That fähig, ein Blatt, das der Herbstwind von dem mütterlichen Zweige in grausamer Lust herabreißt und verweht.

Mächtig waren die Ester und ihr Arm reichte weit; weder die Gonzaga in Mantua, die alten Freunde seines Vaters, noch Venedig nahmen Tasso freundlich auf; um geringen Preis verkaufte er seine Kette, den Rubin, den ihm Lucretia gegeben. Nun, im Herbst 1578, sitzt er, „das Spielwerk einer grausamen Göttin, das Ziel ihrer bittersten Pfeile,“ unter der schattigen Eiche am Metauro, „des Apennin kleinem, doch ruhmvollen Sohn,“ unweit Urbino's und erwartet die Ankunft des Herzogs, seinen Schutz zu erflehen. Auf der Jagd bringt ein Bote dem Fürsten Francesco Maria diese Nachricht; wie er war, wendet er sein Pferd um und eilt dem Dichter entgegen. Heiter und sonnig lacht ihm wieder die Welt, Herren und Damen drängen sich um ihn; die Verwandte des Herzogs, die junge Lavinia, legt selbst die Binden um die Wunde seines Armes, die ihm die Aerzte, ihn zu heilen, gebrannt — wie eine Scene aus den alten Ritterromanen! Ihn fesselte es nicht, weiter, nur weiter! Und dem Sturmwind gleich geht er von dannen, ohne Gruß und ohne Dank, dem Norden zu, mit bestaubtem Kleid, zerrissenem Mantel, nicht mehr jener Tasso, um dessen Lächeln Fürstinnen gestritten, ein besiegter, mit sich zerfallener Mann. Er wandelt die einsamsten Stege, zuweilen, wenn drohend ein Gewitter schon über ihm steht, findet er bei schlüchten Landedelleuten Obdach, in Ge-

sprächen mit ihnen eine augenblickliche Zerstreuung seines Kummers, auf hartem Lager ein kurzes Vergessen. Müde von langer Wanderung erreicht er die Thore Turins, die Wachen am Thore lassen ihn nicht ein, sie haben niemals seinen Namen gehört und sehen in ihm einen Landstreicher. Endlich führt ihn ein Venetianer, Signor Angelo Ingegneri, der ihn kennt, in die Stadt.

Wie überall erweckt ihm sein Auftreten auch hier die vornehmsten Freunde —; der Erzbischof, Filippo d'Este, der Reitergeneral des Herzogs von Savoyen, der Kronprinz Carlo Emanuel, Alle nahen sich ihm, bieten ihm Kostbarkeiten, Aemter und Ehren an. Im Winter 1578 sieht er wieder schöne Frauen in erleuchteten Sälen singen und tanzen, seine Hand irrt wieder über die goldenen Saiten seiner Leier, die er lange nur zu Klagen gestimmt, ja, aus den Augen der einen Schönen schien ein Strahl wieder in sein Herz zu dringen, in dies leichtsinnige, unglückselige Herz! Freilich, Leonore wird er darum nicht vergessen; sie und sein Gedicht, das sind zwei Magnete, die ihn fast wider seinen Willen an sich ziehen, trotz aller Warnungen, trotz eigener trüber Ahnungen. Denn wir sind nicht frei, der Strom unserer Gefühle und Thaten reißt uns gewaltsam mit sich fort, nicht durch ein Nachwort, nur allmählig beruhigen sich seine Wogen. Vergebens verspricht ihm Filippo d'Este, ihn im Frühling mit sich nach Ferrara zu nehmen, er geht allein.

Am 21. Februar 1579 betritt er die Stadt; bunte Teppiche und Blumenkränze hängen an den Häusern, an den Pforten des Schlosses, denn Herzog Alfons II. führt die dritte Braut heim, Margherita Gonzaga. Den Dichter will Niemand kennen, man weicht ihm aus, die Diener

verweigern ihm den Eintritt in die Zimmer, die er früher bewohnt. Tag um Tag verrinnt in neuen Verletzungen; da bricht seine Leidenschaft, sein Zorn endlich jeden Zügel, auf offener Straße stößt er Drohungen, Beschuldigungen gegen den Herzog aus, wahre und erdichtete. Es war eine grausame, entsetzliche Strafe, aber sie erschien im Gewande kalter Ueberlegung und verständiger Strenge, als Alfons II. ihn im März nach dem St. Annenhospital, dem Aufenthalt der Wahnsinnigen, führen ließ. Was er stets verlangt, Tasso solle sich als Kranker behandeln lassen, nun hatte er es erreicht.

Der Lärm und das Wuthgeschrei der Kranken im Hospital waren so entsetzlich, daß sie selbst die Sinne eines Gesunden hätten erschüttern können. In trüber, dumpfer Kammer, Haar und Bart ungechoren, in Lumpen gehüllt, saß dieser größte Genius des damaligen Italiens. „Alles wollt' ich ertragen, wenn nur diese Einsamkeit nicht wäre,“ schreibt er einem Freunde. Wuth und Entschlossenheit sind längst von ihm gewichen. „Großherziger Alfons,“ fleht er, „wenn mein Mund dich beleidigte, mein Herz ist schuldlos an diesen strafbaren Worten; es fühlt für dich nur Hingebung und Ehrfurcht.“ Wenn nur diese Einsamkeit nicht wäre! Er bittet den Narren des Herzogs, für ihn zu sprechen; „mag deine Engelszunge,“ schreibt er an Alfons Geliebte, „meine Klagen zum Ohre meines Gebieters bringen, mag sie mir die Pforten meiner finstern Zelle öffnen und die Gnade eines Unglücklichen erschlehen, der besingt und beklagt die Irthümer eines thörichten Herzens!“ Ohne Licht, dankt er der Käze, die sich des Nachts in seine Zelle geschlichen und ihn mit ihren funkelnden Augensternen anstarrt. Dämonen,

dabon sind seine Briefe voll, sitzen bei ihm, auf dem Rand seines Bettes; stehlen ihm die Früchte von seinem Tische und werfen seine Bücher durcheinander, zuweilen aber sprechen sie lange und freundlich mit ihm, erzählen von der unsichtbaren Welt und ihrem Wesen. Wahrlich, man muß Mitleid mit ihm haben, wie Michel Montaigne sagt, der ihn auf seiner Reise in solchem Sammer sah. Allein so groß war die unerschöpfliche Kraft und Fülle dieses Geistes, daß er in den Tagen, wo diese Anfälle des Irtsinns nicht auf ihn einstürzten, philosophische Gespräche schrieb, in classisch vollendeter Form, wenn auch nicht in der Tiefe der Gedanken und der scharfen Dialektik dem Plato vergleichbar. Der Prior des Hospitals Agostino Mosli behandelte ihn rauh und hart; ein inniger Verehrer des Ariosto, dem er ein kostbares Grabdenkmal errichtet, haßte er den Mann, der seinem Lieblinge den Lorbeer des größten Dichters streitig machte. Freundlicher erwies sich sein Neffe; manche Stunde versüßte er dem Dichter durch seine Gegenwart, sein tröstendes Wort. Auch Lucretia gedachte noch seiner, sie sandte ihm Früchte, frisch gebrochene Blumen; durch einen Edelmann ihres Gefolges ließ sie öfters nach seiner Gesundheit, seinen Wünschen fragen und für die Widmung seiner Gedichte danken, die damals erschienen. Leonore las diese Bekenntnisse einer unglücklichen Leidenschaft nicht mehr; am 10. Februar 1581 war sie nach langem Krankenlager gestorben. Mir will es scheinen, daß der Stolz der Fürstin in ihr bei weitem die zarten Regungen und die vergebende Milde schöner Weiblichkeit überwog. Tasso gedachte ihrer nicht mehr; „wenn die, welche meine Neigung so wenig erwiderte, mich in diesen Elend sähe, sie müßte

Erbarmen mit mir haben," meinte er am Anfang seiner Gefangenschaft. Das war vorbei, auf immer! Ihn beschäftigten andere Sorgen. Denn indeß waren sechs Auflagen seines „Befreiten Jerusalem“ erschienen, alle ohne sein Wissen und Wollen, zum Theil nach schlechten, unverbesserten Abschriften und ein erbitterter Streit über den Werth dieses Gedichtes, sein Verhältniß zum „Nasenden Roland“ hatte die Literaten Italiens getrennt. Die eben errichtete Akademie der Crusca zu Florenz antwortete durch Salviati, — früher war er mit Tasso befreundet gewesen, jetzt hoffte er durch seine Angriffe auf ihn Geld und Gunst vom ferratischen Hofe zu gewinnen — Camillo Pellegrini und Rossi, den Verehrern des Dichters, die ihn weit über Ariosto erhoben, in scharfer und nicht geistloser Weise. Tasso glaubte erwidern zu müssen; nicht sich wollte er vertheidigen, sondern die Alten, die ewigen Muster, Homer und Virgil.

Mochte ihn aber auch diese literarische Fehde vielfach verlegen und aufreizen, so lenkte sie doch zugleich die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf ihn und sein herbes Geschick. Von allen Fürsten Italiens, den Cardinälen und dem Papste bestürmt, ihn freizugeben, sah sich Alfons II. gezwungen, diesem Drängen zu weichen; nicht ganz, aber er erleichterte doch Tasso's Gefangenschaft. Gleich nach Leonorens Tode waren ihm mehre Gemächer zur Verfügung gestellt worden, wo er, wie er gebeten, lustwandeln und philosophiren konnte. Seine Freunde besuchten ihn, zuweilen durfte er selbst das Hospital verlassen. Eines Sommertages lud ihn Marfisa d'Este, die Fürstin von Massa, nach ihrer Villa ein, vom Fenster aus schaute er die Maskenzüge mit an. Auch der Herzog empfing ihn,

von seinen italienischen und französischen Rittern umgeben. Allmählig ebnete sich Alles, die Wellen des Zornes und des Hasses, die so hochgeschlagen, zerrannen. Es war Vincentio Gonzaga, Fürst von Mantua — Alfonso II. hatte dessen Schwester geheirathet —, der endlich seine Freilassung bewirkte; er versprach den Dichter so gut zu bewachen, daß der Herzog nichts von ihm zu fürchten hätte.

Am 6. Juli 1586 ging Tasso, einsam in tiefschwarzem Gewande, er hatte die Kapuze dicht über das Gesicht gezogen, aus der Pforte des Hospitals, durch die Straßen von Ferrara, den Blick zur Erde gesenkt, als ob er seine Vergangenheit begrübe. Denn in diesen sieben Jahren war das Feuer seines Genius niedergebrannt, in furchtbaren Kämpfen mit dem Geschick, mit namenlosen Schmerzen, mit Dämonen, niedergebrannt bis auf wenige glimmende Kohlen. Eine hinfallige, gebrochene Gestalt, eingesunken die Augen, kahl die Stirn, wer konnte sie wieder beseelen? Nicht all deine Schätze, deine Feste und deine Schönheiten, Mantua, nicht deine Freundschaft, edler Gonzaga! Mögen die Bürger Bergamo's ihn immerhin mit Ehrenpforten empfangen, mit Rosen ihre Mädchen ihn überschütten, die Republik von Genua ihm einen Lehrstuhl anbieten, ihn heilt es nicht. Und er selbst mag schreiben und dichten, Trauerspiele wie „Torrismondo,“ ein romantisches Epos, den „Floridante,“ den schon sein Vater begonnen, Canzonen und Oden — es sind nichts als Kohlen, rasch verlöschende Sternschnuppen. Ist wirklich aus diesem so reichen Geiste, aus diesem Leben, das so Großes und Einziges versprach, jede schaffende und treibende Idee entwichen, ist es nur noch ein Hinschleppen

trauriger Tage, ein allmähliges Verschmachten an der Sonne, nutzlos und ihm selber unerträglich?

Nein, so sollte er nicht zu Grunde gehen.

Aus jenem unerklärlichen Schauer seiner Jugend vor den Mysterien des Glaubens war während seiner Krankheit die Blüte einer schwärmerischen, mystischen Andacht und Frömmigkeit emporgekeimt. Damals hatte er die Hülfe der gnadenreichen Mutter Gottes angefleht und sichtbar war sie aus den Wolken zu ihm niedergestiegen und hatte ihn geheilt. Wie nichtig erschien ihm sein Wirken und sein Streben gegen den Glanz, der sie umgab, wie duftlos der Lorbeer gegen die Rosenkränze der Seligen! Nun ist die Blume himmlischer Liebe aus der Asche irdischer Leidenschaft, die üppig in ihm gewuchert, aufgegangen, nie wird er wieder ein Weib berühren. Des Nachts, statt Liebesgedichte zu reimen, liest er die Schriften der Kirchenväter, die Bekenntnisse des Augustinus, der gleich ihm in den Schlingen sinnlicher Liebe und weltlicher Ruhmsucht gelegen. Wie er gelobt, pilgert er zur Madonna nach Loretto, ihr dichtet er Canzonen und den Statthaltern Gottes auf St. Petri Stuhl. Bei seinen Wanderungen, denn diese Gewohnheit des Umherschweifens ist ihm geblieben, sind Klöster in romantischen Thälern, auf steilzugänglichen Klippen gelegen, wie auf Monte Oliveto und Monte Cassino, sein liebstes Asyl; zum Danke für ihre Gastfreundschaft dichtet er den Mönchen dann wohl ein Lied von dem Ursprung ihres Hauses, den Wundern ihres Heiligen. In diesen Gedichten und Ideen bewegt er sich; sein Epos vom „Befreiten Jerusalem,“ wenn auch überweht von dem Panier des Kreuzes, durchdrungen von jener christlich-ritterlichen Gesinnung, mit der

in den Tagen, wo er es schrieb, Don Juan d'Austria bei Lepanto die Osmanen niedergeworfen, doch vor allem ein Lied von irdischer Schönheit und menschlichem Heldenthum, erscheint ihm unheilig, nicht werth der Gottheit, die es verherrlicht. Bessernd und reinigend, wie er meint, slicht er Mystik und Allegorie ein, entfernt jeden Zauber, feindselig läßt er Sophronia und Rinaldo, jedes Lob der Erde daraus entschwinden; so entsteht das „Eroberte Jerusalem,“ das die Mittwelt nicht beachtet und die Nachkommen vergessen haben. Sein äußeres Leben ist wieder reich an raschem Glückswechsel, wunderlichen Zufällen, aber an seiner Seele gehen sie fast spurlos vorüber, Reihen von Bildern ohne einheitlichen Gedanken gleich. Von Ort zu Ort trägt er seine Melancholie und seine Unruhe, ein Pilger auf Erden. Was ihn heute erfreut, stößt er morgen wie eine Last von sich, hastig folgt er den Einladungen Aller, aber Niemandem bleibt er treu. Aus Neapel, wo er im März 1588 ankam, einen Proceß gegen die Besitzer seiner mütterlichen Güter zu führen, nahm ihn ein junger Edelmann Baptista Manso, Marchese de Villa, nach seinem Landhause bei Bisoccio mit sich. „Signor Tasso,“ schreibt er von hier, „ist ein großer Züger geworden, er triumphirt über die Rauheit des Herbstes und der Gegend. Bei allzu schlechtem Wetter und während der langen Abende hören wir dem Klange der Instrumente und den Gesängen der Improvisatoren zu; sie gefallen ihm sehr und er beneidet sie um die Kunst, so rasch Verse zu machen, mit der die Natur geizig gegen ihn gewesen ist, wie er behauptet. Zuweilen tanzen wir mit den Dorfmadchen, meist sitzen wir am Feuer und

plaudern.“ Das war „der Wald, der Frieden ihm gewährte.“

Schon nach einem Monate verläßt er den Freund und geht nach Rom. Dort wohnt er bald im Kloster bei Sta= Maria Nuova, dessen Prior Nicolo degli Oddi ihm befreundet ist und im Palaste Scipio Gonzaga's, sorglos, mit Geschenken überhäuft, bald, als der Cardinal nach dem Bade gereist, geht er bettelnd und fieberkrank in ein Hospital, das einer seiner Verwandten begründet.

Welche Wandlungen! Sie entspringen nicht alle aus der Schwäche seines Charakters, sie sind ihm beschieden, er ist ein Sohn des Elends. Die Summen, die ihm seine Freunde schicken, machen dieser Noth ein Ende. Wieder sehen ihn Florenz, Mantua, Neapel. Der Prinz Conca nimmt ihn auf; sie gefallen sich gegenseitig, aber eines Tages bemerkt er, daß der Prinz seine Manuscripte aufmerksam durchsieht, von einem Diener glaubt er sich beleidigt; neuer Verdacht, neue Sorgen! So flüchtet er zu Manso's Landhaus. In reizender Gegend erhebt es sich am Strande des Meeres, von lieblichen, im reichsten Frühlingschmuck prangenden Gärten umgeben. Hier vollendet er das „Eroberte Jerusalem“ und schreibt auf Bitten der frommen Mutter des Marchese ein Lied über die Schöpfung.

Damals war Ippolito Aldobrandini zum Papst unter dem Namen Clemens VIII. erhoben worden. Sein Nefte, Cinthio, der Cardinal von S.=Giorgio, lud Tasso in freundlich drängenden Briefen nach Rom ein und als er es nach kurzer Anwesenheit schnell verlassen, erfann der Cardinal, um ihn wieder nach der heiligen Stadt zu ziehen, das Schauspiel einer Dichterkrönung, eine Ehre,

die seit Petrarca keinem Poeten geworden. „Keinen Kranz müßt ihr mir bereiten, nur einen Sarg,“ entgegnete Tasso, doch ging er, auf dem Capitol zu sterben. Ein Triumphzug ganz eigener Art! Unterwegs überfiel die Räuberbande des Sciarra bei Mola die Reisenden und zwang sie eilends in die Stadt zurück zu flüchten. Als aber Sciarra hörte, daß Tasso unter ihnen wäre, sandte er zu ihm und bat ihn, seine Reise ohne Furcht fortzusetzen, nie werde er dem größten Dichter des Vaterlandes die geringste Kränkung zufügen. Mit Lorbeerzweigen, im stattlichen Aufzuge kamen ihm die römischen Adelligen schon vor der Stadt entgegen, das Volk wogte auf den Straßen, die schönsten Frauen lächelten und winkten ihm von den Balkonen zu, die duftigsten Blumen fielen auf seinen Weg. „Ich biete Euch den Kranz an,“ sagte der Papst, dem er am nächsten Tage vorgestellt ward, „damit er von Euch Ehre empfangen, nicht Ihr von ihm.“

In Tasso's Seele wohnte keine Hoffnung mehr, zu dem Marchese Manso hatte er bei der letzten Umarmung gesagt: „Auf Wiedersehen in der Ewigkeit.“ So viel Rosen und Ehren, sie heilten ihn nicht, sie erstickten ihn nur. Diesem Manne sollte selbst die Erwartung unerfüllt bleiben, welche Alle schon Gewißheit genannt. Die Unfreundlichkeit des Winters machte einen Aufschub der Krönung bis zum Frühling 1595 nöthig. Und inzwischen schwanden seine Kräfte täglich; im hochgelegenen Kloster S. = Onofrio saß er unter der schattigsten Eiche des Gartens an jedem Mittage, träumerisch, in sich versunken. Diesen Ort hatten ihm die Aerzte empfohlen; er liebte ihn, „weil er von dieser erhabenen Spitze sich gleichsam

schneller in den Himmel erheben könne.“ Was ihn je gedrückt, zerfloß bei dem Nahen des Todes wie schwerer, dichter Nebel, den ein scharfer Wind zerreißt, eine glückliche Zukunft breitete sich vor ihm aus; seine Feinde waren verstummt, unsterblicher Ruhm ihm gewiß, der Prinz von Avellino, der Haupterbe seines mütterlichen Vermögens, erklärte sich bereit, ihm eine jährliche Rente von 200 Ducaten und gleich eine ansehnliche Entschädigung für die in Besitz genommenen Güter zu zahlen. Zu spät! Am 10. April 1595 ergriff ihn ein hitziges Fieber, am 25. war er ihm erlegen, er zählte erst 51 Jahre. „Nun bitte Gott für mich,“ hatte er kurz vorher seinem Freunde Costantini geschrieben, „ich gehe in das Leben, welches das einzig wahre ist.“ Nicht ein Kranz, nur ein Sarg war ihm nöthig, den rüstete ihm Cinthio Aldebrandini zu. In römischer Toga, lorbeerbekrönt, von 100 Wachskerzen umleuchtet, ward des Dichters Leiche ausgestellt, durch die Straßen Rom's geführt und endlich, mit Palmenzweigen bedeckt, unter Hymnen, Reden und Liedern zu seinem Lobe in der Kirche von S. Onofrio beigesetzt; die Tausende, die diesem Schauspiele beiwohnten, schlugen sich an die Brust und weinten: niemals war der Wechsel des Irdischen und die Hinfälligkeit auch des größten Geistes ergreifender in einem Menschenleben offenbar geworden.

Sterbend hatte Tasso den Cardinal gebeten, keine Kosten und Mühen zu scheuen, alle Exemplare des „Befreiten Jerusalem“ aufzukaufen und zu vernichten; von diesem Gedichte, welches die Nachkommen so lebhaft und unwiderleglich an seine Irthümer mahnen mußte, sollte keine Spur übrig bleiben. Nun ist es der goldene Schild

geworden, auf dem ein Geschlecht ihn zum andern als einen echten König der Dichtkunst getragen. Seit Virgil hatte er zuerst in Europa die Feier des epischen Gesanges zum Entzücken der Welt wieder gestimmt. Sein Stoff, die Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer, ist an sich bedeutend, großartig, als ein Kampf des gesammten Abendlandes gegen die Saracenen; welche Fülle von Thaten, von gewaltigen Gegensätzen bot er dem Dichter dar, christliche Frömmigkeit und ritterlichen Heldenmuth, Legionen von Engeln mit Demantschildern auf silberglänzenden Wolken, irdische Herrlichkeit und gewaltige Kraft, die ganze, sinnbethörende Zauberkunst des Orients; aber vor allem war dieser Stoff zeitgemäß, populär, die Strömung der Geister in jenen Tagen des Sieges von Lepanto wogte gegen das Osmanenreich; in ihm fand Tasso's Weltanschauung ihren reinsten Ausdruck. Wie seine Ritter am Grabe des Erlösers das Ziel ihrer Kämpfe finden, so ein Jeder am Fuße des Altars; dies Leben ist ein Pilgerzug durch Irrungen, Wahnbilder, durch unzählige Nichtigkeiten, durch Zaubergärten Armida's, die ein Augenblick erschafft, ein anderer zerstört, wo wir das Glück und die Schönheit suchen und beide selbst vernichten, wie Tancred's Schwert Clorinden tödtet. Aus den Trümmern der Vergangenheit, aus den Dingen, die täglich um uns zerfallen, weht uns der Schauer des Todes, aber auch der Hauch des Jenseits an.

Carthago sank — nur Trümmer noch und Scherben
 Bewahrt von seinem mächt'gen Sturz der Strand.
 Es sterben Städte, ganze Reiche sterben
 Und Pracht und Pomp bedecken Gras und Sand.

Nur drüben ist das Licht, volle Klarheit, hienieden nur Schatten. Mit dieser einheitlichen Idee stellt sich sein Lied den bunten, wechselnden, lose aneinandergelüpften Abenteuern des Ariosto gegenüber, welche allein durch Pracht, Mannigfaltigkeit und die gefällige Ironie des Dichters entzücken, tiefer und edler Gedanken bar sind, und strebt in classischer Gebundenheit stets vorschreitend dem Ziele der Handlung zu. Denn selbst die vielgetadelte Episode von Sophronia und Olint — abgesehen, daß sie des Dichters Ansicht vom Wesen der Liebe in der ganzen Gluth erster Schwärmerei ausdrückt —, dient Clorinden, seiner Lieblingsheldin, zur schönen Einführung. Für diese Geschlossenheit hatte sich Tasso schon in seiner Jugend erklärt, als er in drei Discursen das Wesen des epischen Gedichtes besprach. Denn sein Dichten ist ein überlegtes, verständiges, nach den Regeln der Alten kunstvoll gebildetes, kein um Formenzwang unbekümmertes Ausströmen des Genius. Es fehlt ihm die ursprüngliche Phantasie Bojardo's, der Glanz und Duft, der über Ariosto's Schilderungen schwebt, ihre Plastik und ergreifende Sinnlichkeit; in ihm herrscht die Empfindung und die Reflexion vor, eigene Stimmung, Wehen der Zeit — selbst der wildeste, rauheste seiner Helden, sein telamonischer Hias, ist nicht frei davon, Argante, als er zum letzten Streit mit Tancred geht, schaut er noch einmal nach dem brennenden Jerusalem und ruft:

„Ich denke dieser alten

Erhab'nen Stadt, Judäa's Königin,
 Die eifrig ich bemüht war zu erhalten
 Und die jetzt in den Staub gestürzt dahin.
 Daß mir Dein Haupt geschenkt des Himmels Walten,
 Kann wenig nur erheitern meinen Sinn.“

Jene leichtfertige, am Außerlichen sich vergnügende und in ihm befriedigte Gesinnung, die Ariosto gekannt, war einer sittlich strengen, innerlich erregten gewichen; ihr Ausdruck ist Tasso. Ihm wie Dante sind die Dinge der Welt nur schöner Schein, deren Wahrheit in Gott ruht, doch was bei Senem in seiner ganzen Herbheit und Bitterkeit sich zeigte, wird bei ihm durch ein schmerzliches Lächeln gemildert und verklärt. Ueber seinen Schöpfungen, so reizend und lieblich lockend sie oft sind, liegt diese trüb-selige Anschauung, wie ein leichter, lichtglänzender Morgennebel, die harten, abstoßenden Formen verschmelzend und Alles versöhnend in dem Gedanken an Gott, der aus diesem Meere des Nebels und der Nichtigkeit der Flamme gleich emporsteigt.

Diese Gedanken der Andacht und Frömmigkeit, die Betrachtung von dem Pilgerzug des irdischen Lebens, wie sie einst in Wahrheit die Kreuzfahrer beherrschten, finden sich nicht nur in der ganzen Anlage, sondern gerade an den Stellen seines Gedichtes, wo weltliche Lust und weltliches Genügen zu triumphiren scheinen. So wenn Clorinde unter Tancred's Händen sterbend die Taufe von ihm begehrt und die eben noch so gewaltige, erbitterte Kriegerin — ein stilllächelndes Mädchen zum Himmel „wie unter Träumen“ eingeht; und noch ergreifender gemahnen Tancred's Worte, der nach dem Gefecht mit Argante in den Armen Germinia's, seiner Geliebten, erwacht, an diesen einzig wahren und letzten Zweck des Daseins; er bittet die Waffengefährten, ihn nicht in sein Zelt, sondern nach der heiligen Stadt zu tragen, wo ihm leichter des Himmels Thor sich öffnen würde:

„Der frommen Sehnsucht dünkt es reiche Spende,
Heranzupilgern des Gelübdes Ende.“

Aber glaubt nicht, daß die Herrlichkeit der Erde, weil sie sich überall als nichtig und vergänglich erweist, jedes Schmuckes und jeder Farbe bar wäre: nein, es ist ein Leuchtendes, Schimmerndes um sie, ein fesselnder Zauber; er hat ein vortreffliches Bild für dies, ihr zwiespältiges Wesen gefunden, wenn er Armida's Burg mit dem Schloß vergleicht, das riesige Abendwolken oft kurzdauernd in der Luft bilden und das durch Wind und Wärme in Nebelstreifen sich auflöst. In diesen Gegensätzen, die das Irdische ausmachen, ist auch die Wurzel der Melancholie seiner Helden und Frauen zu suchen, von der nur Rinaldo frei ist. Wie Tasso's Liebe selbst vom Unglück beständig verfolgt, von Irrungen gequält wird: nicht anders Tancred's Leidenschaft für Clorinda, Armida's für Rinaldo. Diesem Fluche entgeht sogar die stille Neigung Germinia's nicht, die deutsche Liebe des Gedichtes, ja — sie selbst, ob sie als Königstochter auf den Mauern Zions sitzt und dem Sultan die Heranrückenden Christenhelden nennt, wie Antigone auf dem thebaischen Thor, ob mit Clorinda's Tigerhelm oder als Hirtin im verborgensten Thal, immer ist sie die liebliche Göttin der Schwermuth, die eigentliche Muse Tasso's. Denn in ihm findet sich kein Zug des Gewaltigen und Erhabenen, weder für die Dämonen Dante's noch für die Parzen Michel Angelo's hat er Sinn, freilich auch nicht für den donnernden Zeus auf dem Ida oder den wunderbaren Tieffinn in den christlichen Symbolen. Er bezeichnet jene Mitte in der Kunst der Renaissance, wo man den antiken Mustern moderne Seelenstimmungen, Gefühlsfeinheiten unterzulegen

und ihre angebliche Härte und Kälte durch Süße und Sentimentalität im Sinne der Zeit zu verklären anfängt.

Solche Lieblichkeit hat vor allen sein Himmel; die Engel, welche seinen Helden erscheinen, strahlen in einem ewigen Glanz, in einer unbeschreiblichen Fülle von Licht und Rosengluth. Auf einem Bilde Francesco Mazzuoli's hält Maria in einem weißen, schleierartigen, von Goldfäden durchzogenen Gewande das Christkind auf ihren Knien, das die eine Hand auf die Erdkugel stützt, mit der andern der Mutter lächelnd eine Rose entgegenhält: von dieser Blume fließt ein rosigter Glanz duftend über Mutter und Kind. Ich weiß nicht, ob Tasso jemals dies Bild gesehen, aber seine himmlischen Heerschaaren schimmern, selbst wenn sie kämpfen, in solchem Licht. Als Raimund von Toulouse zum Streit mit Argante geht, steigt sein Schutzgeist mit dem Demantschilde hernieder, lichtweiß, um sein Haupt vor dem Schwertstreich des Tscherkessen zu schirmen. So lichtweiß wird die Rüstung Rinaldo's, wenn er im Sonnenaufgang auf dem Delberg vor dem Herrn niederkniet, und um Gottfried's Haupt, das plötzlich auf dem Felde von Askalon von himmlischen Strahlen umglänzt ist, „regt nur sein Schutzgeist seine Wittige licht und hehr.“ Die schönste dieser Erscheinungen wird jene Schicksalsjungfrau bleiben, die im buntfarbigen, stets anders schimmernden Gewande, Karl und Ubaldo, die Boten des Heeres, in der Wunderbarke zu Armidens Garten führt.

Hier berühren sich die überirdische und die unterirdische Welt. Das Lob, theilweise selbst die Bewunderung, welche der Schilderung dieser Zauberburg zu Theil geworden, sind bis jetzt oft wiederholt, selten bestritten worden: was

Feinheit und Zartheit der Erfindungen, Sauberkeit der Ausführung und zuerst und zuletzt jenen sinnlich=geistigen Gauch betrifft, der Tasso so bestimmt von der derben Realität Ariosto's unterscheidet, besitzen diese Gemälde des Schlosses, des Gartens, der Liebenden am Quell unnach=ahmliche Vorzüge; welche Anmuth liegt allein in dem Spiel Armida's mit dem Spiegel! Wie gut hatte Tasso bei all' seiner brütenden Schwermuth seine Prinzessinnen und ihre Hofdamen studirt. Allein, man bedenke auch dies, daß die Haupterfindung bei Ariosto schon zu finden und Armida's Schloß nur die Burg Meinens im verkleinerten Maßstabe ist, ein Delbild von einer großartigen Freske. Denn noch einmal: der Vorzug Tasso's ist nicht eine mächtige Phantastie, sondern die Kunst des Zusammenfügens und Durchdringens seiner Schöpfungen mit einem eigenen, durchaus individuellen Ton, der zu seinem Glücke auch die Stimmung der Zeit in stärkeren oder schwächeren Akkorden wiederholt. Was Niemand vor ihm gewagt, die Historie als willfährigen Stoff für seine lyrischen Stimmungen zu betrachten und so zu formen, er hatte es vollendet, vollendet ohne in den Augen seiner Zeitgenossen jenen eisernen Männern, welche Jerusalem erobert, etwas von ihrem Wesen genommen zu haben; in diesem Sinn, wenn man die Schwierigkeit und das Wagniß der Aufgabe mit ihrer glücklichen Lösung vergleicht, wird Tasso unter allen Kunstdichtern, unter den „Talenten“, die nicht wie Dante, Shakespeare, Cervantes oder Göthe zu dichterischen Thaten berufen sind, vielleicht die erste Stelle einnehmen.

Wir sehen jetzt freilich die Kluft, welche den Tancred, Gottfried und Raimund des ersten Kreuzzuges sowohl von

den Rittern am Hofe der Este's als den Helden des Homer trennt, wissen, daß im Lager der Pilger ein sehr anderer gewalthätiger, fanatischer Sinn, freilich auch eine ganz andere, innerliche Begeisterung herrschte, als im Gedicht; wir werden dem Poeten vielleicht mit Recht vorwerfen, daß er nicht ein einziges Mal es verstanden, jenen unwiderstehlichen Massenangriff der Christen, jenen Himmel und Erde erschütternden Ruf *Diex le volt!* zu schildern, vor dem bei Antiochien Zehntausende wie Spreu zerstoßen. Bei diesem falschen Lichte, dieser durchaus aristokratischen Anschauung, welche über das Ganze gebreitet sind, vermögen die Einzelheiten, so wahr sie sind, kein getreues Bild herzustellen, doch gerade in diesem Detail gefällt sich Tasso. Weder die Briestauben der Emire, noch die Zauberinnen auf den Mauern Jerusalems läßt er sich entgehen, die Reisenden schildern noch heute den Wald, einige Meilen von der Stadt, aus dem die Kreuzfahrer das Holz zu ihren Maschinen holten, erfüllt von jenem düstern Grauen, das der Poet so geschickt zu seinen schrecklichsten und lieblichsten Erfindungen benutzte, zu jenem Baum, aus dem Glorinda's Stimme schluchzt, zu der Myrte, welche die Truggestalt Armida's beschützt.

Aber die Hauptfäden in dem Gewebe der Fabel sind den alten Mustern entlehnt. Der Traum des Agamemnon wiederholt sich in dem des Gottfried, die Unthätigkeit des Achilles findet ihr Gegenstück in der Entfernung Rinaldo's vom Heere. Den Zweikampf des Menelaus und des Paris vor Troja unterbricht der Pfeil, mit dem Pandarus verrätherisch den Achäerkönig verwundet, so trifft hier Bradin, der beste Schütze unter den Saracenen, den Grafen von Toulouse mitten im Streit wider Argante.

Den Sycier überredete dort Minerva, diesen hier ein Dämon in Clorinda's Gestalt. Achill erhebt sich nach dem Tode des Patroklos zum Kampfe, Rinaldo nach dem des Dänenprinzen Sueno, beide finden himmlische gefeierte Waffen; beide rächen den getödteten Freund. Clorinda ist wie Virgil's Camilla zu Kampf und Streit erzogen, hat wie sie in frühster Kindheit gefährliche Wassernoth überstanden. Der Gürtel der Venus findet sich bei Armida, Nestor's Weisheit und Rede bei Raimund von Toulouse wieder. Und so bis in das Einzelne und Kleinste. Ich will nicht so scharf, wie Leopold Ranke in einer geistvollen Abhandlung „Zur Geschichte der italienischen Poesie“ gethan, alle die Bilder und Vergleichen als entlehnt im Tasso bezeichnen, die an Virgil's Verse erinnern, weil die Natur des Landes, das sie ja beide bewohnten, auf jeden einen ähnlichen Eindruck machte, ihnen dieselben Bilder darbot, endlich die Wölfe, die in der Sturmnacht um die Hüden schleichen, die Kranichschwärme, die kreischend nach Süden fliegen, Löwenmuth und Elefantstärke sich als ein Gemeingut der epischen Poesie aller Völker aufweisen lassen: allein etwas Anders ist es doch mit dem berühmten Wort des Mantuaners „suimus Troes“, das sich in der Rede Madin's wiederholt, wenn er von der Davidsburg auf das eroberte Jerusalem blickend, ausruft: „Dahin, dahin! mit Recht sagt man jetzt: wir waren!“ wenn die christlichen Helden bei Argante's Drohen erschrecken, wie die Achäer bei dem des Hector, wenn ihre wie jener Loose aus dem Helm geschüttelt werden: hier ist die Nachahmung offenbar, noch dazu im Widerspruch mit Ort, Zeit und Sitten.

Dieser Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und der

Erfindung des Dichters tritt bei den saracenischen Helden und Frauen als ein absoluter auf, während sein christliches Mutterthum doch als ein Idealbild des wirklichen erscheint. Soliman und Argante, Germinia und Armida haben keinen asiatischen Zug, nichts, was im Entferntesten arabischem Wesen entspräche. Nie kömmt jene fatalistische Weltanschauung des Orients in ihnen zum Ausdruck, nur ihre größere Barbarei unterscheidet sie von den Christen. Und auch diese Wildheit veredelt sich unter Tasso's Hand zu einer Art rauher Heldengröße, daß sein Argante mehr als einmal der telamonische Ajax der Iliade zu sein scheint — „ein Schiff im gewaltigen Sturm.“ An Hochsinn übertrifft ihn der Löwenherzige Sultan Soliman, der Typus eines barbarischen Heldenkönigs, wie die Renaissance sich ihn denkt, durchaus unähnlich jenen persischen Schah's aus dem Königsbuche des Firdusi, die auf ihren Elfenbeinthronen oder weißen Elephanten als Weltgebieter ruhig sitzen. Soliman dagegen ist in beständiger Bewegung, immer im Kampf an der gefährlichsten Stelle, neben dem ungeschlachten Riesen Argante, eine Gestalt von Eisen, die aber doch zuweilen von einer menschlichen Regung tief erschüttert wird, so da, als sein Edelknabe von dem Schwert des Argillan erschlagen wird, und eine schwere Thräne von der Wimper des „eisernen Sultans“ tropft. Unzweifelhaft, er ist ein Liebling des Dichters, er läßt ihn vollführen, was „irdische Kraft und Menschenhöhe vermögen,“ noch durch das letzte Schlachtgetümmel von Askalon führt er ihn siegreich, unnahbar, dem Blitze gleich, der zwar im Niederschießen verglimmt, aber auf Jahrhunderte in den Felsen seine Spur eingräbt, und wenn er ihn zuletzt unter Rinaldo's Arm bändigt,

bleibt bei dem Sterbenden „noch jegliche Bewegung stolz und groß.“ Es ist klar, weder Ariosto noch Tasso erkennen den specifischen Unterschied des Europäers und des Arabers, sie setzen ihn in größere Rauheit, falschen Glauben und Zaubereien, sonst sind die Geseze der Mitterschaft überall dieselben: es ist der Irrthum, der sich aus den Sagen und Novellen des Mittelalters bis in diese spätere, vollendetere Kunst fortgesetzt hat. Hier vollendet sich die Novelle, die Saladin den christlichen Mitterschlag empfangen läßt. Aber Tasso, ohne die Naivetät Ariosto's, kann solche Fabeln und Märchen aus dem Munde des Volkes nicht in ihrer Harmlosigkeit wiedergeben, seine Kenntnisse, seine halbe Bildung von dem Treiben im Morgenlande sträuben sich zu sehr gegen diese offenbaren Falschheiten, er sucht sie darum durch die Einführung antiker Elemente wahrscheinlicher zu machen. Seine Beschreibung des ägyptischen Heeres lieft sich fast wie eine Seite aus Herodot, die persische Schaar „der Unsterblichen“ bemerkt der christliche Späher auch auf Gaza's Ebene, ja Ormond fordert sogar, als Belohnung für die Ermordung Gottfrieds, dessen Waffen als Trophäen in Kairo aufzuhängen, mit einer Inschrift, die seinen Namen der Nachwelt nenne: beinahe wie Pausanias der Spartaner nach der Schlacht bei Plataä das verhängnißvolle Weihgeschenk in Delphi aufstellte, das Mitursache seines Todes werden sollte.

Christliche, antike und romantische Elemente, innig verbunden in der sentimentalen Weltanschauung des Dichters, die, der Andacht wie der Erdenlust, den Fabeln wie der Historie ihre Bestimmtheit nehmend, in den Augen seiner Zeitgenossen sie zu einem höheren Ganzen verschmolz: hier noch ein schönes und reiches Ganze, weil hohe Kunst und

eine, wenn auch nicht mächtige, doch anziehende, stimmungs-
volle Individualität darin waltet und es zusammenhält.
Nehmt diese hinweg und das Werk zerfällt; ein Schicksal,
dem kein Nachfolger Tasso's entgangen. Allein die Re-
naissance fand gewissermaßen ihre letzte Verklärung und
ihren Abschluß in ihm. Was als die höchste Schöpfung
des Alterthums galt: ein heroisches Epos, das Lied Vir-
gils, sie hatte es nachgeahmt, ich meine — Homer natür-
lich ganz außerhalb der Schranken — an Abwechslung
der Begebenheiten, an Fülle der Charaktere, vor allem an
musikalischem Ton die Aeneide weit übertroffen. Der Klage
der Dido konnte Tasso den Schmerzensschrei Armida's,
dem Tode der Camilla den Untergang Clorindens gegen-
überstellen, es wird ihm Niemand in beiden Fällen die
Palme weigern. Entnahm er auch viele seiner Gestalten
dem Alterthum, mag Rinaldo nur ein romantischer Name
für Achilles, Gottfried für Aeneas sein, sich Armida aus
Dido und Medea entwickeln; Tancred, Germinia, Soliman
waren sein eigen, der Realismus Ariosto's hat sich in den
beiden ersten zu der feinsten Idealität herausgebildet. Eine
Idealität, die ihr Verderben: Ueberschwänglichkeit und
Sentenzenthum, schon im Schooße verborgen trägt. Denn
so rührend die Klage Tancreds nach Clorindens Tod in
dem wunderbaren Wohlklang ihrer Verse uns anklingt, wie
gesucht und geschmacklos ist z. B. der Gedanke des Ritters:
mit der Leiche der Geliebten im Rachen eines wilden Thieres
ein gemeinsam Grab zu finden! oder jene Apostrophe an
sich selbst, in der er nicht Worte und Bilder genug finden
kann, sich zu verdammen und zu schmähen. Aus diesen
und ähnlichen Stellen hat dann dreißig Jahre später der
Ritter Marino jene Poetik geschöpft, nach der die Poesie

keinen andern Zweck hätte „als Erstaunen zu erregen.“ Der Idealität sind da alle geistigen Elemente verloren gegangen und nur ihre Formen zurückgeblieben, mit denen sie eine mechanische, akademische Kunstübung fortsetzt.

Ariosto hatte das romantische Epos des Mittelalters mit antiker Klarheit und Formenschöne darzustellen versucht, an ihre geistige Verschmelzung, wie sie Rafael auf seinen Tafeln zwischen den christlichen Typen und den griechischen Göttern und Göttinnen gelang, in seinem fast harmlosen Dichten kaum gedacht: diese innerliche, geistige Musik durchzieht das „befreite Jerusalem.“ Seinem Wesen nach ist es eine heroische Oper im größten Styl, es hat seine Overtüre, seine Arien und Finale's. Im größten Styl, sage ich, denn der Poet hat das Bewußtsein, daß sein Lied der gesammten Christenheit gehört, daß, so vielfach auch das Lob der Götter's und die Pracht Ferrara's in ihm wiederklingt, die That der Kreuzfahrer ein unbestrittenes Eigenthum Westeuropa's ist, daß alle Völker von Sicilien bis zu den dänischen Inseln in seinem Gedicht den Ruhm ihrer Helden finden werden. Weniger als sonst ein italienischer Dichter gedenkt er darum des Vaterlandes; ein und ein anderes Mal erwähnt er in einem Bilde den Po und die Sümpfe des adriatischen Meeres bei Comacchio, kein Fluch gegen die Barbaren entfährt seiner Muse, die doch so oft wie mit schmetterndem Trompetenklang redet. Und als er einmal von Stalien sagt, daß es im Barbarenbrande verglüht und ganz zersplittert erschien, meint er nur die Stürme der Völkertwanderung. Wie sehr hat dieß entartete, im Hofdienst herabgekommene Geschlecht, nicht seit Dante und Petrarca, nein seit Machiavelli, in weniger als funfzig Jahren, Freiheitsinn und

Vaterlandsliebe verlernt! Gewonnen ist dafür nichts als eine gewisse Weltbürgerlichkeit, die sich nicht allein in dem Lob aller Nationen, sondern vielleicht noch schärfer in dem Preise des Columbus ausspricht, dessen That er, merkwürdig genug! ein „sangwürdig Denkmal aller Zeiten“ nennt. Es ist doch in diesem weichen, melancholischen Poeten ein ganz eigener großartiger historischer Blick, bei aller Romantik ein tiefes Verständniß geschichtlicher Dinge! Die Verhältnisse, sein Leben haben ihn nur mit der Aristokratie bekannt gemacht, in diesen Kreisen ist seine Anschauung und Liebe beschlossen. Weder das Gefühl noch die Wirkung der Masse vermag er zu schildern, er theilt das Loos aller epischen Dichter seit Homer. Ihnen verschwinden Tausende vor dem einen Helden. Die Aristokraten haben den Stoff des Epos gegeben, es ist billig, daß es ihrer Verherrlichung diene. Bei Tasso kam noch eines hinzu, seine besondere Stimmung, die vielleicht sich in dem Gegensatz seiner Stellung und seines Wesens erzeugt. Und darum, ob auch sein Lied der Welt gehört, er weiß es gewiß, daß er zunächst nur zu auserlesenen Seelen verständlich redet, und daß die Verse, mit denen die Erzählung von dem Falle Gildippe's und Odoardo's beginnt, das Schlußwort des ganzen Gedichtes bilden könnten, weil sie treffend die Stimmung bezeichnen, die es erfüllt und die es vom Leser fordert, die Verse:

Wer Liebe fühlt, der wird mit heißen Zähren
So euren Tod, wie meine Lieder ehren.

Luis de Camoëns.

Zwischen dem Meer und steilen, dürren Gebirgsfetten, auf einem schmalen Landstreifen eingeklemmt, hat die portugiesische Nation in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens nichts Glorreiches und Welthistorisches ausgeführt. Daß sich ihre Männer in ewig sich wiederholenden Kämpfen mit den Mauren und den Castiliern brav und ritterlich geschlagen, ihre Edelleute bis nach dem fernen, nebelumflorten England hin auszogen, Turnierpreise zu gewinnen, ihre Frauen, wie das Beispiel der einen lehrt, Ines de Castro's, deren Namen auf uns gekommen, zart, lieblich und standhaft waren, gibt zwar an sich ein farbenreiches Bild abenteuervollen Lebens, aber zeichnet sie durch keinen bedeutenderen Zug, keine mächtigere Heldengestalt vor den andern Völkern aus. Denn so verschieden an Tracht und Farbe, so wechselnd und immer neu beim ersten Blick und obenhin gesehen dies ritterliche Leben des Mittelalters uns erscheint, im Grunde ist es stets dasselbe, in seinen Zielen, seinen Anschauungen, seinen Thaten, in Schottland ebenso wie an der Mündung des Tejo.

Erst als nach der Sicherung und Ausbildung des Staates kühne Fürsten, unternehmende Männer den Blick nach dem Meere gewandt und die Nation auf dies Element

mit schwankenden Schiffen und ungenügenden Mitteln gleichsam hinausgeschleudert hatten, erst da beginnt mit der Schifffahrt an Afrika's unwirthbaren Küsten, mit den nie gesehenen Pflanzen, Früchten, mit der Handvoll Goldstaub, die von den Fahrten nach Lisboa triumphirend zurückgebracht wurden, die Sonnenzeit portugiesischen Ruhms, die Arbeit und Mühe, welche in funfzig Jahren ihnen die Unsterblichkeit und dem gesammten Europa eine neue Welt, die indische, erschloß.

Da weiß nun Jeder — und wär' es nur aus den Bilderbüchern der Kinderzeit —, wie Vasco de Gama den Risten und Hänken der Mauren an der Ostküste Afrika's entgangen, Aufnahme und erfahrene Bootsen über den indischen Ocean von dem gastfreundlichen König von Melinde empfing, im ritterlichen Schmuck, überweht von den Flaggen, die siegreich Sturm und Wellen getrogt, sich mit dem Samorin von Kalikut in dessen seltsamen phantastisch geschmückten Palaste besprach. Diese Geschichten und Abenteuer haben neben ihrer Bedeutsamkeit den Glanz und Reiz poetischer Erfindungen, die sie Allen unvergeßlich machen; sie haben auch die Seele des Camoëns wie mit magischem Strahl getroffen, daß er, sie zu feiern, ein langes, unglückliches Leben aufgewandt.

Schon damals, als er jung und hoffnungsreich zu Coimbra philosophischen Studien und dem Liede des Virgil seine Stunden widmete, sind die ersten Verse, die seiner noch ungeübten Feder entspringen, ein Lob des Mondegoßflusses, dessen „klare Fluthen, silberrein, zum Thale niedersteigen“ — dies Element, das Wasser, sollte sein Schicksal und er sein Sänger werden. Es ist mehr als ein Zufall, das geheime Bewußtsein, daß dies trüge-

rische Meer das Glück und die Macht seines Volkes geschaffen und erhält, daß alle Größe und der Ruhm „der Söhne des Lufus“ auf ihren Schiffen segelt. Ueberhaupt hat das Wasser eine Rolle in der portugiesischen Dichtung gespielt; ich finde in einer Aufzeichnung bei Villemain die Worte eines mittelalterlichen Troubadours aus Portugal: „alle,“ sagt er, „die jetzt über das Meer fahren, glauben, daß die Welt keine größeren Schrecken und Leiden darbietet, als die des Meeres, mich aber läßt der Schmerz der Liebe die schwere Trübsal auf der See vergessen.“

Noch ein anderer Umstand wird zu der Vorliebe des Camoëns für das Meer beigetragen haben. In beschränkten Verhältnissen, von wenig begüterten, wenn auch altadeligen Eltern geboren, mit dem ungestümen Drange nach Auszeichnung und Reichthum, sieht er nur den Ocean, dessen Woge auf ihren Spitzen das Glück trägt, unermessliche Schätze aus Ophir. Das Geschlecht des Camoëns war um die Mitte des 14. Jahrhunderts mit Dom Vasco Pires de Camoëns aus Galicien in Portugal eingewandert; vornehm vermählt, reich belehnt, fiel er später zu dem castilischen Fürsten wieder ab und der erzürnte König Dom João I. beraubte die Familie ihrer meisten Güter. Einen vorübergehenden Glanz erwarb sie noch einmal, als João Camoëns von Alfons V. mit dem ehrenvollen Titel „seines Vasallen“ begrüßt wurde, so daß er sich im Kloster der Kathedrale zu Coimbra ein prachtvolles Grabmal errichten konnte. Dort hatte er auch einen Palast gebaut, der zur Zeit des Dichters, seines Urenkels, schon in Trümmern lag, wie die übrige Herrlichkeit der Camoëns. Denn Simon Baz de Camoëns, der Vater Luis', ging als Capitain eines Schiffes glücksuchend nach Indien, scheiterte

an der Küste von Malabar, im Angesichte von Goa, und starb dort. Vornehm, wie sein Vater, war auch seine Mutter Doña Ana de Sa, aus Santarem gebürtig, und er ihr einziger Sohn, 1524 zu Lissabon geboren. Wie eifrig er auf der Universität zu Coimbra die Wissenschaften, wie sie damals waren, von den Fabeln der Griechen bis zu den Fabeln der Astronomie und den Behauptungen der Naturphilosophen sich zu eigen gemacht, beweisen die Strophen seines Liedes. Er kennt die Pfade der Sterne, und die Stelle, wo der Orion leuchtend schimmert oder die Plejaden sturmbeschwichtigend aufgehen, so gut wie die Elegieen des Ovid und jene zarten Worte Virgil's, in denen er „die purpurne Blüte, die von der Pflugsschar zerschnittene, langsam sterbende“ beweint. So, mit dem Kranz der Bildung, talentvoll, in adeliger Haltung kam er nach Lissabon, an den Hof Johann's III. Sein breites, melancholisches Gesicht mit dunkelglühenden, verzehrenden Augen, die langen, hellblonden Locken, die um seine Schläfen bis auf die Schultern herabfielen, ließen ihn bald von Rittern und Damen bemerken. Allein noch zeigte sich in ihm nur ein gewandter, scherzender Cavalier, im Spiel der Waffen, im Tanze gleich geübt, wie auf der Guitarre ein zärtliches Lied zu singen; kein Funke des Genius. Da geschah es, daß er eine von den Hofdamen sah und liebte, leidenschaftlich liebte, Doña Caterina d'Altaide. Wie glücklich oder unglücklich in Wirklichkeit ihn diese Liebe machte, ich weiß es nicht und lese nur in einem seiner Sonette:

Wie auf dem frischen Rasen grüner Wiesen
 Unglücklich, schmerzgebrochen Bisus klagt,
 Matercia, die spröde Nymphe suchend,
 Die voller Grausamkeit sein Herz zerreißt.

Diese Matercia, es ist ein Anagramm für Caterina, jener Lusus er selbst. Mochte seine Leidenschaft die Verwandten der Dame verletzen oder so aus allen Schranken brechen, daß sie bekannt und ein Gespräch der Hofleute wurde — genug, der König erfuhr sie und verbannte Camoëns vom Hofe nach Santarem. Dort saß er wie „Ovidius von Sulmo, der Verbannte,“ den auch die Liebe zur Tochter des Augustus an die Küste der Barbaren verschlagen, und sah „den klaren, lieblichen, rauschenden Tejo, der auf glänzender Woge die runden Barken hinabtrug“ — wie seine Gedanken nach Lissabon zu der Geliebten, die er nie wiedersehen soll. Zähornigen Gemüths, erregt über die Ungerechtigkeit, die ihn nach seiner Meinung betroffen, von ehrgeizigen Gedanken und Liebesglut gleich aufgezehrt, beschließt er Soldat zu werden, mit dem Schwerte zu erobern, was die Feder nicht gewinnen konnte.

Hinaus auf den Ocean, Luis de Camoëns, das ist dein Loos! dein Erbtheil: Unruh', Noth und Verderben auf den Meerestwegen, und umsonst wirst du fragen:

„Was that ich, was erzürnte so zum Sturme,
Zum Kampf die Götter mit dem Erdenwurme?“

Vorwärts! In solchen Drangsalen wird dein Genius gehärtet werden und deine Stimme die Gewalt erlangen, die Stürme zu übertönen und durch die Jahrhunderte zu klingen, so lange noch ein Schiff um das Cap der guten Hoffnung treibt, dessen Geist du mächtig auf den Wellen wandeln sahst, riesig „wie den Koloß auf Rhodos Sandgesilden.“

Als Freiwilliger schiffte er sich auf der Flotte seines Freundes Dom Antonio de Noronha ein, die gegen Marokko gesandt wurde, focht in Ceuta, auf dem mittel-

ländischen Meere muthig und brav, nicht, wie er dichtet, von dem grausamen Tyrannen der Herzen allein hinausgestoßen, sondern von eigener Unruhe, Thatendrang und Wünschen. In der Meerenge von Gibraltar verlor er bei einem Gefecht sein rechtes Auge und hoffte nun, mit kriegerischen Vorbeern nach Lissabon heimkehrend, Gunst und Würdigung seiner Verdienste zu finden. Vielleicht hat es niemals einen begabten Menschen gegeben, dem so jede Anerkennung fehlte und selbst die bescheidensten Hoffnungen in ihr Gegentheile umschlugen, als diesen Camoëns. Mangel, Elend, der Pfahl der Schande pflügen der Lohn des Genius und ausgezeichnete Tugend oft zu sein, aber mir will scheinen, daß es in all diesen Heroen der Kunst und Wissenschaft einen verhängnißvollen Charakterzug gegeben habe, der sie, unüberwindlich, beständig in Feindschaft mit ihrer Zeit und ihrer Umgebung gestürzt. In Camoëns' Seele brannte der Neid gegen Alle, die ihm gerecht oder ungerecht vorgezogen wurden, die Günstlinge und Schmeichler, die ihn vom Throne zurückhielten; in seinem Haß und Grimm schont er dann auch der Könige nicht:

„Was hilft's, dem Thron und Fürsten glorreich dienen,
Mehr Willkür herrscht als frommes Recht bei ihnen.“

Und wenn er dann auch zuweilen in melancholischer Stimmung des Belisar gedenkt, an dem kaiserlicher Undank sich am grellsten offenbart, und sein Leid mit der Erinnerung an jenes größere zu trösten versucht, wirft ihn die angeborene Leidenschaftlichkeit seines Wesens wieder in Spott und Hohn. Das sind seine Waffen, scharfe, zweischneidige Schwerter, die sich aber zuletzt gegen ihn selbst wenden, ihn verbittern und die Zahl seiner Feinde vermehren. Er

war nun einmal kein Mensch, die Stunde des Glückes zu erwarten. Unbelohnt, ungeehrt richtet er sein Auge nach Osten, jenem wunderbaren Tabellande, aus dem, wie aus unerschöpflichen Quellen, jährlich Goldströme nach Portugal flossen. Unter so vielen Hunderten, die als vergessene Abenteurer ausgezogen und von indischen Fürsten mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, siegreich heimkehrten, wird auch er eine Stelle finden. Des Glends genug ist ihm geworden, des Sammers und der Gefahren, daß sie ihn nicht mehr erschrecken können, und dann, wie er einmal schreibt, an Sallust's Worte denkend — „wer weltberühmt werden will, muß aufstehen vom trägen und dumpfen Schlaf.“ In solchen Hoffnungen und Absichten wanderte er 1553 nach Ostindien aus; einem Freunde hatte er kurz vorher geschrieben: er freue sich, der ungerichten Wuth seiner Neider und dem Gifte böshafter Zungen entgangen zu sein; die Grabchrift des Scipio Africanus solle auch die seinige werden und das undankbare Vaterland seine Gebeine nicht besitzen.

Von den vier Schiffen, mit denen Fernandes Alvares Cabral im März 1553 die Mündung des Tejo verließ, scheiterten drei im wilden Sturm und nur das Capitainsschiff, auf dem sich auch Camoëns befand, gelangte im September nach Goa. Aber Ruhe und Lohn war ihm nicht beschieden; im Gefolge des Vicekönigs, Dom Alfonso de Noronha, bekämpfte er den Fürsten von Chembah, welcher den indischen Verbündeten der Portugiesen einige Inseln genommen. Indeß sein Wunsch war Camoëns erfüllt; da lag vor ihm dieser gefeierte, phantastische Orient, diese Wunderwelt, von andern Blumen durchduftet, von seltsamen Menschen bewohnt; Ceylon mit seinem Berg,

der in den Wolken entschwindet und die Spur von dem Fuße des Buddha unergänglich trägt; die sonniggrünen Weiden Borneo's, wo aus den Baumrinden duftend der Kampher quillt; die Flammen, die um den Gipfel Ternate's sprühen; das weite, klippenreiche südliche Meer, über dem nächtllich größere, blendendere Sterne aufgehen — scheinbar eine unberührte, jungfräuliche Welt, wo der muthig ausgestreckten Hand freiwillig sich die Frucht vom Zweige neigt, aber doch nur scheinbar, in Träumen! Luis Camoëns, dir wird hier wie überall auf Erden nichts zur Seite sein als „dein Schwert und dein Mißgeschick!“

Es war eine traurige Vorbedeutung, daß er, den Fuß in Goa's Straßen setzend, den Tod seines liebsten Freundes erfuhr, Dom Antonio's de Noronha; in der Blüte brach ihn das Schicksal. Ob ihn Camoëns nicht im Innersten beneidet, als er schiffbrüchig, hungernd und sonnenverbrannt auf der Küste von Kamboja lag und zum Himmel weinte wie die Töchter Israel's an den Flüssen von Babylon? Ihn nicht beneidet, daß er ritterlich gegen die Mauren, die Erbfeinde der Portugiesen, kämpfend im Getümmel fiel, während er, der große Poet, elend auf dem Krankenbett hinschmachten mußte? Damals aber strömten von seiner Leier goldene Lieder, die den Freund beklagten, denn er hoffte noch und war noch voran im Kampfe.

Es sahen ihn der Strand von Arabien, die Berge, deren Gipfel zum Himmel, deren Wurzeln tief in die Erde reichen, die Woge des Rothen Meeres auf den Schiffen, die 1555 Manuel Vasconcelles gegen die Araber führte. In Schlacht und Sturm verrann sein Leben, ohne Gewinn, ohne Ruhm; es ist eine lange Kette von

Widerwärtigkeiten, Unfällen, Leiden der Seele wie des Leibes. Seine Hochherzigkeit jedoch, seinen stolzen Sinn vermochten sie nicht zu beugen; nie wird er seine Muse „Kalliope, die hehre,“ entweihen, Fürsten und hohen Herren zu schmeicheln. Erhobenen Hauptes steht er unter all diesen feilen Höflingen und geldgierigen Kriegern da, die in jenen Tagen die indischen Küsten wie Harpenschwärme bedeckten; untadelig, zornige Wuth im Gesicht und Haß und Spott auf der gekrümmten Lippe, durchaus ein Mann! Ihn, den immer Zurückgesetzten und Beleidigten, ergreift endlich ein gerechter Grimm und bei seiner Heimkunft in Goa bricht er in beißende Verse aus, welche die „Thorheiten Indiens“ geißeln. Den neuen Vicekönig, Dom Francisco Barreto, schont er so wenig als die anderen vornehmen Beamten, die dessen Berufung mit Spielen und Festen gefeiert; sein Haß sieht nur Betrüger und Schurken, welche die Edlen verleumden und die Tapfern sterben lassen. Wie war es da möglich, daß man ihm gerecht wurde? Sein aufgeregtes Gemüth, seine leidenschaftlich bewegte Phantasie liebt es, sich in Uebertreibungen zu ergehen und das Kleinliche, irdische Dasein mit idealem Maßstabe zu messen. Die Ungnade des Statthalters fällt schwer auf ihn, seine Freunde verlassen ihn treulos, „ja selbst die Erde,“ ruft er zornig aus, „wo mein Fuß wandelt, machen sie mir streitig und die Luft des Himmels, die ich einathme!“ So hart es war, mußte man es doch durch sein eigenes Benehmen für erzwungen halten, daß ihn der Vicekönig nach Macao an der chinesischen Küste verbannte. Sonst zeigte sich Francesco Barreto als ein edler, wohlwollender Mann und ich glaube gern dem Chronisten, der erzählt: „er habe den Luis Camoëns in

jener Station zum Verwalter des Nachlasses Verstorbener ernannt, damit er zusehe, wie er sich dabei von seiner Dürftigkeit und seinem Elend befreien könne.“ Gewiß war solch leiddurchwühltem Dichterherzen Einsamkeit und Ruhe die beste Heilung.

Es war im Jahre 1556, daß Camoëns sich in die Verbannung begab. Wie die Nebel auf dem Meere vor der aufstauchenden Sonne, waren seine Hoffnungen und Träume zerronnen; hüben wie drüben des Oceans beherrschte ihn ein unerbittliches Geschick. Sogar das Meer blieb ihm nicht mehr treu; an den Felsenriffen von Kamboja, da wo der Mekon seine sommerlichen Fluten in vielfachen Mündungen ergießt, scheiterte sein Schiff und schwimmend, den ersten Versang seines Gedichtes hoch in der Hand über den Wellen haltend, wie einst Cäsar sein Buch, rettete sich der Dichter —

Und dieser Strom hat schmeichelnd dort umfängen
In seinem Schoos den Sang, der wilden Wogen
Im trauervollsten Schiffbruch kaum entgangen,
Den Klippen, die beim Sturm das Schiff betrogen,
Von jenem ach! deß Leier reich an Tönen
Ein größ'rer Ruhm als reiches Glück wird krönen.

(F. Vooch=Arkosch, die Lusitaden 10, 128).

Gleich jenem Könige von Juda, Hiskia, der mit seinen und den Schätzen des Tempels den drohenden Sancherib zum Abzug von Jerusalem bewog, warf auch Camoëns alle seine Habe ins Meer, sich und sein Lied zu retten; das blieb ihm und ein indischer Sklave, Antonio, jener trefflichste aller Diener, der ihn seitdem nicht mehr verlassen hat. In dieser Trostlosigkeit hat er seine Paraphrase des 130. Psalms gedichtet, die spanische Poeten als

das Vollendetste gerühmt, was seiner Feder entsprungen, die mir aber hinter der Einfachheit und ergreifenden Gewalt des Originals zurückzubleiben scheint. Camoëns' Klage ist nie eine dulddende, die flehenden Arme gen Himmel gerichtet; wenn auch hier und dort ein melancholischer Ton sie durchklingt, sie bleibt ein zorniger Aufschrei tiefbeleidigten Gefühls, wie ein Griff nach dem Schwerte, ein Ruf nach Gerechtigkeit, eine volle Schale lang aufgesparten Grolles, über die Häupter seiner Feinde ausgeleert.

Doch in Macao fand er Ruhe, wie Francesco Barreto richtig geahnt. Durch Kanäle von dem festen Lande getrennt, liegt Macao, die weißglänzende Stadt, auf einer Insel, einsam und still. Die portugiesische Niederlassung, unter der Oberhoheit der Chinesen, war im raschen, friedlichen Aufblühen; kein Waffenlärm, kein Buhlen um Rang und Amt erschreckte und entzweite die Ansiedler. Die Dschonken der Chinesen, die schmalen Barken der Malaien, selten ein europäisches Schiff mit flatternden Segeln und bunten Flaggen landeten hier. Wo der Felsen steil zum Meer abfällt und eine Grotte bildet, riesige Palmen davor und die großen Wunderblumen des Ostens, wo die Wellen im beständigen Spiel hinauf=rauschen und zurück und die Abendwolken die Felswand mit ihrem Widerschein wie mit purpurnen Teppichen bedecken, saß Camoëns manche Stunde, in Gedanken, in seine Dichtung versenkt. Was er im Zelt, in den Nächten auf dem Deck des Schiffes geschrieben, hier hat es seine Einheit, Zusammenhang und Harmonie gefunden. Denn diese „Lusiaden“ sind kein Dichtwerk behaglicher Muße, sondern ein schwieriges, mühevollcs Lied von Kämpfen und Wanderungen, die der Dichter

selbst bestanden: die Listen und Heimtücken der Mauren, er hat sie kennen gelernt; die Paläste von kostbaren Steinen mit ihren Elfenbeinthronen und seidenen Geweben, auch er hat sie beim Klange der Trompeten durchschritten; die Woge, die einst Gama's Fahrzeug bedrohte, seines hat sie zerschlagen. Sein Lied ist der Spiegel seines Lebens, nur zu anderm Ausgang führte ihn das Geschick, als er seine Helden. Da hat er es nun doch wohl dem milden Einfluß der Muße in Macao zu danken, daß seine Gefänge wenigstens in etwas die Herbe und Rauheit ihrer ersten Conception verloren und trotz der Schlachten, die sie feiern, der Ungerechtigkeit, dagegen zu eifern sie jeden wackeren Mann ermahnen, einen zarten Hauch von Troubadour- und Schäferpoesie gewinnen, den der Gegensatz zu manch' scharfem und schneidenden Wort noch mehr hervorhebt.

Nach fünfjähriger Verbannung verließ Camoëns nicht ohne einiges Vermögen, das ihm die Verwaltung seines Amtes eingebracht, Macao, sein Medina, das sich ihm freundlich erwies, wie einst das arabische dem Propheten. Noch heute zeigt man dort den europäischen Reisenden jene Grotte, wo Camoëns zu seinen Füßen das Meer sah, seine Freude und sein Verderben zusammen. Am 3. September 1561 stieg er in Goa ans Land und ward von Don Constantino de Braganza, dem neuen Statthalter, dem „standhaften, ruhmreichen Mann der Ehren,“ freundlich aufgenommen. Dies kurze Glück des Dichters ist wie ein einziger Sonnenblick am Novemberhimmel. Seine Feinde schweigen nicht; vielfacher Vergehungen in seinem früheren Amte beschuldigt, selbst der Unterschlagung, läßt ihn Dom Francisco Coutinho, der mit dem ersten

Lage des Jahres 1562 seinen Beschützer im Vicekönigthum ersetzt hat, abermals gefangen nehmen. Schuldlos befunden, geht er aus dem Gefängniß, ein neuer Verhaftsbefehl schleudert ihn in den alten Kerker. Miguel Rodrigues Coutinho, den man in ganz Goa „Dünnsaden“ hieß, ein Prahler mit volltönenden Worten, hat eine Schuldforderung, die der Dichter augenblicklich nicht bezahlen kann. Diesmal sollten sich indeß seine Verse für ihn in Gold verwandeln; ein scherzhaftes Gedicht, das voll Humor seine traurige Lage schildert, da selbst „kein Dämon in der Hölle vor den Streichen des wilden Dünnsaden Ruhe hätte,“ und den Statthalter um Hülfe bittet, erfreut diesen so sehr, daß er Camoëns in Freiheit setzen läßt und in sein Gefolge aufnimmt. Hier- und dorthin wirft ihn nun wieder der Krieg und der Befehl des Herrn, auch die Musen bleiben ihm getreu, daß ihm noch mancher Sang gelingt; aber dies ruhm- und darum für ihn zwecklose Dasein, das nur seine Kräfte langsam verzehrt, ohne ihm je den gewünschten Lohn zu bringen, widert ihn mit jedem Tage mehr an.

„Ich hatt' daheim, eh' ich mich selbst verbannt
Ein besser Loos, und sicherer bei den Meinen,
Als ich es suchen ging in fremdem Land —“

Das ist die Erkenntniß, die er aus seinen Irrsalen zieht.

Wieder sieht jetzt die Hoffnung, die ihn so oft und so grausam betrogen, bei ihm, eine schmeichelnde Delila, und mahnt und treibt ihn, nach Bissabon heimzusegeln zu dem jungen Könige Dom Sebastian, ihm sein Lied zu Füßen zu legen, der es aufbewahren wird in seinem kostbarsten Kästchen, wie Alexander die Ilias des Homer. Diese

Träume lassen ihn nicht ruhen. Fort aus Indien! ist sein einziger Gedanke, so nimmt er das Anerbieten Pedro de Barreto's an, der als Statthalter nach Sofala an der Ostküste Afrika's geht und ihn bittet, ihn zu begleiten; 200 Crusaden wolle er ihm gern zur Reise vorschießen. Wie ahnend, daß er dort leichter eine Gelegenheit zur Heimkehr finden werde, und zufrieden, dem geliebten Vaterlande näher zu kommen, willigte Camoëns ein. Seine Erwartung täuschte ihn nicht; das Schiff Santa = Sé läuft wenige Wochen nach ihm in Sofala's Hafen ein — und welch Glück! Nur Freunde sind darauf, Zeltgenossen, brave Edelleute, Hector da Silveira, Duarte de Abreu! Sie schütteln dem Dichter die Hände, sie umarmen ihn; reich wie sie sind, versprechen ihm die Ritter freie Fahrt, befriedigen den geizigen Barreto, der seine längst verwendeten Crusaden wieder haben will — und nun ist er in ihrer Mitte, unter begeisterten Zuhörern, die seinen Stanzas lauschen und jubelnd an die Schwerter greifen, wenn er von Paladinen und Vaterland und Ehre singt und sagt, oder wie Diego de Couto, der berühmte Geschichtschreiber Indiens, auf ihn zueilen und ihm die Hände küssen, die so Tapferes vollführt und so Herrliches geschrieben. Welch' eine Fahrt für ihn, auf diesem früher unbekanntem und namenlosen Meer, das sein Lied auch für die Poesie so unsterblich gemacht, wie Odyssee und Aeneide die blaue Woge der Mittelländischen See! Gleichsam ein Vorspiel zum Triumphzug, der ihm in Lissabon bevorsteht — denn da ist es! Durch den grauen Morgen nebel leuchten am Meeresstrand die gewaltigen Säulen der Kirche Unserer lieben Frau von Belem; nun hoch die Flaggen und deine Seele, Luis Camoëns — da ist

Bissabon und der Königspalast, das Ziel deines Strebens, unsäglicher Mühen, einer sechszehnjährigen Arbeit!

Das Bissabon, das er erwartete, glänzend und freudereich, so von Siegen wie von Schätzen prangend, wie er es verlassen, fand er nicht wieder. Nicht nur verheerte die Pest bei seiner Ankunft die Stadt und zog durch die einsamen Straßen, vorüber an Palästen, deren Fenster alle geschlossen waren, an den Kirchen, drin die Todtenglocken läuteten, sondern über ganz Portugal lag es schwer und schwül — eine Wetterwolke. Jener finstere, strenge Katholicismus, der als Rückwirkung der Reformation erst bei der höchsten Geistlichkeit und einigen energischen, schwärmerischen Menschen, wie Ignaz Loyola, Aufnahme und Ausbreitung gefunden und sich von ihnen aus durch alle Stände der Gesellschaft, alle Ader des Lebens verbreitet hatte, herrschte auch in Portugal. Er war damals nicht Sache der Einzelnen, der Päpste und Philipp's II. allein, er war die Volkssache der romanischen Nationen; wie das Schwert des ritterlichen Don Juan d'Austria bei Lepanto gegen die Osmanen, hat er die Feder Tasso's und den Pinsel des Domenichino geführt. Wir freilich, die Nachgekommenen, sehen die verderblichen Ziele, zu denen er geführt, daß er Spaniens Weltmacht vernichtet und das indische Reich der Portugiesen glücklicheren Nebenbuhlern in die Hände gegeben.

Der junge König von Portugal, Dom Sebastian, von dem Jesuiten Luis de Camara erzogen und geleitet, war erfüllt von diesen Anschauungen und Tendenzen. Thaten träumend, in der Ueberspanntheit eines Don Quixote, wollte er mit einem großen Heere nach Indien ziehen, die Heiden unterwerfen und — was schwerer sein

dürfte — befehren, so dem Alexander und den Kreuzfahrern zugleich nachahmend. Mit dem macedonischen König vergleicht ihn denn auch Camoëns und verheißt ihm das Glück des Achilles. Heimgekehrt, wollte der Dichter endlich den Lohn seiner Arbeit genießen, und von den portugiesischen Großen, die „rauh und wild, wenig oder nichts von den Gaben der Musen besitzen,“ unbeachtet und zurückgestoßen, blieb ihm nichts übrig, als sich und sein Lieb „dem Fürsten zu Füßen zu legen.“ In seiner schrankenlosen Hingebung nennt er sich hochbeglückt, wenn ihn der Blick des jungen Königs treffen, sein Wort ihn zu neuen Thaten oder Gefängen begeistern würde. Trotz dem überwiegt allmählich die melancholische Stimmung, dieser so bittere, zornige und gewaltige Geist erliegt den tödtlichen Schlägen des Geschicks, die alle verwunden ohne je zu tödten, und aus seinem Gedicht klingt in den letzten Strophen dies Gebrochensein wehmüthig uns an: wie seine Jahre von den Tagen des Sommers sich schon zum kühlen Herbst wenden, wie Gram und Noth ihn bald zum Lethestrom hinabführen werden und Alles, sein Leid und er selbst, in Schlaf und Vergessenheit vergehen wird.

So leicht und sanft aber sollte ihm das Sterben nicht werden. Am 4. September 1571 nahm der König die Widmung seines Gedichts an, 1572 war der Druck vollendet. Eine allgemeine ungetheilte Begeisterung kam ihm entgegen; noch in demselben Jahre mußte eine zweite Auflage veranstaltet werden, und Tasso, der große Poet, rief aus, daß er unter allen Dichtern nur den Camoëns fürchte, und in schöner Anerkennung fremden Werthes sagt er in einem Sonett an Vasco de Gama: „Dem guten Luis verdankest du deines Ruhmes besten Theil;

weiter als deine Schiffe drang seine Stimme.“ Damit nicht genug: auch das Volk sang seine Verse und die Sage von Dante erneuert sich wieder bei ihm. Eines Tages hört er einen Händler mit irdenen Gefäßen vor seiner Bude einige seiner Strophen verstümmelt vor sich hinsingen; zornig tritt er ein und zerschlägt sein Geschirr: „Du zerstückelst mein Werk, Freund, ich deine Waare, so hat Jeder von uns sein Recht!“ Aber es giebt nichts Unfruchtbareres als den Ruhm und doch war er das Einzige, was Camoëns zu Theil ward. Die Belohnung, die ihm der König spendete, bestand in 15 Milreis, etwa 25 Thaler, für jedes Jahr und der Erlaubniß, bei Hofe zu erscheinen. Dafür ein ganzes, reiches Leben, die unvergleichliche Schöpfung eines Genius! Ob der Wille seines Erziehers, der, wie man glaubte, Camoëns haßte und eine scharfe Stelle der „Zufiaden“ gegen „die klug erfahrenen Männer der Wissenschaft, die am Thron sich schmeichelnd neigen und schlecht vom Weizen die Spreu sichten,“ auf sich bezog, oder die verhängnißvolle Geringschätzung einer fanatischen Religiosität gegen die Werke der Kunst, die sich immer grausam rächt, den jungen Fürsten zu solcher Behandlung des Dichters bestimmten — gleichviel, sie ist ein Blatt mehr in dem Buche von der Undankbarkeit der Könige. Nicht von der ihrigen allein, auch von der eines ganzen Volkes. Wohin Tasso geflüchtet, mit offenen Armen hat man ihn überall aufgenommen, mit Kränzen und Festen überschüttet; dem verhungerten Cervantes hat der Graf von Vemos seine hülfreiche Hand entgegen-gestreckt, von Camoëns aber wandte sich, in unbegreiflicher Verkennung und Theilnahmlosigkeit, Jeder ab, von den vornehmen Geschlechtern und Herren, die sein melodisches

Wort gefeiert, bis zu den Niedrigsten hinab. Da ist es denn die rührende Treue seines indischen Slaven gewesen, welche den Dichter erhielt. jene ärmliche Summe konnte seinen Lebensunterhalt nicht bestreiten, noch weniger ihm den Besuch des Hofes möglich machen. In der Abenddämmerung, des Nachts schlich darum der treue Tau, wie Camoëns den Neger nannte, durch die Straßen der Hauptstadt und sprach die Vorübergehenden demüthig um Almosen an. Seine Bitten, seine Miene rührten die Meisten; oft kehrte er reich beschenkt mit Kupfermünzen zu seinem Gebieter zurück.

Der lebte wie verschollen auf einer ärmlichen Kammer bei dem Kloster San-Domingo; Niemand sah ihn mehr an seiner Tafel. Gebeugt, getäuscht in allen Hoffnungen, was sollten ihm noch Lobsprüche? Was war ihm der Glanz der Welt, das Leben? Er hatte seinen Kelch bis auf die Gese geleert, er brauchte nur noch ein Grab. Die Mönche des Klosters trafen ihn zuweilen durch den Kreuzgang wandelnd, das Gesicht am Boden, in tiefen Gedanken, oder in ihren Hörsälen, wenn einer ihrer berühmten Redner Vorträge über Moralthologie hielt. Diese Lehren, die Hinweisung auf ein seliges Jenseits trösteten und erhoben ihn sehr und beim Hinausgehen sprach er oft mit den gelehrtesten unter den Mönchen über die Ansichten und Worte des Predigers. Wenn dann die Vergangenheit doch noch an seine Thür klopfte, ward er unwillig, wie an jenem Tage, als Rui Dias da Camara auf sein Zimmer kam und klagte, daß ihm Camoëns vor manchem Jahre eine Uebersetzung der Bußpsalmen versprochen und noch nicht beendigt habe. „Ihr seid ja ein großer Dichter,“ sagte der Edelmann zuletzt.

„Nicht mehr!“ fuhr ihn Camoëns an. „Als ich Euch jenes Versprechen gab, da war ich's; in Gunst bei Rittern und Damen, selber jung und muthig. Das ist nun vorbei, mein Geist erliegt unter Qualen und Trostlosigkeit. Hier steht mein armer Tau und bittet mich vergeblich um zwei Kupferstücke, Kohlen dafür einzukaufen.“

Genug, Luis de Camoëns, des Leidens und der Klage! Von den Stufen der Kirche Unserer lieben Frau sah er die glänzendste, zahlreichste Flotte, die Portugal jemals ausgerüstet, in das Meer stechen, eine geschmückte prunkende Ritterschaft, mit dem Könige die Blüte des Reichs, gen Afrika segeln, unter Trompetengeschmetter und Flaggenrauschen. Auch sein Wunsch, den er einmal, im vierten Buch der „Lusiaden“ ausgesprochen, und der beweist, wie ganz seine Seele von jenem katholischen Fanatismus erfüllt war: Afrika zu bekriegen und Ismaels Stamm zu bekehren, schien sich nun vollenden zu wollen. Es war eine Täuschung, die er mit dem ganzen Volke theilte — diese Herrlichkeit zerplatzte wie eine Schaumblase. Nicht vergebens hatte er damals von „Ismaels Stamm“ gesagt: er wird sich tapfer wehren. Nach kurzer Frist kam die Nachricht von dem Mißlingen des abenteuerlichen Wagnisses, daß dies Heer und Dom Sebastian auf der Ebene von Alcazar den Schwertern der Mauren erlegen sei. Es war zu Ende mit Portugal und Camoëns. Mit dem Tode des hinfälligen Cardinals Henriquez mußte das burgundische Königshaus erlöschen und das Land an Spanien fallen. Wahrlich, dies Portugal hatte sich kein Verdienst um den Dichter erworben, daß sein Herz bei seinem Untergang zerbrach! Aber in diesem Manne hatten Gefühle und Geschicke eine hohe Idealität. Des königlichen

Gnadengehalts beraubt, ging er in das Hospital, von einer letzten Krankheit ergriffen. Hier schrieb er: „Wer hörte jemals sagen, daß auf einem solch kleinen Schauplatze, wie der meines elenden Lagers, das Schicksal so große Unglücksfälle heraufführen würde? Und ich, mit ihnen nicht zufrieden, vermehre sie durch meine Klage und mein Ringen dawider! Ach, muß es nicht als thörichte Annäherung erscheinen, gegen solch' schwere Schläge nur den Versuch des Widerstandes wagen zu wollen?“ So starb er 1579, er war erst 55 Jahre alt, „nicht allein in dem Vaterlande, sondern auch mit ihm,“ hatte er kurz vor seinem Verschwinden gesagt. Auf den Grabstein, den 16 Jahre später Dom Gongalo Coutinho über seinem Grabe an der linken Seite der Pforte im Kloster der Nonnen des heiligen Franciscus von Santa-Anna errichtete, schrieb er die schlichten, melancholischen Worte: „Hier liegt Luis de Camoëns, unter den Dichtern seiner Zeit der erste; arm lebte er und elend und starb auch so.“

Starb auch so! Trotz aller Lorbeerkränze, Sonette und Oden zu seines Namens Ehren, ein armer, verlassener, beklagenswerther Sterblicher. Seinem Epos — er hat noch 62 Sonette, Komödien, Psalmen und profane Lieder gedichtet — war das Glück günstiger und hat es unter die vornehmsten Denkmale von der dichtenden Kraft des menschlichen Geistes gestellt.

Dies Lied, „die Lusitaden“, feiert die Heldenthaten der Portugiesen, der Söhne des Lusus. Nach der Sage nämlich war es Lusus, der Begleiter des Bacchus, der auf der Rückkehr aus Indien an dieser Küste sich niederließ; von ihm stammt das Volk. Nur in diesem Sinne eines rein historischen Epos, freilich einer Zwittergattung,

hat das Gedicht eine strenggeschlossene Einheit und fügen sich seine lyrischen Ergüsse und Episoden zu einem Ganzen harmonisch zusammen. Es feiert keinen einzelnen Helden, Achilles, Aeneas oder Odysseus, sondern eine gesammte Nation; statt der poetischen und philosophischen Entwicklung eines Gedankens, wie die „göttliche Komödie“, entfaltet es die portugiesische Geschichte. Denn die Fahrt des Vasco de Gama von der Ostküste Afrika's nach den indischen Gewässern dient nur als der freilich kostbare Rahmen, der die mannigfaltigen Szenen und Bilder dieser Historie einschließt. Dort beginnt das Gedicht, wie im Götterstreite zwischen Bacchus und Venus der Gott des Weines für seinen Ruhm fürchtend vom Himmel niedersteigt und die Mauren von Mozambique gegen die Portugiesen erbittert, Venus aber ihre Lieblinge vor allen Schlingen bewahrt und sie nach dem gastfreundlichen Hafen von Melinde führt. Es ist der Eingang des Virgil; bei ihm erzählt Aeneas dann in der Burg von Karthago der aufhorchenden Dido Trojas letzten Kampf und seine Flucht; Camoëns läßt den Maurenfürsten an den Bord der Schiffe steigen und Gama's Volk und Meerfahrt erkunden. Diesen Geschichten sind die drei folgenden Gesänge gewidmet; sie enthalten die Heimchronik Portugals, die glänzendste und außerordentlichste, die je einem Volke geworden. Die weitere Fahrt unterbricht ein gewaltiger Sturm, aber Venus eilt mit den Nereiden rosenbekränzt den Winden entgegen und beschwichtigt sie mit ihrem Lächeln; sicher kommen die Söhne des Rufus gen Calicut. Wieder sehen die erstaunten Hindus in die flatternden Banner und bunten Tapeten, welche die Kajüten der Schiffe schmücken, Großthaten der Portugiesen

gewebt; wieder erneuern sich die Risten und der Haß der Mauren. Die Geschicklichkeit und Entschlossenheit Gama's überwinden alle Hindernisse; der drohenden Ankunft der mächtigen arabischen Flotte entgeht er verständigen Sinnes durch raschen Aufbruch und Venus zaubert, ihn und seine Begleiter zu belohnen, eine phantastische Liebesinsel in dem Ocean, wo die Nymphen freundlich und liebend die Seefahrer empfangen. Im letzten Gesange zeigt die Fürstin der Insel an der schwebenden Weltkugel Vasco'n die Länder, welche Portugal allmählich im Osten erobern wird, und nennt preisend die Namen der Helden, Pacheco Pereira, den Bertheidiger Cochins, Albuquerque, den Eroberer von Goa und Ormus, eine lange, strahlende Reihe bis zu den Tagen des Camoëns hinab. Von diesem zauberischen Strande führt endlich der Dichter in einer einzigen Strophe die Seinen nach Lissabon zurück; natürlich, der Inhalt ihrer That und der portugiesischen Geschichte ist erschöpft, erfüllt, was er im Anfang des Gedichtes verkündet: „Die Waffen sing' ich und glorreichen Namen der Lusitanerhelden.“ Was soll die Muse weiter noch „tauben Ohren und versunkenem Volke“ singen? und merkwürdig genug, was nachher von diesem Volk durch zwei Jahrhunderte zu melden, ist nichts als Elend, Schande und Verfall.

Wie kleinlich und geringfügig aber erscheint der Stoff dieses Epos gegen die philosophische Bedeutsamkeit der „Göttlichen Komödie“, gegen den Reiz und die Fülle des „Befreiten Jerusalem!“ Während wir dort von Abenteuer zu Abenteuer geführt werden, ohne jemals die Zinnen der heiligen Stadt aus dem Auge zu verlieren, je zu vergessen, daß dieser bunte Wechsel des Irdischen nur das

schillernde Kleid des einen und desselben ewigen Gedankens ist; in dem Pilgerzug der Ritter, wie auf dem genter Altarbilde der Ehrs in der Wanderung zum Lamme, den Zug der ganzen Menschheit zum Göttlichen sehen und uns in einem Kreise bedeutender, großartiger oder lieblicher Gestalten bewegen, die uns bald durch ihre Gesichte anziehen, mit ihrer Leidenschaft ergreifen und fortreißen, bald uns durch ihren Schmerz oder Untergang rühren: segeln wir hier auf weitem, uferlosen Meer, zwar von Klippen und Stürmen bedroht, aber nie zerschmettert, niemals schiffbrüchig wie Aeneas, niemals zu Tode betrübt wie Achilles bei der Leiche des Patroklos, in einer Gesellschaft mehr von Schatten als von Lebendigen. In der schlichten Erzählung des Damian de Goes, selbst in der kunstvolleren, dem Livius nachahmenden Schilderung des Barros, wie stellt sich da Alles so klar, so lebenswahr vor uns, wie so tüchtige, brave Männer sind diese 148 Seefahrer auf ihren kleinen Schiffen! Im Gedichte scheinen sie alle auf Stelzen zu gehen und mit einer romantisch aufgestutzten Heldenhaftigkeit täuschen zu wollen, die sie nicht besitzen. Vasco de Gama ist weder ein romantischer noch ein historischer Heros, weder Odysseus noch Columbus. Tasso hat richtig gefühlt, daß von allen Vorläufern und Nachfolgern nur der genuesische Mann mit seiner That ein „sangwürdig Denkmal“ der modernen Zeit sei. Die Fahrten und Abenteuer der Portugiesen haben den Reiz von Seenovellen, sie lesen sich am besten im Chronikensstile des Herodot. Wenn aber, wie Camoëns dichtet, Götter für und gegen sie zum Kampfe niedersteigen, dann müßten auch Gefahren ihrer warten, die so großer Anstrengung werth sind, gegen Vasco ein Hector

oder Argante stehen oder von den Küsten ihm ein Medusenhaupt entgegengehalten werden, wie die Dämonen auf den Thürmen in der Stadt des Dis es wider Dante wenden. Hier offenbart sich unwiderleglich der Gegensatz zwischen der Geschichte und der Dichtkunst; die eine erfordert die Wahrheit, die andere die Wahrscheinlichkeit. Camoëns aber glaubt, in einem wunderlichen Mißverständnis vom Wesen der „historischen Poesie“ befangen, an dieser überlieferten Realität nichts ändern zu dürfen und wird andrerseits doch von den hergebrachten Formen des Epos gezwungen, einen phantastischen Himmel darüber zu spannen. Diese Widersprüche einen sich nicht, sie verletzen nur das feinere Gefühl und die Wahrheit der Darstellung, wenn plötzlich in einer meisterhaften Beschreibung des Sturms die rosenbekränzte Venus erscheint. Ja, diese Götter selbst, die man anfangs geneigt ist nach mitteralterlichem Volksglauben für gute und böse Dämonen zu halten, für verbannte Olympier, verschwinden zuletzt in Allegorie. Da wird Jupiter zur christlichen Vorsehung — alle „sind Dichtung nur und Trug dem Irdischen eigen“; wenn sie noch leben, so ist es als die bewegende Seele der Sterne, die von ihnen den Namen tragen. Darum sind auch Lethys, ihre Nymphen und die Liebesinsel im Ocean „ein Sinnbild des Ruhmes, für den die Helden ihr Blut vergießen.“ Diese Herrlichkeit und Zauberei, all' dies muthwillige Liebesgekose bedeutet die historische Unsterblichkeit. Seid ihr muthig und brav, schließt Camoëns seinen neunten Gesang, so wird Venus auch euch zur Insel geleiten.

Die Phantasie des Camoëns war eine beschränkte; sie schafft Bilder, aber keine Gestalten und Situationen, sie

malt das Gegebene aus ohne viel eigene Erfindung. Denn sein Olymp ist der des Homer, Pfeilschnell wie dessen Götter fliegen die seinigen, seine Liebesinsel stammt aus Bojardo's und Ariosto's Liedern, die Träume seiner Helden, die Weissagungen der Nymphe, sie finden sich alle vorbildlich in den alten Gesängen, selbst seine Landschaftsbilderungen, wie schon oft bemerkt wurde, entbehren der Realität, und sind nach antiken Mustern, in stilistischer Abrundung, aber ohne Colorit ausgeführt. Nur Ein Wesen hat er erfunden, großartig und mächtig, jenen Riesen Adamastor, den Geist des Cap's, der auf dem Meere Vasco's Schiff anhält und in gewaltiger Rede ihm seinen Groll und Fluch entgegenwirft. Dieser Geist des Meeres — er wandelt durch sein Gedicht, er macht es unsterblich. Das sechszehnte Jahrhundert hat drei dichtende Genien erzeugt, die, mit dem einen Fuß in der Kunst der Renaissance wurzelnd, mit dem andern eine neue Erde betreten: Camoëns, Cervantes und Shakspeare, vor und neben ihnen giebt es nur mehr oder minder begabte Talente. Wie die drei Götteröhne des Kronos haben sie die Welt getheilt, doch so, daß dem Briten, wie dort dem Zeus die Huldigung der Andern nicht fehlte; dem Portugiesen ist die Geschichte zugefallen, dem Spanier die komische, dem Engländer alle drei, aber zunächst doch die tragische Welt.

Der historische Zug seines Geistes spricht sich freilich weniger in Einzelheiten, denen es im Gegentheil oft geschadet, daß der Dichter so belesen in den alten Liedern und Historien war, als im Ton und in der Haltung des Ganzen aus. Niemand verliert im Lesen seines Gedichtes auch nur einen Augenblick die drei Elemente aus

dem Sinn, welche dies kleine Portugal begründet, erhalten und berühmt gemacht: den Krieg gegen die Mauren, die Entdeckungen und Kämpfe auf dem Ocean, die monarchische Gewalt. Unter allen epischen Dichtern ist Camoëns der erste, der dem monarchischen Prinzip vor dem aristokratischen den Vorzug giebt. Die Treue der Portugiesen ist ihm noch mehr als ihre Siege, nur im Gefolge der Könige treten seine Helden auf. Mit dieser Treue verbindet sich eine glühende Vaterlandsliebe, ein großer, persönlicher Stolz; man erkennt hier, wenn auch nur in ihrer höchsten Steigerung und in einer idealen Erscheinung, welche Gesinnung die iberischen Racen um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts durchdrang. „Spanien,“ sagt er, „ist das stolze Haupt Europa's, weder List noch die Schaaren der Eroberer werden ihm jemals diese erhabene Herrschaft wieder entreißen,“ geringer bestimmt er das Loos des eigenen Volkes dahin, „daß die ewige Weisheit ihm diese westlichste Stelle, gleichsam Europa's Krone, angewiesen habe, um die Rückkehr der Mauren von Afrika beständig zu hindern.“ In diesem fanatischen Haß gegen die Muhamedaner, der immer verlangt, daß ein neuer Kreuzzug gegen sie gepredigt werde, und dem Könige Dom Sebastian keine größere Ehre zu wünschen weiß, als das Reich Christi auszudehnen, erhebt er sich vor allem darum gegen die deutsche Reformation und ihren „neuen Hirten, der die Heerde zum Meineid verlockt,“ weil sie von der Macht und Einheit der Kirche sich losgesagt und den Krieg gegen den Erbfeind der Christenheit gehemmt habe.

Indeß, wer weiß jetzt noch von den portugiesischen Königen des Mittelalters, ihren Maurenkämpfen und Eroberungen? Was sind uns ihre Wappenschilder mit

fünf Kronen oder sieben? Der Trödel ihrer ganzen indischen Herrlichkeit? Doch nur sehr kleine, fast verschollene Momente in der Gesamtentwicklung Europa's. Andere Männer, andere Geschichten haben sie längst in Schatten und Vergessenheit gestellt, keine heilige Erinnerung macht sie uns werth, kein großes, welthistorisches Interesse knüpft sich daran. So bleibt den Fremden und den Nachkommen dieser Theil der „Lusiaden“ unverständlich und meist gleichgültig, in glänzenden, klangvollen Versen ein beständiges, zielloses Waffengelärm, ein Campo = Santo von Todten, die wir nicht kennen und deren Namen wir mühsam im Commentar nachlesen; hat ihnen doch der Dichter selbst keine Gestalt und ein menschlich fesselndes Interesse gegeben. Von all den Schatten ist uns nur einer lieb und vertraut, Ines de Castro, die Dame „mit dem Silbernacken,“ durch ihre Schönheit, Leidenschaft, ihren tragischen Tod. Die Stelle, wo sie flüchtig in der Erzählung Gama's vorüberschwebt, ist die einzige der „Lusiaden,“ wo die Liebe spricht oder seufzt vielmehr, es ist nur wie ein Hauch, wie das Athmen Amor's, als er leisweinend von der Psyche schied. Denn dem strengen Sinn des Camoëns hieß es an Portugal's Glorie freveln, wenn man solche Leidenschaft in sein Ruhmeslied verslechten wollte; hatte er so ganz Andromache und Penelope und die Klage der Dido vergessen? Kaum, aber er giebt nur eine Chronik, die mit all ihrem poetischen Schmuck und Schwung vergessen sein würde, wenn nicht Meeresdunst und Sturmrauschen dadurch wehten, so wie sie nie wieder geschildert worden, keines Malers Farbe sie glänzender und wahrer wieder zu geben verstanden. In jedem Sinne war Portugal zu klein für diesen Genius.

Und noch eins — nach der „göttlichen Komödie“ des Dante giebt es kein episches Gedicht, worin sich der Dichter so oft und vielfach selbst vorführte, mehr sein eigenes Geschick erzählte, seine Liebe und seinen Haß offenbarte, als diese „Lusiaden.“ Als ob er eins wäre mit diesem undankbaren Vaterlande! Diese heiße Liebe, die Großherzigkeit der Gesinnung, dies für alles Schöne und Hohe begeisterte Herz brennen wie lodernde, nie verlöschende Fackeln aus seinen Versen; nicht der erhabenste, noch der tiefste oder leidenschaftlichste Dichter, der ritterlichste hat sie niedergeschrieben, erkennend, daß in der Verherrlichung und Verklärung der Historie das höchste Ziel und der beste Ruhm der Dichtkunst zu setzen sei. In den Betrachtungen, die jeden seiner zehn Gesänge beschließen, gewinnt sein Gedanke jedesmal die höchste Kraft, die umfassendste Bedeutung, sein Ausdruck an Fülle und Harmonie; hier liegt seine Seele offen für alle Zeiten da, und wenn sein Gedicht sich zunächst nur an ein kleines Volk wendet, ihm und seiner Geschichte eine harmonische Sprache gegeben hat, so sind diese Worte zu Allen gesprochen, die Worte:

Es trachte Jeder, Kraft sich zu gewinnen,
 Sein Herz zu stählen stets zu großen Thaten,
 So oder so — sein Werk wird wohl gerathen.

Calderon's historische Dramen.

Das spanische Theater hat nicht nur den Ruhm, das reichste von Europa zu sein, sondern es ist auch das volksthümlichste. Hier hat selbst jene Nachahmung des antiken Dramas und jener Einfluß des klassischen Geistes, die sich anderwärts in der Renaissance so mächtig erwiesen, niemals festen Fuß gefaßt. Während die Theater Frankreichs und Italiens hauptsächlich von den Gebildeten, dem Adel und dem Hofe erhalten und bestimmt wurden, blieb das spanische während der ganzen Regierung Philipp's II. unter dem alleinigen Einfluß des Volkes, von keiner Regel des Geschmacks in der Ausführung, von keinem Zügel der Phantasie in der Erfindung behindert. Die Menge verlangte jeden Tag überraschendere, erstaunlichere Begebenheiten, die antike Einfachheit genügte ihr um so weniger, da ihre Einbildung seit Jahrzehnten von den Wundern einer neuen Welt und unerhörten Thaten berührt war. Seit Columbus' und Cortez' Fahrten war das Abenteuerliche die offene Liebe der spanischen Nation geworden; verborgen hatte sie immer in ihr geschlummert. Ihre ganze Geschichte bildete in ihren Augen eine einzige Reihe von Abenteuern, glänzend und prächtig, aber vereinzelt, gleich den Perlen einer Schnur. So sind die

Romanzen vom Eid; man kann sie einzeln singen, man kann sie zusammenfügen, auf jedem Punkte ist Alles gleich fertig und abgeschlossen, zu dem ursprünglichen, kurzen Gedichte sind zahlreiche neue Glieder hinzugefügt worden, da hat nicht einmal der Tod des Campeador eine feste Grenze gesetzt, darüber hinaus hat man die Wunder, die seine Leiche verübt, noch besungen; aber ein eigentliches Heldengedicht hat Keiner aus diesem scheinbar so reichen Stoffe zu schaffen vermocht.

Diese Anschauung der Geschichte Spaniens ist natürlich; Schritt für Schritt haben die Christen ihre alte Heimath über die Araber wieder erobert, da ist ein Streifzug auf einen andern, eine glückliche Schlacht einer unglücklichen gefolgt; es war ein ritterlich romantisches und gefahrvolles Leben, wie die epischen Volkslieder es abspiegeln, ohne jene gewaltigen Ideen und Kämpfe, die in der französischen, deutschen und englischen Geschichte vorwalten, aber doch auch nicht ganz ohne einigende Gedanken: denn Ritterschaft, Religion und Ehre hielten es zusammen. In solchen Gefinnungen und Kämpfen ward diese Nation, wenig berührt von dem großen geschichtlichen Strom, von Fels und Meer umschlossen, man möchte sagen, wie im Geheimen mächtig und groß. Mit vielem Glück, eiserner Energie, mit Alles verachtendem Stolz ist sie dann auf die Weltbühne getreten. Das sagte wenig, daß in ihren Reichen die Sonne nicht unterging, sie hatte noch andere, bessere Titel ihres Ruhmes. Spanische Bataillone warfen die Keger bei Mühlberg, in den Niederlanden und Frankreich nieder, geistig und weltlich haben die Spanier allein die Reform der Kirche aufgehalten, und den Katholicismus gerettet, spanische Schiffe

schlugen bei Lepanto den Erbfeind der Christenheit, damit das Mittelländische Meer ein freies Meer würde. Auf solche Erfolge war es erlaubt, stolz zu sein, ja selbst der Fanatismus läßt sich bei diesen Männern entschuldigen, da jeder ihrer Kriege für sie ein Religionskrieg war. Auch jener Philipp II., dessen Name in der übrigen Welt so schreckliche wie verhaßte Erinnerungen weckt, wird in Spanien noch heute mit Bewunderung genannt: denn er bezeichnet den Höhepunkt der spanischen Macht und lebte und starb für den Gedanken einer castilischen Weltmonarchie, eines alleinigen, herrschenden Glaubens.

So, im Wunderbaren gleichsam aufgewachsen, von Abenteuern und Romanzen genährt, verlangten die Spanier auch auf dem Theater ein gleich bewegtes Leben und eben solche verwickelte, verschlungene Geschichten zu sehen, in denen ihre Neigungen und die bewegenden Mächte ihres Wesens und Treibens sich offenbarten. Zufall, Liebe, Religion und Ehre beherrschten jeden Stoff, mochte er aus der alten oder neuen Geschichte, eine Legende der Heiligen oder eine Anekdote aus der „Stadt der Sere-naden,“ Madrid, sein. Wider ihren Willen wurden die Dichter unter dies Joch gezwungen; Lope de Vega schreibt einmal: wenn er eine Komödie dichte, verschlüsse er seinen Plautus und Terenz, da die Menge doch nicht eine einfache Handlung; sondern das wunderliche Spiel von Zufällen sehen wolle. So verschlungen, farbenschimmernd und reich auch diese Gewebe sein mögen, sie verhüllen immer nur dieselben Gedanken, Erfindungen und Menschen. In den meisten Calderon'schen Komödien entschwinden die Personen unfasßbar wie Schemen; Don Manuel denkt wie Don Cesar und der wie Don Juan, seine, wie seines

Gegners Hülfe fordern verschleierte Damen, an jedem Ort, unter allen Zufällen handelt der Eine eben so wie der Andere. Eine Marionettenwelt, deren Gestalten an den Drahtfäden der Ehre und einer wunderlichen, von den Schickslichkeitsgesetzen diktierten Eifersucht gelenkt werden. Die Umgebung dieser Figuren, die Decoration dieser Schöpfung ist freilich ein reicher Zaubergarten: dort blühen die herrlichsten, duftigsten Blumen, hier wölbt sich das schattige Dunkel der Orangenhaine, von dem silbernen Strahl des Springbrunnens durchglitzert — bis uns plötzlich eine finstere Gebirgsgegend anstarrt, mit wenigen verkrüppelten Fichten und Pinien auf kahlen Höhen, Gebirgswasser rauschen tobend in der Tiefe, Gewitterwolken ziehen darüber. Es ist ein immer neues, bald liebliches, bald großartiges Spiel, zu Aug' und Ohr sprechend, mit feinen Combinationen den Verstand, mit seinem Wechsel die Phantasie fesselnd — Herz und Gemüth läßt es kalt, eine Gestalt wie Doña Diana aus Moreto's „Trox wider Trox,“ oder wie Sancho Ortiz aus Lope's „Stern von Sevilla,“ die in allgemein menschlichen Conflikten stehen, ist selten auf der spanischen Bühne.

Solger, der diesen Schematismus des spanischen Schauspiels auf das richtigste erkannt hat, meinte: man könne bei ihnen eigentlich nicht von historischen Dramen sprechen, da sie jede Begebenheit als eine typische darstellen und das Besondere in ihr verlöschen, um den absoluten Mächten der Vasallentreue und Ritterehre Raum zu verschaffen. Ich glaube, er hat hier, aus zu geringer Bekanntschaft mit dem Reichthum des spanischen Theaters, ein zu hartes Urtheil gefällt; die Spanier haben allerdings ein historisches Drama, das mit Shakespeare's

englischen Tragödien verglichen werden kann. Nur eins: die großen, geschichtlichen Mächte — den Kampf des Weltlichen und Geistlichen, den Ehrgeiz eines Richard III., den republikanischen Fanatismus des Cassius, kennen die Spanier freilich nicht, sie haben historische Figuren, keine historischen Persönlichkeiten auf der Bühne, die wenigen Ausnahmen zeigen nur die Kahlheit und innere Leerheit der Andern um so auffälliger. So stark und trogend manche dieser Charaktere erscheinen, naht ihr ihnen mit dem Codex der Ritterschaft, fangen sie an zu zittern, wie ehemals die Dämonen vor den Exorzisten. Die Historie ist nicht frei bei den spanischen Poeten, sie darf nur die Formeln des Rittergesetzes ausführen und verklären, eine prästabilierte Harmonie herrscht über diese Dramen.

Sie zerfallen in zwei Classen von ungleichem Werthe. Die einen, die ich geringer schätze, obwohl sie manches Vortreffliche im Einzelnen enthalten, sind in Handlung gefesselte Chroniken oder längere Romanzen, oft sehr belebt und gestaltenreich, aber jeder innern Einheit ermangelnd; es gehören dahin viele Komödien des Lope de Vega, des Guevara und Tirso de Molina, auch Marcon's berühmter „Weber von Segovia.“ Wie genau die alten Volksgedichte darin benutzt wurden, zeigen vor allen die Dramen des Guillen de Castro über den Cid; bei dem Zweikampf der Söhne des Gomez Arias gegen Diego Lara vor den Mauern Zamora's, bei dem Schwure, den der Cid dem Könige Don Sancho abnimmt, daß er an der Ermordung seines Bruders keinen Theil gehabt, sind die alten Romanzen fast wortgetreu benutzt. Um ein Beispiel von dieser Art von Schauspielen zu geben und zu zeigen, wie genau sie ihrer Structur nach den englischen Königsdramen

gleichen, will ich ein ausgezeichnetes Stück Lopez's: „Die Bezwingung Araucaniens“ (Arauco domado) kurz analysiren.

Caupolican, der Anführer der amerikanischen Wilden in jener Provinz von Chile, hat die Spanier unter Valdivia geschlagen und wird jetzt von einer neuen Schaar Europäer unter Mendoza bedrängt. Er und seine Gattin, die schöne Fresia, eröffnen eine der ersten Scenen mit einem Wechselgesange, sie seinen Muth und seine Größe, er ihre Schönheit rühmend. Indeß versammeln sich die Indianer und, obwohl ihnen ihre Priester keinen gewissen Sieg versprechen, stürzen sie doch von Caupolican's Worten und ihrem eigenen Schlachtfeuer begeistert auf die Spanier. Nun folgt eine Reihe von einzelnen Gefechten, ein langer Kriegsgefang der Wilden, Begebenheiten, die mit der Haupthandlung in geringer Verbindung stehen; ein Spanier wird gefangen, schon ist das Feuer angezündet, an dem die Wilden ihn braten wollen, als ein günstiger Zufall ihm die Flucht erlaubt; andererseits ergreifen die Spanier einen Indianer, Galvarin, und der grausame Mendoza läßt ihm die Hände abschlagen. „Denkst du,“ sagt der Wilde, „daß du nun Araucanien bezwungen? Man schneidet die Blüte des Mais ab, damit sich die Körner vermehren, so wird aus jedem dieser fallenden Blutstropfen eine Hand aufwachsen, um dir deine abzuschlagen.“ Verstümmelt, aber ungebrochenen Herzens kehrt er zu den Seinen zurück und entflammt die Entmuthigten zum Widerstande. Neue Gefechte, neue Niederlagen der Wilden. Endlich wird Caupolican gefangen, er erkennt, daß der Gott der Christen mächtiger sei als seine Götter, und bekehrt sich, aber seine

Gattin, Trefia, die hoch oben auf einer Felskuppe über dem Lager der Spanier erscheint, schleudert ihr jüngstes Kind gegen die Steine, während der ältere Sohn ihr schwört, auch jetzt noch das Vaterland zu vertheidigen. Caupolican selbst entgeht durch die Laufe dem Tode nicht, er wird gepöbelt; und das Stück schließt mit der Verkündigung der Thronbesteigung Philipp's II., die Soldaten ziehen mit wehenden Fahnen, in allem kriegerischen Pompe vor seinem Bilde vorüber und Mendoza, zu demselben gewendet, sagt: „Sieh, hoher Herr, wie wir diese Gefilde mit dem Blute von hunderttausend Indianern geröthet haben, um dir ein neues Königreich zu erobern.“ Man sieht: eine glanzvolle, blendende Scenerie, vortrefflich durchgeführte Charaktere, eine große, belebte Handlung, die freilich jeder innerlichen Verknüpfung entbehrt, viel lyrische Momente, endlich einen epischen, keinen dramatischen Conflict. Das ist kein Zweifel, daß dieses Stück die Heldenthaten der Conquistadoren unendlich poetischer und anschaulicher schildert als das langweilige Heldengedicht Ercilla's, aus dem der Stoff genommen.

In ähnlicher Weise hat Tirso de Molina in einer Komödie die Thaten der Pizarros gefeiert, Calderon die Verbreitung des christlichen Glaubens in jenen Gegenden in dem Drama „La aurora en Copacavana“ verherrlicht. Dialogisirte Geschichten gibt es fast unzählige auf dem spanischen Theater, neben einzelnen Großthaten der Nation sind hierzu vorzüglich die Räuber- und Verbrecherabenteuer benutzt, welche das Publikum im Roman wie auf der Bühne immer wieder zu sehen verlangte. Unter ihnen spielt das „Leben des berühmten Kaufbolds Cespedes“ von Lope eine hervorragende Rolle, etwa wie

das Buch von Rinaldini in unsrer Unterhaltungsliteratur; es ist vom Anfang zum Ende eine beständige Prügelei mit Liebesgeschichten und Entführungen, dazwischen einige historische Personen mit scharfen, treffenden Pinselstrichen leicht hingeworfen, Kaiser Karl V., Herzog Alba und der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen.

Je mehr dramatisches Leben die zweite Classe von Schauspielen durchdringt, desto weiter sind sie von der einfachen Wahrheit der Historie entfernt. Diese Komödien sind nur darum historisch zu nennen, weil ihnen oft eine bestimmte Thatsache zur Grundlage dient und sie die Lokalfarbe der Zeit und Umgebung auf das genaueste wiedergeben. Wenn sie uns auch keinen Blick in das Innerste geschichtlicher Begebnisse oder in das Herz großer und bedeutender Menschen thun lassen, wie Shakspeare im Cäsar, Schiller im Wallenstein, so eröffnen sie uns doch die Natur und das Leben des spanischen Volkes und zeichnen uns die Bilder seiner Vergangenheit mit Meisterhand, mit den Lichteffecten Rembrandt's, mit den Farben des Veronese; insofern sind sie ein wahres, unvergängliches Denkmal der Nation, wie die Gedichte Homer's den Griechen oder die Göttliche Komödie Dante's dem italienischen Mittelalter. Viel Wechsel in den Motiven ist in diesen Schauspielen nicht, sie verdienen alle den Namen romantischer Komödien, ihrem Ursprunge aus den Romanzen, wie ihrem Wesen nach, da sie durchweg auf den Conflicten der Lehnstreue mit der Ehre, Liebe oder Freundschaft, auf dem Kampf der Liebe gegen die Freundschaft, der Ehre gegen die Liebe beruhen.

Nun ist anzuerkennen, daß diese Gegensätze nicht immer willkürlich von den Poeten erschaffen wurden, sondern daß

die spanische Geschichte, wie sie damals aufgefaßt werden konnte, wirklich viele Vorfälle darbot, in denen sie als entscheidende Momente mitgewirkt hatten; ich erinnere hier nur an die bekannteste Sage, daß Graf Julian die Araber nach Spanien gerufen, weil König Roderich seine Tochter Cava entehrt. Aus einer andern Anekdote, die der catalonische Chronist Ramon Muntaner zuerst erzählt, hat Calderon den Stoff zu seiner Komödie „Gustos y disgustos son no mas que imaginacion“ (Neigung und Widerwillen sind nichts als Einbildung) entnommen. König Pedro II. von Aragonien, heißt es, habe seine Gemahlin, Maria von Montpellier, anderer Damen wegen vernachlässigt, bis es den Consuln der guten Stadt gelungen, die Königin Nachts in das Zimmer einer Dame zu bringen, die der König liebte; so genoß er was er vorher verschmäht. Es ist ein gewöhnliches Intriguenstück bei Calderon, weit entfernt von der naiven Treuherzigkeit und Schalkheit des Chronisten. Solche Novellen und Geschichten bearbeiteten die Dichter für das Theater, und wo sie ihnen fehlten, war es leicht, eine Begebenheit zu erfinden, in der diese Mächte des spanischen Lebens sich wirksam bewiesen, und die man, um sie glänzender und anziehender zu machen, historischen Personen, einem Könige, einem vielbefungenen Ritter oder wegen ihrer Schönheit berühmten Damen unterschob. Um die Wahrheit der Handlung, um Chronologie oder Geographie bekümmerten sich die Zuschauer so wenig als die Dichter; läßt doch Calderon einmal den Herodot Amerika beschreiben — und im Jahre 1568 Don Juan d'Austria schon als Sieger der drei Jahre nachher geschlagenen Schlacht von Lepanto preisen. Häufig auch änderte man das überlieferte Factum

nicht ohne Glück; so Lope de Vega in seiner Komödie: „Der beste Richter ist der König.“ Von Alfons VII. von Castilien war überliefert, daß er einst, als Alcalde verkleidet, einen vornehmen Herrn gezwungen, dem Bauer das Haus wiederzugeben, dessen er sich bemächtigt; Lope hat aus dem entrissenen Hause eine geraubte Braut gemacht. Zuweilen aber sind unter diesem novellistischen Schmuckwerk die Charaktere historischer Personen auf das schärfste und wahrste ausgedrückt, als hätte Velasquez sie gemalt, der große Meister spanischer Köpfe und Spitzfragen. In dieser Hinsicht scheinen mir Don Pedro der Grausame in Moreto's „der ritterliche Richter“ und der Falsche Sebastian im „Pastetenbäcker von Madrigal“ — nach Schack von Geronimo de Cuellar — Musterbilder geschichtlicher Persönlichkeiten zu sein.

Als Don Pedro Calderon de la Barca mit seinem fünfzehnten Jahre — er ist am 17. Januar 1600 zu Madrid von wohlhabenden Eltern geboren — für die Bühne zu dichten anfing, brach die goldene Zeit des spanischen Theaters an. Er war noch ein junger Mensch bei Philipp's IV. Thronbesteigung 1621, des Fürsten, von dem man mit Recht sagen kann, daß er immer mit den Dichtern gegangen. Noch ein Knabe, neunjährig, hat er vor seinem Vater, den 8. März 1614, in einer Hofkomödie als Gott Cupido mitgespielt, in einem langen, ruhmlosen und unglücklichen Leben, wenn man die Könige nach ihren Siegen und Eroberungen mißt, ist diese Neigung sein Glück und sein Trost gewesen. Daß er die prächtige Hofbühne von Buen Retiro errichten ließ, zur Aufführung der „calderonischen Wunder“; die schöne Schauspielerin Maria Calderona liebte und ihre Gunst,

wie ein boshaftes Volkslied behauptete, mit manchem Andern theilte, ist eben nichts Merkwürdiges: aber daß Alle an diesem Hofe Komödien schrieben, spielten, darin lebten, der König voran, daß die Schätze Indiens für kostbare Decorationen verschwendet wurden, ist vielleicht der Erinnerung werth. An diesem Hofe, unter Festen und dem Zwang der Etikette, ist Calderon's Leben verfloßen, während draußen in der Welt mit jedem Tage der Glanz des spanischen Namens mehr erblich. Nach einigen Feldzügen und Reisen in den Niederlanden und Italien während seiner jungen Jahre, war er seit 1637 — seit dem „Arzt seiner Ehre“ — als Ritter von St. Jakob immer um den König, der ihn den „Großen“ genannt haben würde, wenn der Minister Olivarez es gestattet. Mit fünfzig Jahren Priester, ist er zu Madrid im Mai 1681 wie die Herrlichkeit seines Vaterlandes erloschen. Vom spanischen Theater, von spanischer Größe waren nur noch Fegen übrig, überstaubte und vergessene Fegen. Seine Zeitgenossen haben ihm in die Gruft nachgerühmt, daß er das Orakel des Hofes, der Neid der Fremden und der Vater der Musen gewesen.

„Ein unbeschreibliches Gefühl von Nührung und Bewunderung ergreift uns,“ erzählt Mesonero Romanos, „wenn wir, in der Calla Mayor Manzana, das Haus, Nr. 95 der neuen Zählung, betreten, und über die steilen Stufen einer engen Treppe in den ärmlichen, beschränkten Raum steigen, den Calderon den seinen nannte.“ Still und eng, so Wohnung, wie Leben und Antlitz. Ich weiß nicht, ob Calderon's innerliches Sein von Schmerzen und Stürmen heimgesucht ward, aus seinen Werken und dem Bilde Kimeno's von ihm sind sie wenigstens nicht heraus-

zulesen. Ein Antlitz voll unendlicher Stille, Tiefe und Klarheit, selbst von harmonischer Linien Schönheit, aber ohne jeden Zug der Leidenschaft, die Stirn eines Denkers mehr als die eines Künstlers. Kein Zweifel, dieser Mann ist nie auf dem Tummelplatz des Lebens gewesen, er trägt nicht das Zeichen des Genius. Als ob er von Anfang mit sich fertig und einig gewesen wäre und in Gottvertrauen und Paradieseshoffnung die Wellen des Daseins an sich hätte vorüberauschen lassen und über ihrem wildesten Toben den Regenbogen der Versöhnung gesehen — durchaus ein Sansara Entronnener! Es ist jene tief sinnige Sonntagsruhe, in der Spinoza gelebt, der Geseignete — doch welch ein Unterschied! Der Philosoph hat sie nach den bittersten Kämpfen gewonnen, in freiwilliger Resignation sich und die Welt zur Ehre der ewigen Substanz vernichtet, der katholische Dichter hat nur den gegebenen Glauben inbrünstig in sich geschlossen und sein Herz darin aufgehen lassen. Seinen künstlerischen Pantheismus weicht er durch die christlichen Symbole, und so wird ihm das Holz heilig, das sich zum Kreuz zusammenfügt, die Dornen, weil sie des Erlösers Stirn umkränzt. Der Weinstock bietet dir in dem Saft seiner Trauben nur das ewige Wunder der Verwandlung seines Blutes, die Aehre in ihrem Korne seinen Leib, von ihm singen und sagen die Blumen der Passion, die Rosen von Jericho. Alles ist göttlich, denn es ist ein Symbol, sagt Calderon; Alles ist göttlich, denn es ist die Offenbarung der einen Substanz, lehrt Spinoza. Göttlich darum auch dieses irdische Leben, wenn es sich in Entzückungen und Visionen der Gottheit nähert, wenn es zur Madonna der Conceptio des Murillo wird. Hier, auf dieser schmalen Gränze,

wo die Wirklichkeit in das Jenseits hinüberspielt und von den Urbildern drüben die Formen ihrer irdischen Erscheinung borgt, steht Calderon's Poesie. Im *auto sacramental* durchaus jenseitig, mit Abstraktionen und Bildern spielend; in den Komödien diesseitig, in so fern sie unter wirklichen Menschen, unter möglichen Zufällen geschehen, und doch wieder in den Himmel zurück auf jene Mächte weisend, welche das Leben beherrschen und gestalten: gleicht diese Dichtung einem von kunstreicher Hand angelegten Garten, dessen wildeste und dunkelste Laubgänge endlich zu einem klaren See führen, der mit leisem Wogenrauschen die trübsten Gedanken in eine schwermüthige Träumerei einwiegt; einer südlichen Landschaft, wo in diesem Augenblicke noch die Linien aller Gegenstände im Sonnenlichte scharf und abstoßend hervortreten und gleich darauf im Schleier der Abenddämmerung harmonisch, dem Auge wohlthuend, ineinander verfließen, so daß du nicht mehr sagen kannst: dies ist Wahrheit, und noch nicht sagen: es ist Täuschung. *La vida es sueño*, das Leben ist ein Traum, nichts als ein Spiel höherer Mächte mit den Sterblichen, jenseits ist Wahrheit, und das Höchste, was du hienieden erreichen kannst, ist nicht ein freies, unabhängiges Schaffen, ist nichts als ein Symbol himmlischer Klarheit, ein mangelhaftes dazu. Aus dieser Weltanschauung fließen alle andern Eigenthümlichkeiten Calderon's, seine tiefe Reflexion, der harmonische Schluß und die Architektur seiner Dramen. Unter allen Poeten ist Calderon der strengste und grausamste Logiker, wie Hegel die Welt hält in den Ketten der Kategorieen, so er in den Formeln der Ehre und Religion. Und auch die spitze, dialektische Redeweise des Poeten erinnert mehr als einmal

an den letzten Philosophen, beide seiren die Begriffe, jene heiligen Offenbarungen des Göttlichen, welche dem Auge Ungeweihter entzogen, die Natur wie Harmonieenströme durchfluthen.

Calderon's Schauspiele enden alle harmonisch, indem der Schluß die Gefühle und Geschicke des Helden in Einklang bringt mit den objektiven Mächten der Welt. Wenn Don Gutierre im „Arzt seiner Ehre“ die geliebte Frau, Doña Mencia, ermorden läßt, weil in unruhigen Träumen das Bild eines Andern an ihrer Seele vorüberströmt, so thut er es nach Ueberwindung seines Herzens, um der Ehre zu genügen: einmal gethan, ist er einig mit sich, den Göttern dort oben, dem Könige hienieden. „Nimm meine Hand,“ sagt er zu Doña Leonor, „allein gedenke, daß sie noch einmal thun kann, was sie gethan.“ In der „Andacht zum Kreuz“ sühnt Eusebio seine irdischen Verbrechen mit dem Tode, nachdem ihm die Beichte den Himmel geöffnet, und das Kreuz fliegt mit Julia empor, denn mit den Thränen ihrer Reue hat sie die Sünde verwischt, in sich ruhig und der Gnade sicher steigt ihre Seele zu Gottes Thron. Ist der Ehrbegriff und die Macht des Symbols ein Etwas, dunkel, unbegreiflich, aber doch ein Seiendes, wie das Fatum der Alten, so ist es nur logisch, daß es den Einzelnen bändigt, daß keine Dialektik der Leidenschaft es auflösen kann. Im Gegentheil, an den abstrakten Begriffen geht das Irdische zu Grunde. „Eine harmonische Verklärung,“ meint Friedrich Schlegel; schade, daß sie mehr als einmal nur im äußern Flittergold den innerlichen Zwang verbirgt, den die Helden leiden. Wenn im „lauten Geheimniß“ die Herzogin der Liebe zu ihrem Geheimschreiber Federigo entsagt und

den ungeliebten Prinzen Enrico heirathet, Sigismund im „Leben ein Traum“ von der leidenschaftlich begehrten Rosaura sich zu Estrella wendet — wenn in „Güte dich vor stillem Wasser“ Doña Clara leidenschaftslos dem Don Felix und Doña Eugenia noch kälter dem Don Juan die Hand reicht, so mögen die Geseze der Schicklichkeit erfüllt sein, aber gewonnen hat nur die todte Abstraction, das Poetische, die Leidenschaft, verloren.

Freilich, was sind die Menschen für Pedro Calderon? Nicht viel mehr als Salze und Säuren, mit denen er seine Experimente macht, dem Chemiker. Nicht was sie thun, nur was an ihnen offenbar wird, ist ihm werth. Merkwürdig, Menschenleben achtete die spanische Nation so wenig als ihre Dichter. Sie hat Tausende in ihren Autos da Fé sterben lassen, wie sie Tausende unter Beifallgeklatsch in den Stiergefechten und auf der Bühne — wirklich und zum Schein — umkommen sah. Aber die Vernichtung des Lebens ist noch sehr weit vom Tragischen entfernt; wenn Verführer und Mädchenräuber, wie Gomez Arias in Calderon's Drama, unter Henkershand sterben, wird Niemand besonders dadurch erschüttert werden. Alle die Unzähligen, welche in Duellen fallen, erregen weder Mitleid noch Furcht, denn das ist ein alltägliches Unglück in jenen Zeiten, beinahe wie der Sophonisbe eines altfranzösischen Trauerspiels der Giftbecher erscheint, den sie muthig mit den Worten faßt: „Was fürchtest du? Es ist nichts als Gift, trink aus, mein Herz, trink aus.“ Das spanische Theater hat kaum zwei oder drei wahrhaftige Tragödien, in denen das Verderben nicht äußerlich an den Menschen herantritt, oder die Helden in Conflict mit der bürgerlichen Gerechtigkeit gerathen, sondern in

denen der Untergang heroischer Gestalten aus dem innersten Kern ihres Wesens erwächst. Auch der Selbstmord findet sich selten, fast nie auf dieser Bühne. Ob wegen des Fluches, den die Kirche darauf gelegt? Wenigstens läßt Calderon eine seiner Personen sagen: zu solcher Sünde solle ihn der Teufel nicht verleiten. Da bleibt freilich, um aus tragischen Verhältnissen die „harmonische Verklärung“ zu entwickeln, nur der toledanische Stahl in der Hand des beleidigten Gatten oder das Beil der Justitia übrig. Respekt vor den beiden, sie sind wie die Fackeln in den Händen äschyleischer Eumeniden, wie die Leidenschaften in Othello's und Macbeth's Brust, ebenso gefährlich, nur nicht so großartig; denn während diese etwas an sich bedeuten, sind jene nur die Zeichen unsichtbarer Gewalten, die heute Opfer, morgen Verbrecher — niemals tragische Helden treffen. So erreicht der Dichter indeß seinen höchsten Zweck: Staunen und Furcht vor den geheimnißvoll waltenden Mächten zu wecken, die selbst die verworrensten Lebensschicksale, wenn auch schneidend und brennend wie der Arzt die Wunden heilt, zu lösen und mit dem Göttlichen zu versöhnen wissen. Ueberall „sind sie da“ und „ragen weit über's Menschliche hinaus.“

Die irdische Gerechtigkeit, obwohl nur ein schwaches Sinnbild der ewigen, hält die Welt in ihren Fugen oder stellt wenigstens ihren gestörten Einklang wieder her. Die Katastrophe im „Richter von Zalamea“ ist bekannt, wie der Bauer Crespo den Hauptmann Alvaro de Stayde erdroffeln läßt, weil er seine Tochter gewaltsam entehrt — ein Verbrechen übermüthiger Soldateska wird gerecht bestraft; so stirbt in „Drei Vergeltungen in einer“ Don

Lope, weil er seinen Pflegevater ins Gesicht geschlagen. Calderon ist grausam wie ein Inquisitor, der die Schuldigen verbrennen läßt, um ihre Seelen zu retten, nicht wie ein Dichter, der eben die Seele seiner Helden vernichtet, wie Ajas und Oedipus, Ophelia und Othello, Berenice oder Tasso untergehen. Eine kurze Analyse von Calderon's ausgezeichnetem Drama „Drei Vergeltungen in einer“ mag seine Ansicht von der strafenden Gerechtigkeit in der Tragödie noch klarer darlegen. Es ist ein Jugendwerk und hat wie „die Andacht zum Kreuz“ eine Räubergeschichte zum Grundstoff. Nur besitzt dies Räuberthum nicht wie das Karl Moor's ideale Seiten, in einem „dintenleckenden Säculum“ einen leidenschaftlichen Schwung, sondern bietet jene Mischung von Romantik und Realität, von Mord, Diebstahl und Guitarrengeklimper, von Edelsinn und Noheit dar, in der sich das castilianische Lumpengesindel in die Poesie eingeführt hat. Don Lope, von Eltern, die sich nicht liebten — denn Doña Blanca war jung und Don Lope de Urrea ein Greis mit weißen Haaren — geboren und schlecht erzogen, hat sich nach manchem tollen Streich in das Gebirge geworfen, wo er der Anführer einer Räuberbande geworden. Sie überfallen einen Edlen der Stadt, Don Mendo mit seiner Tochter Violante: doch Lope, wunderbar von Mendo's Anblick gerührt, läßt sie ungekränkt ziehen. Daß er so gleich Violanten und sie ihn liebt, ist in spanischen Komödien nothwendig. Don Pedro von Aragon, der König, erhebt indeß Don Mendo zum Oberrichter und dieser begnadigt alsbald Don Lope. Aber kaum in die Stadt zurückgekehrt, geräth er in Streit mit einem frühern, verschmähten Liebhaber Violantens; auf der Stelle ziehen sie

die Degen, und als Lope's Vater, der Greis Urrea, dazu-
kömmt und die Streitenden trennen will, giebt ihm der
Sohn einen Backenstreich. Das Volk stürzt sogleich auf
ihn ein, und während er entflieht, klagt Urrea, all' seinen
längst verhaltenen Grimm ausschüttend, den ungerathenen
Sohn vor dem Könige an. Dieser giebt den strengsten
Befehl an Don Mendo, den Flüchtigen gefangen zu
nehmen. Mit schwerem Herzen, denn ihn drückt eine ver-
borgene Schuld und er ahnt drohendes Unheil, eilt Mendo
in die Berge; nach hitzigem Kampfe ergiebt sich Don
Lope, da vor Mendo's drohendem Auge sein Schwert
ihm wider Willen entfällt. Doch den König läßt das
wunderbare Begegniß, daß ein Sohn den Vater geschlagen,
nicht ruhen; er geht zur Nacht in Blanca's Gemach und
erfährt von dieser, daß Don Lope der Sohn Don
Mendo's und ihrer Schwester Laura sei, den sie, theils
um die Ehre der Schwester zu retten, theils um die Liebe
ihres Gatten zu gewinnen, für den ihrigen ausgegeben
habe. Nun ist der König zufrieden, mit der schärfsten
Dialektik bringt er die zerrütteten Verhältnisse in die cal-
deronische „Harmonie.“ Mendo, Urrea, Blanca erscheinen
vor dem Kerker Don Lope's, die Thür wird geöffnet und
sie sehen ihn erdroffelt sitzen, es ist die blutige Situation
aus dem „Richter von Zalamea,“ einen Zettel in der
Hand, mit dieser Inschrift:

Wer dem, der ihm Vater war,
Kränkung zufügt, Schmach und Unbill,
Sterb' und sterben soll ihn seh'n,
Wer ein reines Blut verunehrt,
Und beweinen seinen Tod
Auch, wer sich bedient des Truges.

(„Calderon“ von Gries, VI, 157.)

Logisch und gerecht — selbst nicht ohne erschütternde Wirkung ist dieser Schluß, aber doch nur wie irgend eine barbarische Hinrichtung mit dem Rade, der jeder Gedanke an tragische Schuld und Versöhnung fern liegt.

Weil die irdische Gerechtigkeit so zu einem Hebel des Drama's benutzt wird, erscheinen die Fürsten, die sie ausüben, auch überstrahlt von ihrem Glanze, als Vertreter einer allwaltenden Gottheit nicht erst bei Calderon, sondern schon bei den früheren Dichtern. Jede Erinnerung an die castilische Freiheit, an die Fueros von Aragon, von denen es einst hieß, wenn die Menschen schwiegen, würden die Steine für sie reden, ist aus ihrem Gedächtniß verwischt; sie haben nichts als Anbetung und Unterwerfung für die Herrscher von Gottes Gnaden. Nationalstolz, Verehrung des Königthums und katholischer Glaube verschmelzen sich in ihnen zu einem unzertrennlichen Gedanken. Aber während Calderon mit der einzigen Ausnahme des „Richters von Zalamea,“ ganz Caballero ist, kann man einen gewissen Haß der Poeten gegen die vornehmsten Herren des Adels nicht verkennen, er macht die Seele der schönsten Dramen — von Moreto's „Der ritterliche Richter,“ von Rojas' „Außer meinem König Niemand,“ von Matos Fregoso's „Der Weise in der Einsamkeit“ — aus. In ihnen erscheinen die Könige als die Beschützer der Unterdrückten, wie ein Zauberschild, den Gott den Armen und Schwachen gegeben. Wenn zuweilen die Vasallen trotziger gegen die Fürsten reden, so haben sich die Dichter nur getreu an die Worte alter Romanzen gehalten, die zuerst gesungen wurden, als Castilien noch keine demüthige Magd war. Calderon's Stellung zum Hofe machte ihm überdies das Hervorheben des Hauses Habsburg

und der Idee des Königthums gleichsam nothwendig, so sind denn alle seine Prinzen unsterbliche Helden, seine Prinzessinnen wie Göttinnen schön. Eine Eigenthümlichkeit haben die Fürsten des spanischen Theaters, wie mir scheint, von Harun al Raschid aus den arabischen Märchenbüchern entlehnt: ihr Umhereschwärmen des Nachts, in Dörfern und Städten, verkleidet, um das Leben ihrer Unterthanen zu beobachten oder geheimen Verbrechen nachzuforschen: denn die Ausübung der Gerechtigkeit gilt als vornehmste Pflicht des Königthums.

Alle diese und tausend ähnliche Effecte, Verwechslungen, herabstürzende Bilder hat Calderon nach seinen Vorgängern in seinen Stücken benutzt, an Phantasie übertreffen ihn unzweifelhaft Lope und Tirso de Molina, denen er, wie Schack neulich nachgewiesen, seine besten tragischen Conceptionen verdankt, ein Lustspiel wie Moreto's „Trog wider Trog“ hat er nicht erschaffen — was ist nun seine Größe? Er hat die lose verknüpften Elemente der spanischen Dramatik in ein innig zusammenhängendes Ganze gebracht, und es nicht mehr durch einzelne Reflexe, sondern von der Sonne eines Gedankens beleuchten und durchdringen lassen, seine Tragödien, möcht' ich sagen, athmen Ehre, Gerechtigkeit und Religion, sein Verdienst besteht in der Harmonie seiner Bildungen nach allen Seiten, in dem reichen Wohl laut seiner Sprache, obgleich er hier nicht immer von falschem Schwulst, von dem geleckten Stil des Gongora, namentlich im Pathetischen frei ist. Von gegebenen — freilich oft sehr gewagten Voraussetzungen zu einem logisch nothwendigen Schlusse führen alle seine Dramen in bewunderungswürdiger Architectonik, hier dienen selbst die „Spiele des

Zufalls“ nur den Entwicklungen des Begriffs. Selten hat er eine überflüssige Person, niemals eine Scene, welche die Haupthandlung nicht weiter führte, oder, wie es spanische Komödienfittte will, durch den Gracioso und das Kammermädchen parodirte. Wie die vielfach verschlungenen Verzierungen an den Fenstern gothischer Kirchen in die mystische Rose auslaufen und von ihr gekrönt werden, so führt Calderon die verworrensten Handlungen und Zufälle zu einer Spitze, in der die eine seiner drei geliebten Abstractionen sich mit siegender Gewalt als weltbeherrschend offenbart. Daneben besitz er und darüber einen besondern, originalen Titel des Ruhmes, er ist der Poet des Symbols, die Autos sacramentales und jene mystischen Wunderkomödien, welche den Uebergang zu seinen tragischen Schauspielen von den geistlichen bilden, enthalten das Beste seines Wesens, hier ist das Wehen eines eigenen Geistes, wenn auch nicht der Genius eines Dante. In der Christlichkeit Calderon's wechseln beständig Lieblichkeit und Fanatismus, Engel von Murillo und gequälte Märtyrer von Giuseppe Ribera, das Christenthum Dante's ist immer erhaben, ernst, von unendlichem Tief-sinn, wie die Briefe des Paulus. Wie man nun gerade diese verschiedenen Seiten des Dichters betrachtet, die liebe-liche Gestalt Justinens im „wunderthätigen Magus,“ die seligen Kinder Chrysanthus und Daria, oder die Flüche, welche im „Schisma von England“ die Protestanten treffen, den Wahnglauben in der „Andacht zum Kreuz,“ ist bald der Name des christlichsten Poeten, bald der eines Bannerträgers der Inquisition ihm gegeben worden.

Wie schaute ein solcher Mann, der überall Abstractionen

suchte und zu finden wußte, das wechselnde Leben der Welt an, die Geschichte?

Unter den 108 Komödien Calderon's, die wir besitzen, zähle ich 17 historische; 3 fallen in die alte, 3 in die jüdische Geschichte, 2 sind der englischen, 9 der spanischen Historie entnommen. Unter den Legenden, die er dramatisch behandelte, nähert sich „Der standhafte Prinz,“ von seinen Conversationsstücken „*afectos de odio y amor*“ (Haß und Liebe) am meisten dem historischen Genre. Von den spanisch = geschichtlichen Schauspielen gehören nur drei („Der Arzt seiner Ehre“ um 1360, „Drei Vergeltungen in einer“ um 1350, „Neigung und Widerwille sind nichts als Einbildung“ um 1204) dem Mittelalter, fünf dem Jahrhundert, das seinem Leben voranging („Das Liebchen des Gomez Arias“ 1500, „Der letzte Gottesgerichtskampf in Spanien“ 1522, „Lieben bis zum Tode“ 1568, „Für geheimes Vergehen geheime Rache“ 1578, „Der Richter von Zalamea“ 1581), eins endlich („Die Belagerung von Breda“ 1624) seiner Zeit an.

Das Einzige, was diese Reihe von Dramen zu historischen macht, besteht in der vortrefflichen Schilderung einer bekannten Persönlichkeit, wie Don Pedro, des Rechtspflegers von Castilien, Philipp's II. und des Feldhauptmanns Don Lope de Figueroa, sonst sind es Anekdoten und Sagen, die Calderon erzählen hörte oder aus Romanzen und Volksbüchern, ja selbst aus vorhandenen Dramen entnahm, wie William Shakespeare. So fand Schack in der Bibliothek des Herzogs von Ossuna einen „Arzt seiner Ehre“ von Lope de Vega, bei dem „Handlung und Scenenfolge fast durchaus mit der in Calderon's Tragödie übereinstimmen, der Dialog aber, die

Verse und die sprachliche Ausführung gänzlich verschieden und in dem einfacheren Style Lope's gehalten sind"; Don Augustin Duran bewahrt einen „Richter von Zalamea,“ gleichfalls von Lope, und zum „Liebchen des Gomez Arias“ gab nicht nur die alte Romanze, sondern auch ein Drama von Guevara Calderon den Stoff. Die Geschichte des „letzten Gottesgerichtskampfes in Spanien“ (el postrer duelo de España) beruht auf einer wirklichen Begebenheit; von zwei Freunden glaubt sich der Eine in seiner Waffenehre gekränkt und stellt dieselbe in einem Zweikampfe zu Valladolid den 29. December 1522 wieder her. Ein Volksbuch erzählte in Romanzenform die Geschichte, den Zweikampf selbst beschrieb ein Niederländer, Heuter Delft, der sich damals in Valladolid aufhielt. Für die Komödie: „Neigung und Widerwille sind nur Einbildung“ nannte ich schon oben die erste Quelle, den Chronisten Muntaner.

Das Eigenthümliche des Mittelalters weiß Calderon nicht wiederzugeben, er hat keinen Sinn für den unabhängigen Adel der Feudalzeit, in seinem Gegensatz zum König und zum Leibeigenen, alle seine Gestalten tragen die Staatskleidung des 17. Jahrhunderts, entweder als die Freien und Erlauchten, die Dame und der Don, oder als die Unfreien und Dienenden, der Grazioso und die Zofe. Einen Mittelstand zwischen beiden richtet er nur einmal in dem Bauer Crespo auf. Wo seine Helden darum auch auftreten, in Rom, Babylon oder in den Bergen Aragon's als Straßenräuber, die Urbilder wandeln alle im Paseo von Madrid. „Tausend Blätter voll Liebesgedichte hab' ich meiner Dame geschrieben,“ sagt Don Lope, der großherzige Bandit, den wir schon kennen.

Wie wenig der Dichter sich aus seiner Umgebung, feinen, eleganten Damen und erfahrenen Hofsfräulein, aus den Gärten von Aranjuez, in eine andere Wirklichkeit versetzen kann, zeigt besonders „Der Arzt seiner Ehre“ und „Für geheimes Vergehen geheime Rache.“ Die Haupt-handlung ist in beiden Stücken die nämliche: eine Frau, die ihrem Gatten getreu, doch das Herz von fremder Liebe bestürmt fühlt und dem Begriff der Ehre zum Opfer fällt; in beiden Männer, Don Gutierre und Don Lope de Almehda, derselbe Zwiespalt der Liebe, Eifersucht und Ehre, derselbe Ausschlag, dieselbe Verschlagenheit. Wie Gutierre Doña Mencía durch den Chirurgen tödten läßt, damit er sagen könne, sie sei am Aderlaß verblutet, so zündet Don Lope das Haus an, worin er seine Gattin Leonore getödtet, damit die Leiche verbrenne. Dieselben Menschen, dieselben Gedanken, die nämliche poetische, sentenzenreiche Sprache — wer sollte glauben, daß sie beide um mehr als zweihundert Jahre von einander getrennt spielen? Indes, der spanische Ehrbegriff ist nach Calderon's Ansicht um 1360 derselbe, wie an dem Tage, da Dom Sebastian 1578 von Portugal nach Afrika segelte. Doch ist Gutierre's That unendlich ergreifender und poetischer, als Don Lope de Almehda's Rache, denn er opfert, im tiefsten Sinne des Wortes, der Ehre die geliebte, schuldlose Mencía, wie Sephta seine Tochter dem Jehovah, wahrlich diese castilianische Ehre hat etwas von dem alten, feuerhauchenden Moloch — Don Lope aber rächt sich, sein beleidigtes Selbstgefühl, da Leonore der ersten Liebe zu Ludwig de Benavides nicht ganz entsagt hat. Dazu überragt die Gestalt Don Pedro's von Castilien, den die Chronisten, die Aristokraten wie Ahyala, den Grausamen,

die Dramatiker den Rechtspfleger nennen, im „Arzt seiner Ehre“ um Haupteslänge den Dom Sebastian der andern Tragödie. Ich bedauere, daß Schack aus dem alten Druck des Lope'schen Stückes über diese Figur nichts mitgetheilt; die ahnungsvolle, drückende Schwüle, die den König bei all seiner mächtigen Energie und Thatkraft ergreift, wenn er den Dolch in der Hand seines Halbbruders, Don Enrique's von Trastamara, sieht, denselben Dolch, unter dem er auf dem sagenreichen Felde von Montiel sterben sollte, hat ganz den phantastischen Anhauch Calderon's, wie ein Halbdunkel breitet er sich über die Tragödie aus und giebt ihr dadurch bei aller Classicität der Form ein durchaus rembrandt'sches Colorit.

„Das Liebchen des Gomez Arias,“ aus den Zeiten der Königin Isabella, als die Mauren in den Alpujarras im Aufstand waren, und der „Richter von Salamea“ behandeln die Geschichte verführter und verlassener Mädchen. Im Ganzen fällt der Charakter des Gomez Arias in den des Don Juan, die Sage aus Sevilla zeichnet indeß, wenigstens in der Komödie des Tirso de Molina, ihren Helden liebenswürdiger, als einen vornehmen, ritterlichen Cavalier, der es nur mit den Frauen und der Bufe etwas zu leicht nimmt, während Gomez Arias einen abstoßenden Zug kalter, überlegter Bosheit im Gesicht trägt, wenn er die arme Dorotea den Mauren verkauft. Das castilische Banditenwesen zeigt sich hier einmal ohne Farbe, in seiner abstoßenden Wüßtheit, in so vollendetem Realismus, daß der Galgen ebenso eine moralische, wie eine poetische Nothwendigkeit wird. Ein Entfernen von Calderon's gewöhnlichem Schema und typischen Figuren, ein Hinauswagen in die Freiheit der Natur und des Lebens

macht diese, vornehmlich aber den „Richter von Zalamea“ zu den frischesten und vorzüglichsten seiner Tragödien; dabei steht es freilich nicht gut mit der Originalität beider. Die Handlung des „Richters von Zalamea“ soll sich 1581 auf dem Zuge der spanischen Soldaten zur Eroberung Portugals, die sich in den Provinzen, auch nach den Berichten der Historiker, viele Zügellosigkeiten erlaubten, in jenem Dorfe zugetragen haben. Hier sind wahrhaftige, lebendige Menschen in Conflict: der Bauer Crespo stolz auf die Beschränktheit, in der er sich bewegt, die aber ganz seine selbstgeschaffene Welt ist, unabhängig von König und Adel, auf makellose Ehre haltend wie sie; dagegen der Hauptmann Mathe, ein junger, gelockter und geschniegelter Ritter, nicht ohne Muth, allein hauptsächlich immer verliebt, hochmüthig und trotzig auf sein Wappenschild; zwischen Beiden Don Lope de Figueroa, ein Mann aus Alba's Schule, gichtgequält, ein Hitzkopf mit weißen Haaren, bei jedem Worte einen kriegerischen Fluch im Munde, die Tugend in jeglichem Manne schäzend, doch eingebildet auf seine Schärpe und den Ruhm spanischer Soldaten; als Hintergrund Bauern- und Kriegerescenen voll ursprünglichen Humors. Leider fällt die Heldin des Stücks, Isabella, die Tochter Crespo's, sehr in das Schablonenhafte. Nichts Unnatürlicheres läßt sich finden als die Rede, in der sie dem Vater ihre Entehrung bekennt, ein reines Spiel mit Antithesen und poetischen Formeln, wie die Damen aus den Lustspielen sie alle auswendig wissen, nicht ein Laut wahren Schmerzes. Dazu wird sie am Ende mit einem kalten: Sie geht ins Kloster — abgethan. Vortrefflich ist dagegen die Scene, in der Crespo dem gefangenen Hauptmann sein Vermögen,

sich und seinen Sohn zu Sklaven anbietet, wenn er das Mädchen heirathen wolle, ihm endlich zu Füßen fällt — und der Ritter ihn unbekümmert liegen läßt, ja noch recht vornehm den Greis verspottet. Calderon's glückliches Talent schmiegt sich in jede Form, er erreicht den Schwung des Marcon, wie er die Farben zu einem Lebensbilde nach Cervantes findet, eine bewunderungswürdige Vielseitigkeit, die so viel sie nachahmt, doch überall als Eigenheit sich herausstellt — dieser Genius ist wie ein Prisma, er schimmert in allen Farben, ohne jemals seinen eigenthümlichen Glanz zu verlieren.

„Die Belagerung Breda's,“ zur Verherrlichung der Thaten Spinola's vor dieser Stadt 1624 geschrieben, und „Lieben bis zum Tode“ verlassen den strenggegliederten Plan der früheren Schauspiele und gleichen mehr epischen Erzählungen in lose aneinander geknüpften Auftritten. Beide feiern die Erfolge spanischer Waffen mit viel kriegerischem Pomp, Schlachten und Erstürmungen. Obgleich die Kämpfe gegen Protestanten und Mauren geführt werden, hat Calderon mit lobenswerther Mäßigung Beiden ihr Recht widerfahren lassen, er stellt sie tapfer und hochherzig wie sein eigenes Volk dar. War er doch selbst in den Niederlanden mehr als einmal im Gefecht gegen die Holländer, sollte der spanische Caballero die Lehre, die er so oft in seinen Komödien predigt, jetzt selbst vergessen: in der Ehre des Feindes die eigene zu sehen? In der Abstraction sind die Protestanten verworfene, von Dämonen besessene Geschöpfe, in der Wirklichkeit erscheinen sie als wackere, ritterliche Männer. Ein großes Talent, historische Zustände wahr und poetisch aufzufassen — poetisch, nicht in der idealistischen, gedanklichen Anschauung

Shakespeare's, sondern im Stil des Genre's, mit prächtigen Decorationen und Lichteffecten — zeigt sich unverkennbar in „Lieben bis zum Tode“ (amar despues de la muerte), wenn auch die Haupthandlung rein erfunden sein möchte.

Es ist im Jahre 1568; die Mauren, durch vielfache Bedrückungen gereizt, sind zum Aufstande entschlossen. Im Herzen ihrer alten Religion immer getreu und ihre Gebräuche im Geheimen ausübend feiern sie mit Gefängen in einem Hause von Granada bei verschlossenen Thüren den heiligen Freitag. Da plötzlich ungestümes Pochen an der Pforte und herein eilt der greise Juan de Maler, ein Abkömmling der granadischen Könige, jetzt im Stadtrathe von Granada, mit blassem, entstelltem Gesicht. Er berichtet den Versammelten von einem neuen Edikt Philipp's II. „Niemand von jenem afrikanischen Stamme,“ sagt er, „der jetzt nur ein spärlicher Funke jener einst unbezwinglichen Flamme ist, die das Gotheureich verzehrte, wird künftig Feste oder Tänze bei sich feiern dürfen, nicht in den Bädern sollen die Mauren mehr zusammenkommen, noch seidene Gewande tragen, ja nicht einmal in ihren Häusern die arabische Muttersprache reden.“ Nach Vorlesung dieses Edikts sei Streit im Rathe entstanden, zur Milde in seiner Ausübung hätten die Einen, zur Strenge die Andern gerathen; da habe der Gouverneur der Stadt, Don Juan de Mendoza, ihn, der am muthigsten für seine Landsleute geredet, mit dem Stock ins Gesicht geschlagen. „Ihr Alle,“ schließt er, „seid in mir beleidigt, ich habe keinen Sohn mich zu rächen, rächt ihr darum meine und eure gemeinsame Schmach.“ Bis hierher ist Alles historisch, wie das Buch des Luis Marmol Carvajal über den

Moriskenaufstand beweist. Indeß ist Malec's Tochter, Klara, in Verzweiflung, sie fürchtet, die Schmach ihres Vaters werde ihren Geliebten, Alvaro Tuzani, von ihr entfernen; doch im selben Augenblicke eilt er zu ihr und bittet sie in stürmischen, glühenden Worten, ihr Loos auf immer mit dem seinen zu vereinigen, damit er als Schwiegersohn den Schimpf Malec's rächen könne. Mit diesem Vorsatz eilt er zu Juan Mendoza, leicht gerathen sie in Zwist, sie ziehen ihre Degen, als Don Fernando Valor und der Corregidor der Stadt, Zuñiga, eintreten, mit dem Vorschlage, Mendoza solle durch eine Heirath mit Klara seine Beleidigung wieder gutmachen. Stolz weigert sich Mendoza:

Mendoza. Das Blut der Mendoza strömt nicht; um sich mit afrikanischem zu vereinigen.

Valor. Don Juan de Malec ist immer ein Mann.

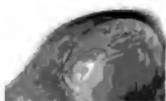
Mendoza. Wie Ihr!

Valor. Ja! denn er stammt von den Fürsten Granada's ab, seine Ahnen wie die meinen waren Alle Könige.

Mendoza. Und die meinen waren keine Könige, aber sie waren viel mehr als Fürsten der Mauren, sie waren Christen von den Gebirgen.

Nach solcher Verhöhnung ihrer theuersten Erinnerungen verlassen Tuzani und Valor das Schloß, zum Aufstand entschlossen. Die beiden folgenden Akte spielen im Jahre 1571. Die Berge der Apujarras sind von 30,000 Mauren besetzt, mit Borräthern und Waffen wohl versehen. Sie haben den christlichen Glauben abgeschworen und Don Fernando Valor als Aben Humeha zu ihrem Könige erwählt. Drei Festungen, Felsenburgen, Gavia, Galera und Berja, sind auf das stärkste befestigt, so erwarten sie den Angriff der Spanier unter Don Juan d'Austria. Ich

vermiſſe in der Schilderung ſeines Charakters jene unruhige Thätigkeit, die ihn Alles ergreifen und gleich wieder von ſich werfen ließ, jene hochfliegenden, phantaſtiſchen Pläne, welche die ſtaatskluge, eiſige Hand ſeines Bruders raſch erdrückte; endlich den romantiſchen Glanz, den Ruhm und Unglück ſonder Gleichen um den Sieger von Lepanto gebreitet. Die Liebesgeſchichte Klara's und Tuzani's iſt nicht viel weiter als im erſten Akte. Ihre Hochzeit wird durch einen plötzlichen Angriff der Spanier unterbrochen, und Aben Humeha weiſt Tuzani auf ſeinen Poſten nach Gavia, Malec nach Galera. Des Nachts eilt Tuzani nach Galera, auf der Mauer erſcheint Klara; eine Liebesſcene im Mondſchein, in der wildeſten Scenerie, wie Salvator Roſa und Calderon ſie lieben. Da Tuzani ſein Pferd verloren, kann er die Geliebte nicht mit ſich führen, aber in der nächſten Nacht verſpricht er wiederkommen. Welch vergebliche Hoffnung! An dieſem Tage ſtürmen die Spanier Galera. Alles fällt unter ihren Schwertern, und Tuzani findet Klara zum Tod getroffen, ſterbend. Seine Rede an ihrer Leiche iſt eine lange, mit Wortſpielen, Bildern und dialektiſchen Spißfindigkeiten durchflochtene Tirade; ſo viel Calderon's Menſchen auch erleiden, ein eigenthümliches Pathos ergreift ſie nur, wenn ihre Ehre gekränkt wird. Verkleidet ſtürzt Tuzani in das Lager der Spanier, den Mord ſeiner Geliebten zu rächen. Nach vielem, vergeblichen Forſchen erkennt er die Perlenſchnur, die er ihr gegeben, in den Händen eines Soldaten, erfährt von ihm, daß er ſie erſchlagen — dies hören und ihn tödten iſt Eins für Tuzani. Auf das Getümmel eilen Krieger und Hauptleute, ſelbſt Don Juan d'Auſtria, herbei; Tuzani will ſich Niemand ergeben.



Mendoza (zu Don Juan). Señor, das ist eine seltsame Begebenheit. Dieser Maure ist allein von den Alpujarras herabgestiegen, einen Mann zu tödten, der, wie er sagt, seine Geliebte bei der Plünderung von Galera erschlagen, und er hat ihn mit dem Dolch durchbohrt.

Don Lope de Figueroa. Er hatte seine Geliebte getödtet?

Tuzani. Ja.

Don Lope (zu ihm). Du hast recht gethan. (Zu Don Juan.) Señor, laßt ihn frei. Solche That ist ruhmwürdig, nicht Strafe werth. Ihr selbst, sapperment! würdet denjenigen tödten, der Eure Dame getödtet, oder Ihr wäret nicht Don Juan d'Austria.

Während Don Juan noch schwankt, schlägt sich Tuzani durch die Spanier und entkommt in die Berge; das Stück schließt darauf mit der Unterwerfung der Moriskos, denen im Namen des Königs Amnestie versprochen wird.

So oft die spanischen Dramatiker auch Stoffe aus der Geschichte fremder Völker behandelt, so haben sie sich doch niemals zur wahren Auffassung dieser Zustände oder des allgemein Menschlichen in ihnen erhoben, sondern Juden und Römer, Deutsche und Engländer unter das Joch ihrer Ehrbegriffe und Vorurtheile gebeugt; jeder Held muß ein Nauser sein und einen witzigen Gracioso als Correctiv seiner phantastischen Ueberspanntheit neben sich haben, jeder Dame eine Jose als Schatten folgen. Wenn die Franzosen ihren Helden Staatsdegen gaben, Augustus einen Federhut und Andromache einen Meistock trug, so legten sie doch in ihre Seele einen Kern römischen oder griechischen Wesens, es blieben immer die „Schatten großer Namen“; Lope, Rojas und Calderon machen aus ihnen Caricaturen spanischer Begriffe.

Von diesem Grundmangel einer richtigen Auffassung fremden Lebens abgesehen, enthalten Calderon's Schau-

spiele aus der englischen Geschichte: „Liebe, Ehre und Macht“ und „Die Kirchentrennung von England“ viel Schönes. Den Stoff des letztern entnahm er wohl einem Volksbuch, das mit Vorliebe die Verfolgung Katharina's, die Tyrannei Heinrich's VIII. und die Schuld der Anna Bullen schilderte. Shakspeare's „Heinrich VIII.“ hat bei allen Schwächen historisches, Calderon's Drama nur romantisches Colorit, der Engländer sieht die Dinge, der Spanier ihren Widerschein. „Liebe, Ehre und Macht“ behandelt die Liebe Eduard's III. zu Gräfin von Salisbury. Der erste Erzähler dieser Sage ist der französische Chronist Froissart, ein Zeitgenosse; Calderon kannte wahrscheinlich die Novelle des Bandello über denselben Stoff, nicht nur endet sein Schauspiel wie die Erzählung mit der Erhebung der Gräfin zur Königin von England, auch den Entschluß Alice's oder Stella's, wie er sie nennt, sich zu ermorden, hat er dem Italiener entlehnt. Allein der Stoff — die Liebe eines Königs und der Widerstand eines tugendhaften Weibes — schien ihm zu dürftig, eine neue, der ersten parallel laufende Handlung, mußte ihn verstärken und dem Symbolischen des Ganzen Tiefe und Ausrundung geben. So hat denn Stella einen Bruder, Heinrich, der König eine Schwester, Flerida, welche dieselbe Liebe verbindet, dieselbe Ehre trennt. Umgebung und Färbung sind wie immer phantastisch, in den Gärten Eduard's stehen marmorne Liebesgöttinnen, verstecken sich die Könige in Grotten, verkleiden sich die Prinzessinnen, um ihre Ritter aus dem Kerker zu befreien, wie wir es schon an den Höfen von Castilien und Aragon gewohnt sind. Der berühmte Sturz vom Pferde, der die calderonische Scene so oft eröffnet und belebt, beginnt auch hier,

Flerida und Heinrich einander näher zu bringen, auch die Ohrfeige, die seine Könige und Damen zuweilen aus=theilen, fällt von Eduard's Hand auf Heinrich's Wange. Aber „weder Frauen= noch Königshände kränken,“ und so verwundet Heinrich, mit gezücktem Schwert bei dieser Beleidigung, nicht den Fürsten, der sie ausübte, sondern Theobald, einen ungarischen Prinzen, der sie sah und den er haßt, weil er um Flerida wirbt. Wunderliche Ehre, noch wunderlicher die Liebe, weder in Stella noch in Flerida glüht ein Hauch Julia's. Die Neigung der „Dama“ bei Calderon ist ein buntes, schillerndes Gewebe von Eitelkeit, Eifersucht und poetischer Galanterie, Stella gleicht nun ganz jenen „brustlosen“ Frauen, die Jean Jacques Rousseau niemals lieben konnte. Eine Gestalt von Eis, schneeweiß und schneekalt. „Daß ich nur vermählt wäre, sei es mit wem es sei, um aus diesen Irrungen rein hervorzugehen!“ sagt sie einmal; ruhig, ohne Freude, ohne Schmerz, nimmt sie des Königs Hand. Es ist für deutschen Sinn eine Verzweiflung in dieser spanischen Anschauung des Daseins, als eines bloßen Schatten, den jenseitige Dinge über die Erde werfen, deren Trostlosigkeit keine harmonischen Verse, keine Lösung der Konflikte mildern kann, ewig bleibt die Frage: was ist die Wahrheit des Seins? ewig dieselbe Antwort: „Das Leben ist ein Traum.“ — Nicht sowohl in der Tiefe der Auffassung, als in der plastischen Gestaltung des Symbolischen behaupten „Liebe, Ehre und Macht“ einen hervorragenden Platz unter Calderon's Schauspielen.

Schon wegen ihres aus der Bibel entnommenen Inhalts waren Dramen aus der jüdischen Geschichte auf dem spanischen Theater sehr beliebt; Calderon's „Judas

Makkabäus,“ „Eifersucht das größte Scheusal“ und „Die Locken Absalon's“ gehören ihr an. Die „Makkabäer“ bestehen fast nur aus Paukenlärm und Kriegsgetümmel, die beiden andern sind Meisterwerke, das eine durchaus abstract, allegorisch — es ist „Eifersucht das größte Scheusal,“ die unselige Geschichte der Mariamne und des Herodes, das andere historisch, voll Colorit, wie ein biblisches Bild von Rembrandt. In der Natur der Allegorie liegt es, daß ihre Wesen etwas Schattenhaftes und Marionettenartiges haben, und so kommen auch Herodes und Mariamne über die Abstraction nicht zur Lebenswahrheit hinaus. Echt Calderonisch ist es, daß ein blindwaltender Zufall über Sein und Nichtsein der Helden entscheidet, um den Dolch des Königs ein geheimnißvolles Grauen gebreitet wird, als wäre er die sichtbare Hand des Geschicks, daß endlich Herodes in der Dunkelheit nur aus Versehen Mariamnen erschicht, nicht aus freiem Entschluß, wie Othello Desdemona. Dazu fehlen Komödienzüge nicht: Octavian verliebt sich in das Bild der Fürstin, die Liebchaften der Vertrauten führen die Entwicklung herbei. Indes enthält der Charakter des Herodes eine eigene, tiefe und finstre Poesie, und sein Selbstmord erhebt sich über die vielen Hinrichtungen in Calderon's Schauspielen, gleichsam wie ein Zeugniß von der Freiheit des menschlichen Willens.

Dem wahren, historischen Drama stehen „Die Locken Absalon's“ am nächsten, der Stoff ist ganz ohne Beimischung der Bibel entlehnt. Man hat behauptet, Calderon habe in diesem Stücke eine Rechtfertigung Philipp's II. wegen der Hinrichtung des Don Carlos versucht, wie mir scheint, ohne genügenden Grund. Was war denn, bei-

nahe hundert Jahre nach der That, noch Großes zu rechtfertigen? Denn die Meinung, daß Philipp II. grausam und heimtückisch gegen seinen Sohn verfahren, ist durchaus nicht die der spanischen Dichter und Historiker, welche den Prinzen stets als einen Tollen, Philipp aber voll der Liebe eines Vaters und der Würde eines Königs darstellen; erst unter den Händen französischer Schriftsteller hat die Geschichte des Don Carlos ihren romantischen Glanz gewonnen. Eine Erinnerung an jenes Ereigniß, die schon der Stoff mit sich brachte, mag dem Dichter vorgeschwebt haben, wie man auch aus einem Lustspiel des Camoëns: „Seleucus, der seine Gattin Stratonice seinem liebenden Sohne giebt,“ Beziehungen auf Philipp und Carlos herauslesen kann, freilich mit größerem Rechte, da es die Arbeit eines Zeitgenossen ist. Schon vor Calderon hatte Tirso de Molina eine „Rache der Thamar“ geschrieben, und nicht nur eine Hauptscene, sondern ihren ganzen Charakter hat er ihm nachgezeichnet. Was Homer den griechischen, sind Tirso und Lope den spanischen Dramatikern, von den Tropfen, die aus ihren goldenen Bechern gefallen, sind die Andern trunken. Thamar ist eine Gestalt von tragischer Größe, eine heroische, rachsüchtige Frau, wie sie Tirso am liebsten schildert; die Scene, wo sie als Hirtin verkleidet von dem weibertollen Ammon verfolgt und endlich zur Abnahme der Maske gezwungen wird, hat Schritt und Klang des Trauerspiels, die Romantik steigt einmal wirklich zum Pathos auf. Daß Thamar im letzten Acte dem Auge fast entschwindet und nach einer kurzen Klage über Absalon's Leiche dahingeht, Niemand weiß zu welchem Ende — erscheint als ein Grundfehler des Stückes, das sich dadurch gleichsam

in zwei Theile spaltet, von denen der erste in jeder Beziehung den letzten übertrifft. In Absalon ist die dämonische Macht des Ehrgeizes, etwa wie in Macbeth oder dem dritten Richard, kaum angedeutet, er spielt mit der Krone wie mit seinen Böden, anfangs nur ein Werkzeug in der Hand der Thamar, zuletzt ein Spiel des Zufalls, der an seinen Böden zu Grunde geht.

Außer einigen Festspielen, in denen Scipio und Alexander zur Verherrlichung des Hauses Habsburg benützt werden, hat Calderon Stoffe der alten Geschichte in drei Dramen („Die Waffen der Schönheit,“ „Die große Zenobia,“ „Die Tochter der Luft,“ in zwei Theilen) behandelt; sie sind alle wunderbar, verfehlt. Die Ehre und die Frauen mochten mit Recht die Gebieterinnen der spanischen Geschichte genannt werden, und insofern war es ein glücklicher Zug, daß er die berühmtesten Heldinnen des Alterthums auf die Bühne brachte, die sich wenigstens mit einiger Romantik umkleiden ließen. Dazu liebt er diese geharnischten Damen, zu Pferd, mit wehendem Helmbusch, diese romantische *demi-monde*, reine Schönheit wie reine Weiblichkeit kennt er nicht, weder Julia noch Sphigenien. Allein den Gegensatz des rauhen, römischen Soldatenthums, das sich zum letztenmal in Aurelian glänzend verkörperte, gegen die phantastische Pracht des Orients hat er in der „Zenobia“ nicht einmal annäherungsweise in Handlung zu setzen gewußt: denn die Erfindung, daß Aurelian einsam in wilder Felsengegend lebt, von ehrgeizigen Gedanken verfolgt, plötzlich eine Krone vor sich auf einem Baumzweige liegen sieht, sie ergreift und die Thiere des Waldes ihm nun huldigen, beweist bei aller Pracht und Kühnheit der Phantasie wie

des wohlgelungenen Bildes doch die Unfähigkeit des Dichters, sich in eine historische Wirklichkeit aus seinem Wunderlande heraus zu versetzen. Sein ganzes Theater ist ein Wunder, seine erste Scene, wie sie auch wechselt, sucht beständig in dem Zuschauer diese Märchenstimmung hervorzurufen. Der ersten Melodie klingen die andern alle nach; Zenobia ist darum ein spanisches Ritterfräulein, sehr gelehrt im Punkt der Liebe und Ehre, eitel und eifersüchtig, wie sie Aurelian einmal durch ihre Waffen, so will sie ihn darauf, da sie selbst gefangen, durch die Macht ihrer Reize besiegen. Merkwürdig genug finden sich dieselben Theaterspiele in der „Zenobia“ und der „Tochter der Luft.“ Hier wird Zenobia, dort Ninhas von den Feinden am Schreibtisch überfallen; hier sind es die Worte der Asträa, einer römischen Priesterin, die, in eine Schlucht gestürzt, ungesehen von den Handelnden ihr Geschick beklagt, welche durch ihren Doppelsinn Bestürzung in die Seele der Heldin werfen, dort die Reden des Bauers Chato, der mit seiner Frau zankt. Ganz in die Zauberposse fällt die letzte Scene der „Zenobia,“ wo Aurelian bei einer Gerichtssitzung auf seinem Throne einschläft, die Wachen ihn verlassen und von der einen Seite Livius und Irene, von der andern Decius und Asträa auftreten, um ihn zu ermorden; da er erwacht, entfliehen sie, doch nun erschrickt er seinerseits, als hätte er Gespenster gesehen, und sie kommen wieder, er stirbt unter Decius' Schwert. Fast möchte ich glauben, daß Calderon selbst diese Komödien nur als Farcen betrachtete: denn daß Coriolan in „Waffen der Schönheit“ als echter Ritter der Damen in Rom einen Aufstand erregt, weil der Senat ihnen verboten, sich zu schminken, konnte er doch für

nichts als ein Spiel des Scherzes halten. Es ist eine Satire gegen antike Dramen, so schlagend und treffend, wie jenes schreiende, zappelnde Wickelkind Membrandts, das der Adler des Zeus als Ganymedes gen Himmel trägt, wider die akademischen Bilder der alten Götter und Fabeln. Nur hat der Niederländer die Wahrheit der Realität vor dem Spanier voraus, der, selbst in der Satire, vom Haupt zur Sohle ein Caballero, in seiner selbstgeschaffenen Welt bleibt.

Im ersten Theil der „Tochter der Luft“ läßt er den Menon sagen:

. . . Längst ist die Welt
Müde schon zu schau'n in Farcen,
Daß ein König und ein Günstling
Sich um eine Frau bewarben,
Daß uns den befahr'nen Weg
Dieser Albernheit verlassen —

(Gries, Calderon, IV., 102).

ja, wer nur aus diesem Schema könnte! und so bleiben auch sie im längst betretenen Gleise. Im Anfang hat Calderon das Tiefdämonische im Charakter der Semiramis angedeutet, wozu er geschickt seine Lieblingserfindung benutzt: sie ist fern von der Welt in einem Kerker von dem Priester Siresias aufgezogen worden, damit das Unheil vermieden würde, das sie nach dem Schluß der Sterne über die Erde bringen wird; im „Leben ein Traum“ sehen wir Sigismund in derselben Lage, unter gleichem Verhängniß. Später erscheint Semiramis indeß als ein eitles, herrschsüchtiges Weib, wenig hervorragend über ihre Schwestern; schöner und edler ist der Charakter des Menon, allein das Einzige, was ihn von irgend einem Don Diego

oder Don Manuel aus Madrids Straßen unterscheidet, ist doch auch nur sein Unglück und die Prophezeiung, die er über die undankbare Semiramis ausstößt, während jene sonst immer, wenn nicht die erste, doch die zweite Liebhaberin heirathen. Als ein ganz anderer Poet zeigt sich Calderon im zweiten Theil, hier ist Anlage zu tragischer Bedeutsamkeit, freilich eingeschnürt in Liebschaften und Verkleidungsgeschichten. Ninhas, durch eine Revolution auf den Thron gesetzt, wird von seiner Mutter und ihrem Freunde Phrixus am Schreibtisch überfallen, in einen Kerker geworfen, Semiramis spielt in männlicher Kleidung seine Rolle, verliebt sich sogleich in Lykas, den Freund ihres Sohnes, und entbrennt in Eifersucht gegen ihre Hofdame Livia, um die Zener anhält, nicht in wahrhaftiger Leidenschaft, sondern in jenem spanischen Komödiensstil, wo die Busen aller Damen Vulkane und ihre Blicke Basilisken sind. Solche Scenen folgen auf einen Auftritt voll hoher Poesie, grandioser Anlage und der bezauberndsten Harmonie der Sprache; am Pultisch wird Semiramis von Lidor von Sydien überfallen, halb gekämmt nur hat sie die Locken, so springt sie auf, funkelnd wie eine Kriegsgöttin, unnahbar schön, nicht eher will sie den Kamm feststecken, bis der Feind zu ihren Füßen liegt. Guercino hat vielleicht gleichzeitig mit Calderon's Dichtung dieselbe Scene gemalt, aber wie weit bleibt er im Ausdruck seiner drei Personen, der Königin, ihrer Jose und des Boten, hinter der Schilderung des Poeten zurück, wie matt und glanzlos erbleichen seine Farben vor der Fülle und Herrlichkeit der calderonischen Verse! Semiramis siegt, um wieder an den Pultisch und zu den Liebesliedern ihrer Frauen zurückzukehren. Da dringt das Volk in

ihren Palast, Ninhas, ihren Sohn, verlangen sie zum Herrscher, fortan kein Weib mehr, wäre es auch Semiramis — so stürzt sie mitten in ihrem Triumph. Folgen nun die oben geschilderten Maskenballgeschichten, die ihr die Krone wiedergeben, auf kurze Zeit, da sie im Gewand des Ninhas in einer neuen Schlacht geschlagen, verlassen und tragisch stirbt, denn Niemand weilt bei ihr als der alte Narr Chato, den sie selbst wie einen Hund hat fesseln lassen. Wie nun aber die besiegten Babylonier Semiramis, die glückliche Kriegerin, suchen und statt ihrer den weibischen Ninhas finden, schlägt die bitterste Tragik in ein spanisches Komödienspiel um und statt des Untergangs eines großen Reiches beschließen angezündete Hochzeitsfackeln festlich das Drama. Was nützen alle Pracht, die Wunder einer an Bildern und Gleichnissen so kühnen wie unerschöpflichen Phantasie, selbst einige groß angelegte Charakterzüge diesem in sich kranken Organismus? Solche Mummenschanztollheit läßt sich nicht neben Shakespeare oder Schiller, nicht einmal Corneille oder Racine gegenüberstellen, sie gleicht den Anfängen der Kunst. Nicht darin besteht der Grundfehler der Calderon'schen Dramen, daß er in der Welt nur Könige, Ritter und Damen als Freie, und Diener und Hofen als wichtige, aber gemeine Sklaven sieht, sondern in der Herabsetzung des Lebens und des geschichtlich Geschehenen zu einem bloßen Schein willkürlich erschaffener Mächte. Das Buch der Weltgeschichte ist ihm nur eine Sammlung von Gemälden und Kupferstichen, um damit als vortrefflicher Staffage seine Helden und Heldinnen zu umgeben, nichts weiter. Zuweilen gelingt ihm diese Schilderung, ein und ein anderes Portrait, am ersten noch mit dem Schimmer des Halb-

dunkels darüber; sonst erweitern sich auch hier die Grenzen der Gegenden nach allen Seiten zu einer, unbestimmt in Linien und Umriffen, aber desto prächtiger im Farbenglanz sich ausbreitenden Ideallandschaft, die Charakterköpfe werden zu inhaltsleeren „Studien“. Dann hört jede Unterscheidung auf, die Mantel- und Degenkomödie wird historisches Schauspiel und umgekehrt.

„Haß und Liebe“ z. B. ist seinem Wesen nach der Geschichte Christinens von Schweden entlehnt. Sollte man glauben, daß ein Zeitgenosse, der nach der Schlacht von Lüken sicher in einer katholischen Stadt, vielleicht gar in Madrid, das Tedeum wegen Gustav Adolfs Tod mitgefieert, diesen Helden in einer Schlacht gegen die Russen sterben, Christine sich mit einem Herzog Kasimir von Rußland vermählen läßt? Alle jene scharfen, so durchaus nur ihr gehörenden Eigenthümlichkeiten, die der Ruf und ihre Reisen von der schwedischen Königin durch Europa verbreitet, sind in jene unbestimmten, idealen Linien aufgelöst, mit denen man das Bild einer Amazonenfürstin zeichnen würde. Das Andere wieder glänzend und funkelnd; was dieser Mann berührt, es wird Poesie in seiner Hand.

Die Griechen entnahmen aus der Historie zu tragischen Darstellungen nur die Mythen, Calderon nur die Romanze, an ihr eigentliches Wesen wagten sich beide nicht. Sene haben ihr Fatum, um den Zusammenhang des Göttlichen und Menschlichen aufzuzeigen, er seine Abstraktionen, mit denen er seine Anekdoten „verklärt“. Setzt an die Stelle dieser poetischen Weihe den Esprit, die reale Wahrheit, ihr habt die historische Komödie von Scribe. Freilich, eins bleibt immer, nicht allein die vollendete Kunst, die

erhabene Dichtung, sondern die Weltanschauung Calderon's. Es ist etwas, in seinem Geiste diese glorreiche, ewig wechselnde, in ihren Auf- und Untergängen erhebende und erschütternde Entwicklung des Menschengeschlechtes, die wir die Weltgeschichte nennen, zu einem bloßen „Zeichen“ herabgesetzt zu haben. Viel hatten die Götter diesem außerordentlichen Genius gegeben, das Höchste nicht: die Darstellung der Freiheit; aber sie waren gütig genug, ihn diesen Mangel nicht fühlen und seine harmonisch gebildete Seele sich in der Harmonie des Jenseits beruhigen zu lassen. So hat er das Land der Poesie nach allen Richtungen hin durchwandert, überall seine Siegeszeichen aufgestellt, und für den Reichthum der Erscheinungen, seines eigenen Wirkens und Ruhmes doch nur den schwermüthigen Ausdruck gefunden:

Wenig kann das Glück uns geben,
Denn ein Traum ist alles Leben
Und die Träume selbst ein Traum.

Bertrand de Born.

Von Troubadouren und Jongleuren, die sie mit Veier oder Geige auf ihren Wanderfahrten begleiteten, von den Liebeshöfen der Damen zu Romanin und in der Champagne, wo Gräfin Maria auf die Frage: ob zwischen Ehegatten Liebe bestehen könne — dagegen entschied, von Jaufre Müdel, der übers Meer fuhr, um im heiligen Lande vor den Augen der Gräfin Melisende von Tripolis zu sterben, sind Lieder und Erinnerungen voll.

Diese sonnigen Tage des Dichtergefanges, der wie die Nachtigall nach langem, freudlosen Winter wiedergekommen war, alle Herzen zu entzücken, die Lust des Daseins zu preisen und mildere Sitte zu lehren, erscheinen wie ein Traum des Glücks. Der strahlende Himmel der Provence, hier über sonnig klarem Meere glänzend, dort auf den Spitzen der Gebirge in der Rosenglut des Abends ruhend, überall Burgen mit zackigen Zinnen und hohen Thürmen, Ritter und Edeldamen aus dem frühlingsfrischen Walde heimkehrend, die, umglänzt von der vergoldeten Rüstung, sie auf weißem Zelter, mit lang nachflatterndem Schleier, und bei ihnen der Sänger, geehrt und geliebt, die Veier am grünen Bunde, im frühlichsten Wanderleben von Schloß zu Schloß ziehend, Alle verliebt,

Alle viel genießend und wenig bereuend; wo die Augen jeder Dame die Gestirne des Himmels übertreffen und „ein Fädchen aus ihrem Handschuh zur Glückseligkeit erhebt“ — wie das Alles leuchtet und funkelt, eine liebliche Zauberei — denn freilich ist es auch nicht viel mehr als ein glänzendes Spiel der Einbildung, die sich so gern vorspiegelt, was nie gewesen — goldene Zeitalter, vollkommene Menschen.

Im Süden von Frankreich, von dem Ocean bis zu den Alpen, hatte sich die Sitte, die Lebensweise und Kunst des Alterthums viel dauernder, kräftiger und fruchtbarer erhalten, als selbst in Italien. Die Stadt der Griechen, Marseille, hatte in allen Wandlungen ihres Geschicks etwas von dem Geiste, der Kühnheit und dem feinen Sinne ihrer Erbauer bewahrt; zu Narbonne, Nîmes, Toulouse gab es römische Theater, römische Burgen, und das Volk selbst kannte sie als deren Werk. In diesen Landschaften sind die umherziehenden Tänzer, Musikanten und Taschenspieler, mit denen die dramatische Kunst unter den Cäsaren auslief, niemals ausgestorben, kein Bannfluch der siegenden Kirche hat sie ganz aus den Schlössern der Großen, von den Gassen der Städte vertrieben. Das Volk wollte genießen; es begriff die Entsagungslehre des Christenthums nicht und war von jeher in seinen heidnischen Erinnerungen und Ansichten im Widerspruch mit ihr. Unter dem Schutz einheimischer Fürsten, seit Boso I. 879 die Provence von dem Reiche der Karolinger losriß, später mit der Grafschaft Barcelona vereinigt, waren diese Gegenden fast im beständigen Frieden geblieben; kein Raubzug der Normannen las in ihnen seine „schreckliche Messe der Lanzen“; früh trat hier der Mitterschaft der Freiheitsinn

und die Macht reicher Städte entgegen. Die vornehmsten Herren des Landes, die Grafen von Toulouse und Foix, die Vicomtes von Beziers und Narbonne, verbrachten ihre Tage in Festgelagen, Turnieren und Jagden; da entwickelte sich Kleiderpracht, Schwelgerei, aber auch feinere Sitte, Höflichkeit gegen Alle, Verehrung für die Damen. Freilich ihren Stammgenossen jenseits der Loire gefielen die Provenzalen nicht und ein Chronist bricht schon um das Jahr 1000, als Konstanze von Toulouse den König Robert von Frankreich heirathete, gegen die Edelleute ihres Gefolges in bittere Schmähungen aus: „So häßlich wie ihre Sitten sind ihre Kleider; sie rasiren den Bart wie die Bänkelsänger, tragen Stiefeln, die sich, unschicklich genug, in einen gekrümmten Schnabel endigen, und ihre Beinkleider fallen nur bis auf die Knie. Statt zu gehen, springen sie beständig; niemals halten sie Wort und streiten immer.“ So erscheint den Barbaren die Cultur nur als eine Entartung des Mannes. Die Provenzalen besaßen, was den Franken noch fehlte: die Anfänge einer Gesellschaft, die sich im Frieden und nicht unter den Waffen befindet. Das Geschäft des Ritters konnte hier nicht allein der Krieg sein; um ihn zu finden, mußte er über die Pyrenäen gehen, zu den Königen von Castilien und Aragonien und mit ihnen die Feldschlacht gegen die Mauren von Cordova wagen. Das waren nicht jene rohen, fanatischen Beduinen mehr, wie sie aus den Wüsten gekommen oder wie sie es jetzt wieder geworden sind, sondern glänzende, gebildete, hochsinnige Cavaliere, von untadelhafter Höflichkeit, feinstem Ehrgefühl, zum Ruhm ihrer Dame Ringe beim Spiele stehend und Christen im Kampfe tödtend. Zuweilen, im Waffenstillstand, kamen die christlichen

Ritter in die Zelte, in die farbenbunten, wunderbar leicht gewölbten Paläste der Mauren; da tauschte sich Wort um Wort, Lied um Lied. Schon bei der Belagerung von Calcanaffor im 11. Jahrhundert sang am Meeresstrand ein Fischer ein Klage lied über das Verderben der Stadt, abwechselnd in arabischer und in der Volkssprache. Denn von Valencia in Spanien bis hinauf nach Toulouse wurde derselbe Dialekt gesprochen: das Provenzalische, eine Ausartung des Lateinischen mit einer geringen Beimischung deutscher, gothischer Sprachelemente, das war die Sprache *oc*, denn *oc* bedeutet in ihr Ja. Diesen Dialekt mit seinen vollen, ausklingenden Tönen, dem harmonischen Wechsel seiner Vocale und Consonanten gewöhnten die Provenzalen zuerst in Europa an den Zwang des Reims, an jene kunstvollen und künstlichen Verschlingungen, welche das Kennzeichen der orientalischen Poesie, aller der Sprachen sind, die mehr durch den harmonischen Wohlklang als durch den Begriff ihrer Worte auf die Seele des Hörers wirken.

Erfüllt, geblendet von den Wundern, die sie gesehen, den Märchen, die sie mit gierigem Ohr eingefogen, gleichsam umrauscht von dem nie verrinnenden Wohlklang der Ghafelen, umgaukelt von den lieblichen, phantastischen Bildern der heiligen Palmen, Paradiesesgärten, der Weisheit redenden Papagaien — kehrten die Ritter heim, um in ihrer Sprache ähnliche Zaubereien zu schaffen und das Herz ihrer Geliebten damit zu berücken. Gewiß eine lange, schwierige Arbeit, bis die „fröhliche Wissenschaft“ so vollendet und tadellos über Thäler und Höhen klang, als sie jetzt in ihren Nesten zu uns spricht. Denn die Lieder des Grafen Wilhelm von Poitiers, die ältesten, die wir

aus der Zeit des ersten Kreuzzuges besitzen, tragen schon alle Feinheiten und die ganze Mühe der Kunstpoesie an sich. Diese provenzalischen Troubadours — es sind nicht frische, freie Waldesfänger, die über die Saiten ihrer Leier begeistert hingreifen und leicht und unbekümmert sagen und singen, was ihnen die Stunde und ein glückliches Gefühl eingiebt, ihnen ist das Dichten eine schwer zu erlernende Kunst. Wie ihre Lehrer, die arabischen Poeten — denn von den Griechen haben sie keine und von Ovid nur eine flüchtige Kenntniß —, schätzen auch sie die Form, und erstaunlich kann man die Schwierigkeiten nennen, die sie sich selbst in den Verschlingungen des Reims schaffen, um sie siegreich zu überwinden. Das Musikalische ihrer Poesie, die Harmonie gilt ihnen als das Höchste. Noch mehr, auch der Inhalt ihrer Gedichte hat selten den Duft und die Würze einer wilden Rose, den Anklang vom Herzen zum Herzen; meist gleicht er jenen prächtigen Niesenblumen des Ostens mit purpurnen Blättern, aber ohne Wohlgeruch.

Christlich durchaus, wenn ich drei oder vier Romane ausnehme, bewegt sich diese Poesie allein in Liebe und Haß, in subjektiven Stimmungen. Sie feiert die Waffen und die Damen, sie bekämpft ihre Gegner, vor allen die Kirche. Zwischen den wandernden Sängern und Mönchen besteht eine unheilbare Nebenbuhlerschaft; Beide haben dasselbe Ziel, über die Herzen der Mächtigen zu herrschen; sonst sind sie wider einander, in Sitte und Tracht, in Weltanschauung und Lehre. Aber zuletzt überwindet die Entsagung, das Erkennen der Vergänglichkeit. Muthig und froh war der Sänger ausgezogen, an alle Herrlichkeit der Welt hat er gerührt, auf stolzem Pferde geseffen im

seidenen Mantel, Geldstücke nicht höher geachtet als Wassertröpfchen, eine schöne Edeldame sein genannt, bis in einem Mondwechsel Alles zerronnen, die Geliebte trübsal oder todt, sein Stern erblühen — was bleibt ihm da als das verachtete Kloster, das stille Haus, das kein Wechsel trifft? So enden die Meisten und „die fröhliche Wissenschaft“ wandelt sich um in den Gesang des Miserere, die Sünden ihrer Weltlichkeit zu beweinen.

„Die fröhliche Wissenschaft!“ Das ist die Lehre von dem Glanz und dem Genuß des Daseins, die Kunst, zu leben, zu lieben und zu singen. Darüber hinaus giebt es nichts als die Schatten der Nacht. Wenn wir alt sind und müde, mögen sie uns aufnehmen — aber noch liegt die Erde weit vor uns, leuchtend und duftig. Die Gabe des Dichtens ist uns gegeben, das trobar und so — gleichviel, ob wir Ritter, Bürger oder Knecht, mit unserm Liede werden wir alle Pforten öffnen und die Herzen der Damen, goldene Sporen und schöne Pferde erobern. Die Geburt hat ihr Zwingendes verloren und wie die Weihe des Priesters allen Makel niedriger Herkunft von uns löst, so auch die Weihe der Dichtkunst; Bernard, dessen Mutter die Desen heizte im Schlosse von Benta-dour, saß mit der Königin von England an demselben Tische. Die vornehmsten Herren singen wie ihre Diener; in diesem Kreise erhöht nur größeres Wissen, größerer Ruhm. Freilich bleibt es trotzdem nur eine kleine, aus-erlesene Gesellschaft. Vor dem Adel allein werden die Lieder gesungen, im Saal oder Garten einer Burg; seine Frauen bilden allein die Liebeshöfe und empfangen die Guldigungen der Troubadoure. Dem Volke mußte diese Poesie schon wegen ihrer Künstlichkeit in Sing und

Form fern und dunkel bleiben, höchstens daß einmal ein politisches Lied über den Markt der Städte klang. Der Ritterschaft aber war sie ein Lebenselement, jede erlauchete Dame hatte ihren Sänger. Diese Verhältnisse trugen in der Wirklichkeit nichts von jenem idealen Schimmer an sich, mit dem bekleidet und verklärt sie in den Liedern auftreten; erst hier vollzog sich jene seltsame Verbindung der Liebe mit den Geheimnissen der Religion und wuchs die Geliebte zu einer Ähnlichkeit mit der heiligen Gottesmutter auf. Und die Liebe selbst ist nicht jenes leidenschaftliche Auslodern oder jenes zärtliche Schmachten; sie redet nicht wie Julia und Romeo, auch sie hat ihre Kunstsprache, ihre wissenschaftlichen Ausdrücke und Formeln, von denen der Dichter nicht abweichen darf. Im Leben ist sie derb und sinnlich, im Liede gelehrt, verständig. Nicht umsonst heißt der Gesang eine „Wissenschaft“. Damit sei nicht gesagt, daß nicht Einzelne unter den Troubadouren in tiefster Empfindung, mit dem zartesten Gefühl die Liebe besungen hätten, nur der Ausgangspunkt der meisten dieser Liebesposseien ist in dem durch Verkommen und Sitte geheiligten Gesetzbuch der Galanterie zu suchen. Darum quillt in ihren Versen nicht die Seele über; mit geistreichen Wendungen, mit gefälligen Spielen des Witzes prunken sie und verdienen vor allen den Namen einer „höfischen Poesie“. Ueberall findet man dieselben überschwänglichen Bilder, Erhebungen und Ausrufe; sagt Guillem Azmar: „Für alle Gefahren des Meeres und der Schlacht, selbst für die Sklaverei unter den Ungläubigen wird mich ihr Lächeln entschädigen!“ ruft Bonifaci Calvo: „Wenn Gott eine Sterbliche lieben will, muß er seine Augen auf meine Dame richten!“ und Pierre Rogers

nennt gar eine Geliebte sein, deren „Schönheit einen solchen Glanz besitzt, daß rings um sie her die Nacht selbst sich mit den glänzenden Farben des Tages schmückt.“ Wer hielte das nicht für erzwungen und gemacht? Es ist die arabische Dichtung, die sich strahlend und tausendfach schimmernd im Geiste der Provengalen wieder spiegelt; was sie an Glanz und Magie bei diesem Uebergang verloren, ersetzt sie durch erhöhte Lebendigkeit und den Reiz eines glücklichen Vergleichs.

Diese „Wissenschaft“, die Alles vorschreibt, von der Zahl der Strophen bis zum Inhalt des Liedes, drückt aber auch den Geistern einen bestimmten, unverlöschbaren Stempel auf, ein Siegel Salomonis, das sie in Ketten hält. Verschiedenheiten, wie zwischen Dante und Ariosto und Tasso, wird man unter den Troubadouren umsonst suchen; alle haben dieselben Dichterlippen und für das Leben eines Seden genühten die Worte: „Er dichtete und liebte, er litt und kämpfte und ging in ein Kloster zu sterben.“ Hier und dort mag des Einen Laufbahn wirrer und verschlungener hingehen, aber das ist ihr Grundzug, der Faden, dem Seden die Parze spannt.

Einer allein ragt unter diesen Gestalten, die für uns Schatten ohne Wesenheit sind, selbstbewußt und sicher hervor.

Ich sah gewiß und glaub' ihn noch zu sehen,
So wie die andern All' der Trauerschaar,
Hauptlos, als Rumpf an mir vorübergehen;
Und das gelöste Haupt hielt er am Haar
Und wog es mit der Hand wie die Laterne;
Es sah uns an, „Weh!“ rufend, wunderbar.

So erblickte ihn Dante am Fuß der Brücke, die über den Blutstrom der Hölle führt; es ist Bertrand de Born, vom

Haupt zur Sohle ein ritterlicher Sänger. Es ist gegen den Ausgang des 12. Jahrhunderts, in der Blüte des Lehnwesens. Ueber das vielfach zerstückelte Frankreich herrscht dem Namen nach Philipp August, allein in Wirklichkeit gehorcht jede Landschaft einem andern Baron. Heinrich II., der König von England, hat von seiner Gemahlin Eleonore alles Land von der Loire bis zu den Grenzsteinen der Grafschaft von Toulouse als Morgengabe erhalten; sein ist Anjou und die Normandie. Sein ältester Sohn, der junge Heinrich, ist von ihm schon als sein Nachfolger bezeichnet und zum König gekrönt worden. Die Vasallen hoffen auf ihn, die ihm näher stehen, lieben ihn. Freundlich und freigebig, zieht er Troubadoure und Krieger an seinen festlichen Hof; noch geht der Ruhm der Waffen friedlich zusammen mit dem des Liedes. Schwieriger wird es seinem Bruder Richard, dem Grafen von Poitou, mit dem Lowenherzen, seine rebellischen Barone in Gehorsam zu halten. Ein hochfahrender, jahzorniger Herr, der dem Widersprechenden mit dem Panzerhandschuh ins Gesicht schlägt, liegt er beständig im Felde, vor den Burgen seiner Vasallen. Trozigere Leute giebt es aber auch in ganz Frankreich nicht als die Männer von Limousin, Einen vor Allen, Herrn Bertrand de Born, der zu Hautefort wie der Adler sitzt. Der erste Handelsucher, so weit die limousinische Sprache auf der Leier klingt, der mit der Zunge so gut wie mit der Lanze tödtet, dessen Worte so geschwind fliegen und den Feind treffen, wie die Pfeile seiner Armbrust. Reich und mächtig ist er nicht; kaum tausend Einwohner leben in seiner Herrschaft und noch dazu soll er sie mit seinem Bruder Konstantin theilen. „Wehe dem,“ ruft er darum aus, „der mit mir

zu kämpfen wagt! Ich werde Dem die Augen ausreißen, der mir mein Gut nehmen will!“ Damit vertreibt er den Bruder von dem Gebiete, das ihm das Testament des Vaters gelassen. Indeß der Vertriebene findet mächtige Beschützer an Ademar, dem Vizgrafen von Limoges, und Richard von Poitou. Nun hilft es dem kecken Dichter nichts, daß er sich nicht einmal „um Dienstag oder Montag kummert,“ den Tag, wo nach dem Gottesfrieden aller Streit ruhen sollte; sein Schloß fällt in die Gewalt der Feinde und er muß einen Vergleich mit seinem Bruder eingehen. Einen Vergleich, den er nicht halten wird, aber zunächst hat er einen bessern Gegner gefunden, mit dem zu kämpfen Ehre bringt. Denn diesem Manne ist das Leben der Krieg, nur unter dieser Form begreift und versteht er es:

Ein And'rer baue Schlösser auf
 Und schwelge früh und spät,
 Ich samm'le Schwerter mir vollauf
 Und Rofse, Kriegsgeräth!
 Der Frieden sagt mir nimmer zu,
 Der Krieg allein mich freut;
 Für ihn entsag' ich jeder Ruh',
 Ist gleich mir jede Zeit.

Die Unruhe, die das ritterliche Schalten und Walten wie ein ewig wogendes Meer erscheinen läßt, in ihm hat sie ihren treuesten Ausdruck gefunden. Eine Gestalt ganz wie von Erz, eine Seele voll Feuer, deren Ruf ein einziges Trompetengeschmetter ist, das Geschrei des verwundeten Mars vor den Mauern Troja's. Jene eisernen harten Menschen, die, nicht zufrieden mit den Schlachtfeldern Europa's über das Meer fuhren, neue Abenteuer und Feinde zu suchen, und so gleichmüthig über die Leichen

hinritten, wie die Geier darüber flogen; vor deren Nüstungen ihr staunend steht und umsonst ihre Streitart zu schwingen euch müht, wollt ihr sie kennen? Hier ist ein Lied Bertrand's; es athmet ihren Muth, ihren Blutdurst, es ist wie das Gebrüll des Löwen, der auf die Beute springt:

Mich freut des Frühlings liebliche Zeit,
 Wenn Blätter und Blüten sprich'n;
 Wenn in den Gebüsch'n voll Fröhlichkeit
 Die Lieder der Vögel mich grüßen.
 Doch freut's mich bis ins innerste Herz,
 Seh' Zelt ich an Zelte geschlossen,
 Hoch über die Wiesen jagen in Erz
 Die Reiter auf schnaubenden Rossen.

Mich freut's, wenn Hirten und Heerden in Flucht,
 Dahinter die Häuser schwärmen;
 Viel Ritter danach, in krieg'rischer Zucht,
 Mit Schwertern klirren und lärm'n.
 Und jubelnd seh' ich zerschmettert den Thurm,
 Steinmauern und Barrikaden,
 Gereiht am Rande das Heer zum Sturm
 Vor Gräben und Palissaden.

Mich freut der ad'lige muthige Held,
 Furchtlos, unter Rossgestampfe,
 Den Seinen voran auf die feindliche Welt
 Stürzt er im gefährlichen Kampfe;
 Und zieht er in's Feld, so folgen in Eil'
 Ihm Alle gesammt ohne Bangen;
 Nur Der hat an Ruhm und Ehre noch Theil,
 Wer Schläge gab und empfangen.

Es splitt'n die Lanzen, wird Helm und Schild,
 Der buntgezierte, zerschlagen;
 Wild drängend Gefecht — weit über's Gefild
 Die Rosse der Todten jagen.

Nur Einen Gedanken hege du dann:
Zerschmett're Häupter und Arme!
Viel besser — du bist ein erschlagener Mann
Als Knecht in der Feinde Schwärme.

Ich sag' euch: Speise und Trank und Ruh',
Sie haben für mich nicht die Süße
Wie donnernd der Ruf: „Drauf zu, drauf zu!“
Der Klang der Trompetengröße,
Und Pferdegewieher, Geschrei und Weh,
Wenn Große und Kleine sinken,
Wenn aus den Wunden der Todten ich seh'
Noch stählerne Spitzen blinken.

Es ist nur ein schwacher Nachhall in diesen Versen von der wilden, berausenden Harmonie des Originals. Solch' einem Mann, was konnte ihm selbst in jenen kriegerischen Tagen für ein Loos zufallen als Unruhe und Noth, ein Feld mit den Leichen seiner getreuesten Genossen?

Ein beständiger Wechsel zwischen Krieg und Muße, der Unruhe des Schlachtfeldes und der einsamen Stille eines Schlosses, die selten Besuch oder Festlichkeit unterbricht — das ist das Leben eines ritterlichen Herrn im Mittelalter. Die Wandlungen, die Fülle des Genusses, welche das moderne Leben darbietet, sind ihm unbekannt, Unterhaltung und heitre Geselligkeit wenig ausgebildet. Wohl dem, der die „frohe Wissenschaft“ besitzt, die Kunst des Dichtens und des Liebens. Denn die eine ist unzertrennlich mit der andern verbunden, der wird ein schlechter Sängler und unhöflicher Ritter bleiben, heißt es in einem Liede, den die Damen nicht lehren und lieben. Gleichsam eine Liebeschule, durch die Alle gehen müssen, ehe sie den Namen und den Ruhm eines Troubadours erwerben. Und keine Dame, und wäre sie eine Königin

von England, wird sich dieses Lehramts weigern. Geru und freudig nimmt sie die Huldigung jedes Sängers an, unbefungen bleiben, heißt ohne Adel und ohne Schönheit sein. Ihre Stellung im Leben, ob sie vermählt, ob ihre Hand noch vom Ringe frei ist, beachtet die „frohe Wissenschaft“ nicht, kein Schwur am Altare kann — in der Ansicht der Zeit — die Liebe binden, das Herz jeder Dame ist frei, der Beste und Kühnste wird es erobern. Viele dieser umherziehenden Dichter haben in der Heimat Weib und Kind, sie genießen sorglos auf ihren Wanderfahrten die Huld der Schönen und wehe dem Manne, der seine Gattin der Untreue beschuldigte; von allen Seiten fallen die Spottgedichte wie ebenso viele giftige Pfeile auf ihn, die Kreise der Damen, des vornehmsten Adels schließen sich ihm, die „frohe Wissenschaft“ stößt ihn aus. Untreu kann man nach den Aussprüchen der Liebeshöfe nur gegen den Geliebten, nie gegen den Gemahl sein.

In diesen wunderlichen, seltsamen Anschauungen, die weniger aus der Auflösung aller Sitten als aus einer übertriebenen ausgeklügelten Philosophie von dem Wesen und dem Begriff der Liebe entspringen, liegt mit der frühe Tod der provengalischen Poesie, sie beruht auf Schein und Lüge, statt auf der Wahrheit der Leidenschaft, auf den kalten Spitzfindigkeiten des Verstandes. Wem das Herz warm und voll für seine Dame schlägt, der allein findet auch unter den Troubadouren die Sprache der Empfindung, die uns noch ergreift, und löst nicht in wohlgefällten Stanzas Liebesfragen ohne Sinn und Bedeutung.

Auch Bertrand de Born hat geliebt und es ist merkwürdig, diesen stahlharten Mann in solchen Toffeln zu sehen. Nicht, wie Antonius vor der Kleopatra, hat er

seines Schwertes und Schildes über die Schönheit seiner Geliebten vergessen, keine Rosenkränze setzt er sich auf die Stirn, keine herzbethörende, sinnberauschende Leidenschaft hat ihn ergriffen. Seine Liebe hat durchaus den ritterlichen, schwärmerischen Zug, den eine spätere Romantik freigebig allen Rittern und Damen geschenkt, kein Nachtigallengeflüster, keine Mondscheindämmerungen sind darin, aber auf alten Grabdenkmalen sieht ihr zuweilen einen Ritter ganz in Eisen, mit enggefalteten Händen über des Schwertes Griff vor einer heiligen Jungfrau auf den Knien liegen: diesem Bilde gleicht Bertrand de Born's Liebe, so kniet sie vor Mathilde, der Herrin von Montignac. Die Tochter Boso's von Turenne, hatte sie Talairand von Montignac, einen Gutsnachbar Bertrand's, geheirathet. Es ist die erste Liebe Bertrand's, der auch darin alle übrigen Troubadours übertrifft, daß sein Herz nicht beständig auf der Wanderschaft von einer Schönen zur andern flattert. Der ersten unentweiheten Liebe wird ihr Gegenstand immer ein Ideal sein, und wie die griechischen Maler im Bilde der Venus die Formen und den Reiz der schönsten Frauen zu vereinigen suchten, findet auch Bertrand nichts auf Erden, was Mathilden gleich käme — „ich müßte denn irrend durch die Welt ziehen und aus den schönsten Zügen jeder Dame mir ein neues Bild Eurer Vollkommenheit schaffen.“ Die Schönheit Mathildens, erzählt die Sage, hätte aber auch mächtigere Herren als Bertrand geblendet und berauscht, die Grafen von Poitou und Toulouse um sie geworben. Die Edeldame von Montignac gleicht indeß durchaus jenen schlanken Gestalten mit der ernsten Stirn und dem hellen klaren Auge, um die stets der Schimmer und der Duft der

Jungfräulichkeit weht, hochgesinnt „trachtet sie nur nach Ehren und ist liebeich gegen die Armen.“ Leicht ist ihre Neigung nicht zu gewinnen, „aber ich ziehe es vor, Euch meine Bitten und Klagen sagen zu dürfen, als die Gunst einer andern Dame zu erhalten.“ Wie sehr indeß seine Liebe und Huldigung Mathilden entzückten, beweist am besten ihre Eifersucht. Der Bisgraf von Comborn, ein Freund Bertrand's, hatte sich mit Guiscarde von Beaujeu vermählt und Bertrand in einem Liede diesen Bund gefeiert und dem Lande Limousin zur Eroberung einer so großen Schönheit Glück gewünscht. Seine Feinde und Nebenbuhler berichteten geschäftig Mathilden dieses Gedicht und nannten es eine Treulosigkeit gegen sie. Die Dame von Montignac war tief verletzt, nicht das hatte sie um Bertrand verdient; sie schloß ihm die Pforte ihres Closets, nicht im Garten, nicht auf dem Söller ließ sie sich mehr von ihm sehen, seinen Jongleur, Papiol, schickte sie mit Falken und Viedern, die er ihr brachte, heim. Wie wird sich Bertrand rächen? oder wird er verzweifeln? fragt ihr. Nicht doch, in den Tagen des „Frauendienstes“ starb man nicht am gebrochenen Herzen. Ein zorniges Lied hat er gedichtet, ihr seine Liebe und Unschuld zugleich zu beweisen.

Eure falschen Schmeichler haben
 Uebles Euch von mir geklagt —
 Herrin aller Schönheitsgaben,
 Lügen haben sie gesagt.
 Mögt Ihr Euer Herz entfernen
 Nicht von Bertrand treu und rein,
 Sondern unter allen Sternen
 Immer seine Freundin sein!

Meinen Sperber will ich missen,
 Fallend aus der Wolken Höh'n
 Ihn auf meiner Faust zerrissen
 Von des Falken Krallen seh'n:
 Klingen süß mir and're Worte
 Als die Eurigen allein,
 Wohnt mein Glück am andern Orte
 Als in Eurem Sonnenschein.

Tret' ich an den Tisch zum Spielen,
 Werde nicht ein Pfennig mein!
 Wie die Würfel immer fielen,
 Mein Verderben müßt' es sein:
 Hätt' ich je von allen Damen
 Eine — außer Euch geliebt,
 Wenn es einen holdern Namen
 Als den Euern für mich giebt!

Mög' in eines Fremden Armen
 Ich Euch lassen, feig gesinnt,
 Und verweigern ohn' Erbarmen
 Meinem Schiff sich jeder Wind.
 Fliehend aus des Kampfes Wogen
 Sei mein Noß zuerst gewandt:
 Wenn der schmählich nicht gelogen,
 Der mich treulos Euch genannt!

Er will zuerst fliehen! Kann ein Held wie Bertrand de Born eine stärkere Versicherung seiner Treue geben? Was wären die Eide bei allen Sternen und Heiligen gegen dies: „Ich will zuerst fliehen!“

Aber Mathilde vergab nicht. Wahrlich, es ist keine leichtsinnige, tändelnde Troubadourliebe in diesem Manne, die, von der Geliebten verstoßen, sich schnell mit dem Gedanken tröstet, daß der Frauen so viele wie der Blumen, sondern eine echte Leidenschaft. Um ihre Günst wieder

zu erwerben, versucht er Bitten und Geschenke und wendet sich endlich an Tiburge, die Vizgräfin von Chalais; sie hatte den schönsten Hals und die zartesten wunderbar weißen Hände. „Ich komme zu Euch,“ sagt ihr Bertrand, „stehend wie zu meiner Schutzheiligen. Eure weiße, mit Zauber begabte Hand kann Alles, so knüpft denn das zerrissene Liebesband zwischen Mathilden und mir wieder zusammen. Weist sie auch Euch zurück, dann lebe sie wohl, die schöne, herzlose Dame! Euch sollen fortan meine Lieder, meine Burg, ich selbst gehören!“ Ob Tiburgens Bitten Mathildens Herz bewegten, ob ihre Schönheit sie besorgt machte? genug, sie nahm des Ritters Huldigung wieder an, doch nicht eher, als bis er von Tiburge Abschied genommen — „von dem Orte, wo Verdienst und Tugend herrscht,“ und sich von dem Eidschwur hatte losprechen lassen, den er ihr geleistet. So war von jeher der Lohn der guten That auf Erden, wenn es hoch kommt, ein karges Wort des Dankes; auch Bertrand erkennt es und wie ein leiser Seufzer weht es durch sein Lebenswohl an Tiburge: „Wer Verstößenen beisteht und Versöhnung stiftet, trägt nichts davon als die Gelübniße.“ Wie mischt sich in diesen Liebesgeschichten mit der feinsten und anmuthigsten Galanterie die Rauheit eines kriegerischen Zeitalters! Zuweilen glaubt man sich in die Grotten und auf die Terrasse von Versailles versetzt und ein geflüstertes Liebesgespräch zwischen Ludwig XIV. und Louise von La Vallière zu belauschen — dann aber klingen dröhnend die Trompeten dazwischen, Schildrasseln und Degenklirren, sie rufen uns zurück auf die unzugängliche, hochbezinnete Burg eines Barons im Mittelalter.

Mit welcher stolzer Verachtung sieht er von diesem

Thurm auf das Land umher! Wie niedrig muß ihm der Bauer erscheinen, der das Knie zitternd vor ihm beugt, wenn er auf reichgeschirrtem Pferde an ihm vorüber grad aus in sein Getreidefeld jagt! Niedriger nicht allein, sondern wie von einem andern Geschlecht; so mag der spartanische Krieger zu seinem Sklaven herabgeblickt haben, wie Bertrand de Born auf den Leibeigenen, der die Scholle mit dem Pfluge durchfurcht. „Ein sittiges Leben ist ihm fremd,“ schreibt er einmal an Gottfried von der Bretagne, „darum muß man ihm seinen Trog leer halten, damit er sich nicht überhebe; wer seinen Bauer nicht drückt, bestärkt ihn nur in seiner Bosheit.“ Das ist die Rehrseite jenes glänzenden Bildes, das Südfrankreich damals darbietet. Neben dem Geschlecht Bevorzugter, die in sammetnen Gewändern, Hermelinmänteln und vergoldeten Harnischen auf den Höhen des Lebens, wie die Halbgötter der alten Welt, von kleinen Sorgen nicht gedrückt, nur Liebe, Waffen und Gesang kennen und üben, ein anderes, im Schweiß seines Angesichts arbeitend, zertreten und geschlagen, in der Furche niedersinkend, die es, vor den Pflug gespannt, zieht. Bertrand sieht in der Welt nur zwei Stände: den Adel und die Bauern; mehr dem Jenseit als dem Diesseit gehört die Priesterschaft an; ihre Kirchen, ihre Klöster, der Kirchhof mit den steinernen Grabzeichen bezeichnen düster und traurig den Hintergrund seiner Welt. Vor ihm aber liegt ein weiter Kampfplatz zum Erwerben und Erringen, die Erde mit allen Gütern, das unantastbare Erbe des Adels. Wehe dem, der danach faßt! „Mir gefällt es, wenn ich von den niederträchtigen Reichen, die mit der Ritterschaft zu streiten wagen, Tag für Tag, zwanzig oder dreißig vernichten,

wenn ich sie nackt und barhäuptig auf den Landstraßen ihr Brot betteln sehe.“ Ihm gilt nur der ererbte Reichthum oder die Beute des Schlachtfeldes für redlich erworbenes Gut, die Andern „sind boshafte Gefindel, von Betrug und Wucher voll.“ Meinet aber nicht, daß er gegen die Fehler seiner Standesgenossen und der Fürsten blind sei. Keine Fehler wird er mit dem Mantel der Liebe bedecken; handelt wacker und wie es sich geziemt, dann wird euch gute Nachrede folgen. Vielfach sind die Beschäftigungen der Adelligen: der Eine, karg mit seinem Reichthum, Gut und Schätze häufend, denkt ein prächtiges Schloß zu bauen oder auf sanft ansteigendem Hügel ein Kloster den Mönchen von Cisterz für die Erlösung seiner Seele aufzurichten; ein Anderer prangt mit Jägern und kostbaren Hunden, er hat kein Ohr für die Trompete, nur für das Jagdhorn; Jene feiern beständig Turniere und verprassen ihre und der Vasallen Habe, diese endlich peinigen in beständigen Kriegszügen ihre Nachbarn. Das allein sind die wahren Ritter und hat einer unter ihnen die Tugend der Treue, der Höflichkeit und Freigebigkeit, verbindet er Krieg mit Turnier und beschenkt in den Fasten und zur Zeit der Weihnacht seine Krieger: dreimal Heil über ihn, er ist der Vogel Phönix und die Kaiserkrone gebührte ihm!

So betrachtet Bertrond die Welt; versuch's denn mit ihrem Bogenspiel, mit dem Sturm der Lanzen, zuletzt wirst du doch erkennen, daß dich überall und immer liebliches Schellengeklingel betrogen, leerer Schein dein Auge geblendet, daß der Sinn deines und alles irdischen Daseins im Jenseit liegt — und die Brücke dazu — das Kloster von Cisterz.

Seit Bertrand mit seinem Bruder hatte Frieden schließen müssen, war Graf Richard von Poitou sein Todfeind geworden. Die Schmach, ihm erlegen zu sein, erfüllte sein stolzes Herz mit dem grimmigsten Haß und gab seiner Zunge Worte, die wie Schwerter schnitten. Es konnte ihm nicht schwer werden, Anhänger zu finden. Die Barone von Poitou standen von Alters her im Rufe der Treulosigkeit und des Wankelmuths; unruhig und streitsüchtig, hatten sie kaum einem Herrn gehuldigt, als sie sich auch schon nach einem neuen sehnten. Dazu stritten in diesen Landschaften die Könige von England und Frankreich in beständiger Fehde; Friede wurde hier nie, nur kurzer Waffenstillstand geschlossen. Gegen Richard waren Alle gereizt; dem Messire Wilhelm von Gordon hatte er sein Erbschloß genommen, den Vizgrafen von Perigord aus seiner Stadt vertrieben und hielt jetzt selbst prächtigen Hof und reiche Tafel darin. In den Sirventen — so nennt die Kunstsprache der Troubadours diese politischen Lieder —, die Bertrand de Born wider den Grafen schleudert, glaubt man die Kraft, die Begeisterung und Leidenschaft des Tyrtaus wieder zu finden; sie schelten die Schwankenden, sie spornen die Trägen und müssen in das feigste Herz einen Funken ihres Muthes werfen. Vom Anfang bis zum Ende durchhallt sie Trompetengeschmetter und Kriegsgeschrei — und das antwortete ihnen denn auch. Zu Limoges, in der alten Kirche des heiligen Martial — es war um das Fest der heiligen drei Könige 1183 —, traten die Barone zusammen und schwuren auf das Evangelienbuch, Richard zu vertreiben und Keiner ohne den Andern Frieden mit ihm zu schließen. Es waren mit Bertrand de Born die Vizgrafen von

Vimoges, Ségur und Perigord, die Herren von Comborn, Turenne und Talairand von Montignac, Mathildens Gatte, mit andern Rittern und Edelleuten beisammen. Sie brauchten nur noch eine Standarte, unter der sie kämpfen wollten, einen großen Namen an ihrer Spitze.

Auch dafür wußte Bertrand de Born Rath, einen Rath, der ihn in Dante's Hölle gebracht, aber ihm zugleich mit zu seiner Unsterblichkeit verholfen hat.

Sunnige Freundschaft verband ihn längst mit Heinrich, dem ältesten Sohne des alternden Königs von England, Heinrich's II.; ein Mann, der in dem Troß und Hochmuth seines Wesens und in der Härte seines Geschickes eine Aehnlichkeit mit dem Helden der altbritischen Sage, mit König Lear, hat. Die undankbaren Töchter, hier sind es vier Söhne; nur wohnt in keinem die Liebe Cordelia's. Seine Länder hat der Vater unter sie vertheilt und nur die Oberherrlichkeit darüber behalten. Heinrich trägt die Krone von England, in Bertrand's Liedern heißt er der junge König. Richard ist Graf von Poitou und Aquitanien, Gottfried herrscht über die Bretagne, nur Johann ist ohne Land geblieben, er, der sie Alle überleben und beerben soll — denn Allen ist ein kurzes Leben, ein tragischer Ausgang und ein ewiger Ruhm in der Dichtkunst bestimmt. Ihre Erscheinung wird vorübergehen, wie Meteore, die eine Stunde leuchten und dann verschwinden, nach kurzem Glück ein jäher Fall.

Wie die Söhne des Oedipus trennt Zwietracht und gegenseitige Eifersucht die Brüder, die beiden ältesten zumeist; denn Richard wollte dem jungen Könige um Weihnacht 1182 nicht huldigen, wie es der Vater verlangte; er sei so hoch geboren, wie Jener; rief er einmal über das

andere und verließ eilig den Hof von Mans. Im Lande von Poitou verschanzte er sich, bewaffnete und versorgte seine Burgen mit Lebensmitteln und Kriegsgeräth. Ein altes, halbzerfallenes Schloß auf der Grenze zwischen seinen und Heinrichs Besizungen, Clairvaux, hatte er schon vor Jahren mit neuen Mauern und Thürmen, dem Bruder zum Troß, besetzt und keiner Mahnung, es abzubrechen, Gehör gegeben. Zu den frühern Beleidigungen fügte er jetzt neue und entzog dem Könige das Straßengeld von den Karren, die durch Poitou fuhren, das ihm gebührte, und sang in seinen Liedern — denn auch er verstand ein Sirventes zu reimen so gut wie das Schwert zu schwingen — spottend von dem „Herrn Kärntner, der nichts hat noch etwas zu erheben wagt.“ Nicht geringer war Heinrich's feindselige Stimmung gegen ihn, und als nun Bertrand zu ihm eilte, ihm die Verschwörung der Großen verkündigte, wie Alle ihn mit offenen Armen und bereiten Herzen erwarteten, daß es schmähsch von ihm wäre und seinen Muth und seine Krone verachten lehre, wenn er noch länger den Hohn und Aufruhr seines jüngeren Bruders dulde — da war der Becher voll. Heimlich ging eine Botschaft zu Gottfried, in der Bretagne ein Heer zu werben; sobald er es ohne Aufsehen vor dem Vater könnte, versprach Heinrich nach Poitou zu reisen; ihm voran eilte Bertrand in wilder Freude. „Da habt ihr den Krieg!“ rief er den Baronen zu, als er zum ersten Mal wieder unter sie trat.

Ein Bruderkrieg, dessen Flamme mit jedem Augenblicke weiter um sich faßte und dieses ganze, schicksalsverfehnte Geschlecht zu vernichten drohte. Anfangs gelang es zwar dem Vater, die Erzürrnten zu besänftigen; Richard

trat das Schloß von Clairvaux ab, eine jährliche Rente beschwichtigte die andern Ansprüche Heinrich's und er schwur dem Vater ewigen Gehorsam. „Beim Himmel,“ rief Bertrand bei diesen Nachrichten aus, „er will also fortan der König der Feigen und der Schelme sein?“ Seine Worte, seine Lieder trieben den jungen König aufs neue zum Ver-rath und zum Krieg. „Ein gekrönter Fürst, der vom Gelde eines Andern lebt, giebt keine große Hoffnung; da wär's am besten, Graf Gottfried wäre der Älteste und trüge die Krone,“ hatte ihm der Freund geschrieben. Wie hätte ein Ritter solchen Schmähungen ruhig zuhorchen, den Zweifel an seinem Muth aufkommen lassen können? In aller Welt wäre er ehrlos gewesen; denn diese Sir-ventesen gleichen den Zeitungen der neuern Zeit; es sind Blätter, die durch das Land fliegen und die Meinungen für oder wider eine Sache entflammen. Auf allen Straßen werden sie von den Kriegern gesungen, in Schlössern und Burgen kennt man sie. Noch ist die Politik dem Dichter kein verbotenes Gebiet; recht im Gegentheil, seine beste Kraft wurzelt in ihr, an ihren Ereignissen prüft er Haß und Liebe, die Leidenschaft seines Herzens, die Beredsam-keit seiner Sprache; durchaus auf den Zinnen der Parthei, erscheint Bertrand de Born unter den Rittern, wie Demo-sthenes unter dem Volk von Athen. Reizten die Lieder des Freundes die Seele des jungen Fürsten zum Kampf, so hatten sich die Verhältnisse auch äußerlich so verwickelt und verschlungen, daß nur das Schwert die Lösung bringen konnte.

Während Richard mit seinen Vasallen Gesecht auf Gesecht schlug, war Gottfried mit seinen Bretaguern in Poitou eingerückt, ihnen zum Beistand, dem Bruder zum

Verderben. Unter dem Vorwand, sie zu versöhnen, verließ Heinrich den Hof des Vaters, eilte nach Limoges und pflanzte sein Banner neben dem der Verschworenen auf. Ueberall, wie aus der Erde, sprangen Gegner wider Richard empor, der König von Frankreich, der Herzog von Burgund, Raimund von Toulouse versprachen dem jungen Könige den Beistand ihrer Heere. „Nun kann es nicht fehlen,“ singt Bertrand, „daß die Splitter zum Himmel emporfliegen und Taffet und Sammet zerrissen werden!“ Wie der Salamander im Feuer, findet er im Tumult der Schlacht das nährend Element seines Lebens und kennt nur Einen Wunsch: daß die mächtigen Barone stets aufeinander erzürnt wären. Triumphire nicht, denn derselbe Dämon des Krieges, den du feierst, steht jetzt wider dich mit erhobener Hand. Vor Limoges ist der alte König mit dem löwenherzigen Grafen unter hochflatternden Bannern gerückt und zwischen Vater und Sohn splittern die Lanzen. Da, während der Prinz, unweit der Stadt, auf dem Schlosse von Martel sitzt und Krieger zum Entsatz herbeiruft, ergreift ihn der Tod. Nun ist das Glück der Welt vor ihm wie Glas zersprungen und die Ewigkeit starrt ihn an. Zum Vater, den er so schwer beleidigt, sendet er seine Boten und erfleht seine Verzeihung. Gütig wie immer zieht der König seinen Siegelring vom Finger, das möchte dem Sterbenden ein Zeichen seiner Guld und Vergebung sein. Ihn an die Lippen drückend, verschied er, fern von dem besten Freunde, der ihn vom Thron auf diese Streu von Asche herabgestürzt. Denn nicht auf Purpurdecken, wie sie ihn bei seiner Geburt aufnahmen, sondern im härenen Hemd, den Strick um den Hals — Einem gleich, der zum Nichtplatz geführt

wird, auf Asche liegend, verließ der junge König die Welt und das Leben.

Glück und Dasein, was sind sie beide? Ein Lied Bertrand's wird es euch sagen:

Wenn alle Thränen, Jammer, Traurigkeit,
Das Elend, die Verluste und die Schmerzen,
Die Männer duldeten in dieser Zeit,
Zusammen wütheten in meinem Herzen:
Ich trüg' sie leichter als des Königs Tod;
Verdienst und Ruhm und Ehre sind verloren,
Ein Trauerschleier wird die Welt umflore,
Die freudlos Kummer nur noch kennt und Noth.

Schmerzvoll, betrübt, gebeugt in Traurigkeit
Steh'n die Genossen, muthig ihm verbunden,
Die Säng' er, deren Lieder ihn erfreut;
Sie haben all' den ärgsten Feind gefunden
In ihres jungen Königs bitterm Tod!
Freigebigern Gebieter gab es keinen,
So glaubt mir's — eurer Augen heißes Weinen,
Berlösch'n wird es nimmer diese Noth.

Graujamer Tod, du Quell der Traurigkeit,
Verkünde deinen Sieg, du hast erschlagen
Den besten Ritter in der Christenheit!
Die Tugend könnte keine Zunge sagen,
Die nicht in seinem Herzen hoch gelobt!
Biel besser wär's, wenn Gott das Recht gefiele,
Daß er noch lebte, statt der Bösen Viele,
Der Wackern Peiniger, der Erde Noth.

In dieser Zeit voll Angst und Traurigkeit
Fahr' wohl, o Liebe, deine Lust ist Lüge!
Es wandeln alle Dinge sich in Leid,
Trägt jede Stunde tiefem Schmerzes Züge.

Wie rasch erblich des Königs Morgenroth!
 Kein Besserer ward auf Erden je gefunden —
 Sein Herz, sein Glück — sie sind wie Hauch entschwunden
 Und ließen uns zurück in Nacht und Noth.

Zu Gottes Sohn, der aus der Traurigkeit,
 Aus Schuld und Sünden auf des Heiles Pfade
 Uns zu geleiten, sich dem Tod geweiht,
 Erhebet Al' die Hand und rufet: „Gnade!“
 Nach seiner Milde freundlichem Gebot
 Mög' er dem jungen Könige vergeben
 Und laß in seinem Paradies ihn leben
 Mit edlen Freunden ohne Gram und Noth.

Gebrochenen Geistes eilte Bertrand nach seinem Stamm-
 schloß Hautefort, aber Graf Richard und Alfons von
 Aragonien, der mit ihm war, folgten ihm wie der Adler
 dem fliehenden Vogel. Sieben Tage vertheidigte sich Ber-
 trand, zuletzt, unter halb zerschmetterten Mauern und
 Thürmen, schickte er, wie der provenzalische Geschichtschreiber
 der Troubadours erzählt, in der Nacht zum König von
 Aragonien, er möge jetzt ihrer frühern Freundschaft ge-
 denken, ihn vor dem Aeußersten bewahren und die Ma-
 schinen nach einem andern Punkt richten lassen. Der
 Aragonier war treulos genug, den Ritter zu verrathen.
 Es war am 23. Juni 1183, daß Bertrand sein Schloß
 und sich selbst in die Hände seiner Feinde geben mußte.
 Gefesselt ward er vor den alten König geführt. „Ihr
 also,“ sagte ihm der, „habt Euch so sehr und so hoch-
 mützig Eures Geistes gerühmt?“ „Herr,“ entgegnete
 Bertrand, „es gab eine stolze, eine fröhliche Zeit, wo ich
 also gedacht und gesprochen — aber mit Euerem Sohne
 hab' ich meine Seele, Kraft und Dichtkunst verloren!“
 Als ihn der König so von seinem Sohne reden hörte,

bebte sein Herz und seine Augen weinten. „Bertrand,“ rief er aus, „unseliger Bertrand, wohl mußtest du deinen Geist verlieren seit meines Sohnes Tod, denn er liebte dich allein und vor Allen! Seid frei, weil ich ihn liebte! Nehmt Euer Schloß und Eure Güter wieder!“ Und er that also und schenkte ihm obenein noch 500 Mark, die Kriegskosten zu bezahlen.

So mächtig und ergreifend, wie der alte Chronist in poetischer Sprache es geschildert, bewies sich nun freilich Bertrand's Wort nicht. Bezieh ihm auch der König, sein Schloß bekam er vom Grafen Richard erst nach der gänzlichen Unterwerfung des Aufstandes zurück. Indes — „wenn der Graf sich großherzig und nicht geizig gegen mich erweist, werde ich eifrig in seinen Diensten sein, gut und treu, wie feines Silber. Folge er dem Zuge des Meeres! Ein werthvolles Kleinod, das in seine Flut fällt, bewahrt es wohl in seinem Busen, die werthlose Muschel wirft es auf den Sand.“ Dichtkunst und Tapferkeit wußte Richard Löwenherz auch am Feinde zu lieben; seit ihrem letzten Kampfe ist Bertrand de Born sein Begleiter, sein Freund. Da das Land umher beruhigt und in Frieden, schweigt auch Bertrand's Leier; wie die Aeolsharfe den Wind, braucht sie das Kriegsgeschrei, um zu klingen, und dann ist der Glanz fort aus seinem Leben, der Sonnenschein der Freundschaft, die bunte Farbenpracht, in die eine erste Liebe das Dasein kleidet. Einmal lodert es noch auf, als ihn am Hofe zu Argenton Graf Richard seiner Schwester Mathilde, der Gemahlin Heinrich's des Löwen, vorstellt. Nach so langen Fasten hat der Dichter endlich wieder einen Palmsonntag erreicht, ein Ideal auf seinem Wege getroffen. Die Sage

des Alterthums von dem Liebreiz der Helena durchzieht das ganze Mittelalter; mit diesem Namen hat man immer den höchsten Zauber weiblicher Schönheit verbunden und auch Bertrand findet kein besseres Wort des Preises, als die Fürstin „eine weiße, frische Helena“ zu nennen. Dabei zieht die Erinnerung an eine andere Mathilde durch seinen Sinn — „die drei Schwestern von Turenne“ — und sie ist eine von ihnen, die erste, verstoßene Liebe! — „vereinigen alle irdische Schönheit in sich, aber Sie steht hoch über ihnen, wie das Gold über dem Sande.“ Nichts als Sand — die Jugendliebe! Freilich, seit jenen ersten Canzonen sind sieben Jahre hingerauscht und was gilt eine Liebe von sieben Jahren gegen die Fürstin, das neu aufleuchtende Gestirn seiner Tage, die ihn neben sich auf purpurnem Pfühl sitzen läßt und die Huldigung des Dichters mit gefälligem Lächeln und begierigem Ohr einsaugt? In dem Lager des Grafen, wo es an Allem, selbst den nöthigsten Lebensmitteln, fehlt, hat er an einem Sonntag — es ging gegen den Abend und ein leichter Regen fiel — die kunstvollste und zierlichste seiner Canzonen der Fürstin zu Ehren gedichtet, die kunstvollste, ihrer Bilder und Reimverschlingungen wegen, aber nicht die, wo seine Seele im ureigensten Lichte loht, ein Meisterstück höfischer Kunst, doch ohne jenes heimliche Beben des Herzens, das aus den Versen an die erste Mathilde spricht.

Damit schließt eigentlich Bertrand's Dichterlaufbahn, das sind die Zweige, die seinen Lorbeerkranz bilden und ihn jenes Lobes werth machen, das ihm Dante spendet. Durchaus eine lyrische, leidenschaftliche Natur, hat er für alle Dinge und Begebenheiten keinen andern Maßstab als den seiner Stimmung; wie sie ihn berühren, so sind sie,

schön oder häßlich nicht ihrem Wesen, sondern ihrem Einfluß auf sein Geschick nach. Da er sich so eigen, selbstständig und trotzig hinstellt, hat er nicht einmal eine mächtige Partei hinter sich und seine boshaften Sirventesen gegen den Aragonier, der ihn so hinterrücks betrogen, bleiben erfolglos wie die Aufforderungen, mit denen er König Richard zum Kampf gegen die Franzosen nach jedem neuen Friedensvertrag anspornt. Denn inzwischen ist Oc und No, Ja und Nein, wie er Richard wegen seiner wankelmüthigen Politik spottend nennt, König von England geworden und die Kunde von dem Falle Jerusalems übers Meer gedrungen. Jerusalem und das Heilige Grab wieder in den Händen der Ungläubigen! Nur dafür haben die Menschen noch Sinn und Gedanken; was sind alle Freuden und Schmerzen zusammen gegen dich, Jerusalem? In deinen Mauern wohnt das Heil und das irdische Paradies; nichts Besseres und Eiligeres hat Jeder zu thun, als seine Güter zu verkaufen und ein Kreuz auf die Brust zu heften. Fürsten vergessen ihre Feindschaften, Kinder ihre Eltern und der Verlobte die Braut — nur dich nicht Jerusalem! Nicht, daß diese Begeisterung so viel Tausender nur eine heilige, himmlische Flamme gewesen und nicht von irdischen Einflüssen bedingt und entweiht worden wäre, aber sie erhob doch über die Beschränktheit des Alltagslebens und indem sie den Geist auf ein großes Ziel, auf ein Ewiges über ihn hinweg, befreite sie ihn von der gemeinen Sorge. Wie ein neues Morgenroth funkelten ihnen die Zinnen der heiligen Stadt entgegen; auf den Ebenen Palästina's hat die Iliade der Ritterschaft gespielt; nicht die Helden, nur ein Homer hat diesem Kampfe geschikt.

Die provenzalischen Troubadours theilen diesen Zug, diese Begeisterung für das heilige Grab; gleich der Erste von ihnen, Wilhelm von Aquitanien, hat das Kreuz genommen. Mit der Predigt des Mönchs wetteiferten ihre Lieder, die Gläubigen für den Krieg jenseits des Meeres zu entflammen; aber die Wenigsten von ihnen wagten die Fahrt. Unwillkürlich meint man, die wilde Poesie dieses Kampfes gegen die Sarazenen, in großartiger Umgebung, hier die Stätten, wo des Herrn Fuß gewandelt, Noen von Jericho und das Rauschen des Jordans, dort die Wüste, einsam, still, von Mondlicht überflutet — Alles hätte Bertrand de Born wie magnetisch hinüberziehen müssen. Was er in Europa nicht gefunden: eine beständige Schlacht um größere Interessen als die kleinen Grenzstreitigkeiten der Franzosen und Engländer, hier bot sie sich ihm dar; man fühlt, daß er sein Leben und Dichten nicht besser beschließen konnte als im glorreichen Tode auf dem Sande Palästina's. Indeß — er ging nicht hinüber; die Könige Richard und Philipp August schmäht er wegen ihrer Zögerung, den Markgrafen Konrad von Montferrat, der Tyrus gegen Saladin vertheidigte, nennt er den Wackersten unter allen Lebendigen, ihn aber — hält eine Dame, schön und blond, in ihren Fesseln diesseits des Meeres. Ist das noch der alte Bertrand de Born? Nein, die Schwermuth sitzt bei ihm, die Erkenntniß der Nichtigkeit — „immer dreht sich das Glücksrads hienieden und zuletzt wendet es sich zu deinem Verderben.“ Einmal, im Mannesmuth, hatte er ausgerufen: „Der ist ein Narr, der sich an den Menschen abmüht,“ sie zu etwas Hohem zu bewegen! An ihnen nicht allein, an allem Irdischen — es ist nichts als Eitelkeit, er sieht es

jetzt ein. Und in dieser Stimmung öffnet sich ihm nur eine Pforte, die des Klosters; wer nicht im Gefecht sterben kann, stirbt am besten in der Zelle, während um ihn das Miserere schallt.

Das letzte Lied Bertrand's gehört der Heimkehr Richard's aus der deutschen Gefangenschaft an; es ist ein Sirventes wider die auführerischen Barone von Limousin, welche die Abwesenheit des Königs benutzen wollten, sich frei von England zu machen; das ist der letzte Schrei des Löwen. Er verschwindet aus der Bewegung der Zeit; wie die Wellen auf der Düne verrinnen, so verrinnt, was ihm noch vom Leben bleibt, im Kloster von Cisterz. Schwert und Rutte, beides sind Waffen; das eine ringt nach dem Irdischen, die andere erobert das Himmelreich; so oder so, Bertrand de Born durfte nur als Kämpfer enden.

Denkt an Achilles, wie er unter den Gespielinnen der Deidamia und selber in Mädchenkleidern, Helm und Schild und Lanze vor sich sehend, die Schleier und Spangen von sich wirft und mit wildem Jubelruf die gewaltige Lanze des Peleus ergreift: so ist die Dichtung Bertrand's, so ragt sie heldenkühn, gleichsam um eines Hauptes Länge, über die Lieder der Troubadours hinaus.

François Regnard,

ein französischer Lustspieldichter.

Der Ruhm der alten französischen Charakterkomödie ist für uns fast gänzlich im Molière beschloffen; die Lustspiele von Dancourt, Destouches, Marivaux, die vor hundert Jahren von Paris bis Berlin auf einer ununterbrochenen breiten Straße des Triumphes gingen und die Ehre einer Lessing'schen Kritik erfuhren, gehören jetzt dem Trüdelmarkt der Literatur an. Zwischen den beiden noch immer rauchenden Vulcanen des „Tartüffe“ und der „Hochzeit des Figaro“ liegt eine lange, gleichförmige Hügelkette, kaum hier und dort ragt eine Spitze hervor, alle überdeckt von den Rauchwolken der beiden Krater.

Zwei wunderbare Berge; der eine ist mit lieblichem Grün bedeckt, wie auf dem Vesuv gedeiht der Wein auf ihm, nur über dürrer, unfruchtbaren Boden gießt er seine Lavaströme aus, um auch ihn durch solche Feuertaufe zu beleben: das ist der „Tartüffe.“ Aus dem andern Krater, der „Hochzeit des Figaro“ schlägt keine Flamme, Rauch nur — ein Rauch, der die Dämonen wider ihren Willen verräth, die in der Tiefe arbeiten und die Blicke des Jupiter schmieden; an ihm ist nichts Freudiges, nicht eine

erquickende Aussicht bietet er dar, aus allen seinen Klüften dampft es heiß und Athem raubend, es ist der Rauch der Revolution.

In diesen beiden Komödien erscheinen plötzlich, fast durch nichts vor ihnen auf der Bühne angedeutet, zwei bedeutende, zukunftreiche Weltanschauungen, an poetischem Werth und an Tiefe weder mit den „Vögeln“ des Aristophanes noch den Lustspielen von Shakspeare zu vergleichen, aber dafür von einer ganz andern praktischen, ins Leben eingreifenden Bedeutung, und von diesem Punkte muß überhaupt die französische Komödie betrachtet werden; sie hat den Zweck, ein bestimmtes Laster, eine Meinung, einen Wahn der Zeit zu strafen und zu geißeln, sie steht auf dem Standpunkt des Zufälligen, des Gelegentlichen, ihrem Wesen nach ist sie ein Genrebild, wie sie die gleichzeitigen holländischen Meister, die Mieris, Terburg's, Teniers und Ostade's gemalt. Zuweilen, unter der Hand des Genius, vertieft sich ein solches Spiegelbild der Epoche zu einem Spiegel, der nicht mehr einen Punkt im Leben der Menschheit, sondern sie selbst reflectirt, aber die Meisten, die Mittelmäßigkeit, bleiben bei der Wiedergabe des Einzelnen stehen, nur die größere oder die geringere Treue in dieser Nachahmung macht ihren Werth oder Unwerth aus. Hier liegt auch das Unterscheidende der spanischen und französischen Komödie; jene ist nicht nur auf Situationen, diese auf Charakterzeichnungen gebaut, sondern Calderon gebraucht das Leben und Treiben, die Mantillen und die braunen Mäntel in der Serenadenstadt Madrid nur zum Hintergrund seiner künstlich berechneten Verwicklungen des Zufalls, seine Gestalten wie seine Erfindungen haben typische, symbolische Formen und gehen — man könnte

sagen: körperlos, Wesen aus Aether und Feuer — von Madrid nach Venedig und Wien, so gut wie nach Paris und London; sie verlieren dabei ihre Tracht, ihre *capa's* und *espada's*, ihr Herz bleibt dasselbe, eine spanische Komödie hat eben durch ihre allgemeinen Gedanken der Liebe und der Ehre einen poetischen Hauch. Der französische Lustspieldichter sucht andere Wirkungen, er erhebt sich nicht durch ein heiteres Lachen über die Leiden und Thorheiten des Lebens, sondern schüttelt sie durch Spott und Verhöhnung von sich ab; da nicht der Zufall, sondern die Menschen bei ihm wunderbar und lächerlich erscheinen, befindet man sich vor einer Reihe dieser Komödien wie in einem anatomischen Museum oder Wachsfigurencabinet. Es giebt kein Laster und keine Thorheit, die nicht ihre Vertreter fänden, aber je länger wir sie anschauen, desto abstoßender wirken sie auf uns; keine phantastische Erfindung versöhnt mit der Prosa ihrer Erscheinung, kein Elfenpuf läßt Zettel den Weber, keine Zauberkunst des Prospero die Trinker Stephano und Trinculo wie im bengalischen Lichte sich verklären; überall dieselbe traurige Wirklichkeit, spißblübische Bediente, betrogene Väter und betrügende Kinder. Sind nun gar diese Zeichnungen im strengen, akademischen Stil entworfen, getreu nach Molière in jedem Faltenwurf, so wird dem Unbefangenen der hohe Ruhm der französischen Komödie doppelt zweifelhaft.

Doch wenn schon die großen, unsterblichen Dichtwerke am Tiefsten nur aus ihrer Zeit begriffen werden, da wo sie in einer bestimmten, endlichen Auffassung des Ideals und der Schönheit wurzeln, mit welcher größerer Rechte können jene Schöpfungen, die im Bereich der Kunst halb

der Laune, halb dem Bedürfniß nach geistiger Unterhaltung ihr Entstehen danken, auch nach diesen Umständen und Einflüssen gewürdigt zu werden verlangen. Sie verlieren bei dieser Betrachtung vielleicht etwas von ihrem objectiven Kunstwerth und illustriren für uns nur ihre Epoche, ihre Zeitgenossen, manche aber treten uns auch näher, wir gewahren in ihnen die Selbstbekenntnisse des Dichters, die Holzschnitte beleben sich in Farben, Licht und Schatten, die reine, realistische Nachbildung von Zuständen und Charakteren vertieft sich durch die eigenthümliche, besondere Anschauung des Künstlers und erhält von ihr Stimmung und Ton.

Zu diesen Poeten, aus deren Versen immer ihr eigenes Gesicht sieht, und die um Kopfeslänge über ihre Gestalten hervortragen, gehört Jean François Regnard. Es ist in der Mitte eines Festes, die Kerzen haben noch ihre Helle, die Blumen in den Haaren und am Busen der Mädchen noch ihre Frische und ihren Duft, ein leichter Champagner-
 rausch loht auf den Wangen der Gäste, die Musik klingt zum Tanz einladend durch den Saal: der Dichter dieser Festespoesie ist Regnard. Ihm ist das Leben ein beständiger Ball, eine ununterbrochene Serenade. „Um diese meine Kunst des Lebensgenusses würden mich die größten Könige beneiden,“ sagt er einmal. „Ich würde nicht zufrieden leben, hätt' ich meine Renten nicht immer in blankem Gelde zwei Jahre voraus. Weder Spiel noch Wein und die Liebe reißen mich aus meiner Seelenruhe; thun nach seinem Willen, sich nichts versagen und frei von Kummer bleiben, das ist die Hauptsache, dabei will ich das Ende meiner Tage erwarten.“ Als er so dachte, war er schon auf der Mittagshöhe des Daseins,

aus den Stürmen der Jugend und der Leidenschaften als ein besonnener Schüler des Epikur zurückgekehrt. Denn ganz ohne Einbuße hatte er diese Ruhe und Erkenntniß nicht erworben, leicht und schmerzlos kaufte noch Niemand die Weisheit.

Zu Paris, unter den Pfeilern der Markthallen 1656 geboren, fand er sich bei dem Tode seines Vaters als Besizer eines großen Vermögens, fröhlicher Jugend, in Kraft und Schönheit. Ein wenig eitel rühmt er sich selbst; „Zelmis“ — das ist er — „gefällt, so bald man ihn sieht, und man muß sich nur hüten, ihn zu sehr zu lieben.“ Sein Gesicht hat weiche, sinnliche Züge, einen Duft von Frauenschönheit; trüge er nicht die stattliche Allongensperrücke des Jahrhunderts, erinnerte sein Kopf in seinen geraden, harmonischen Linien an griechische Statuen. Die Welt zu sehen, zu genießen, ist der Trieb der Jugend; auch Regnard führte er in die Ferne. Darin sind sein Wesen und sein Geschick sich gleich, daß sie ihn nirgend ruhen lassen, sondern unstät, bald aus eigenem Willen, bald aus Zwang, von Afrika zum Nordcap jagen. Zweimal war er in Italien, nicht als Künstler oder als Alterthumsforscher, sondern einmal als Spieler, das zweitemal als Verliebter. Er ist durchaus ein Mann des Augenblicks, des Genusses, eine leichte, schwebende Natur, die mit den Dingen spielt, wie die Dinge mit ihr. Zu Bologna, bei einem Carnevalsfeste, sitzt er auf derselben Galerie mit einer jungen, schönen Dame — er nennt sie Elvire, eine Provenzalin, leider schon vermählt mit dem Herrn de Prade. Leider, denn ihr wißt ja schon, sobald man Zelmis sieht, liebt man ihn. Auch Elvire entgeht diesem Zauber nicht, beide finden sich auf Masken-

bällen, auf Promenaden, in den Säulengängen um den Markt. So sinnlich und leichtfertig auch seine Gedanken von Frauentugend sein mögen, so besitzt Regnard doch ein feines und zartes Gefühl, er weiß diese junge Frau in einen ätherischen Glanz zu kleiden, wo kein Flecken ihre Unschuld trübt, in ihrem Kampfe zwischen Neigung und Pflicht gleicht sie den Heroinen Racine's, den weiblichen Idealen der Zeit, und er selbst, der muthige, zugreifende Regnard, verwandelt sich in einen seufzenden, schwermüthigen Schäfer. Diese Liebe ist in seiner Darstellung durchaus platonisch, sentimental; auf dem Verdeck eines englischen Schiffes, das ihn von Civita Vecchia nach Frankreich heimführen soll, wohin ihn Familienverhältnisse rufen, beklagt er, dem Spiel der Wogen zuschauend, die Unbeständigkeit des Irdischen, daß ihn das neidische Glück so rasch und vielleicht auf immer von der Geliebten verbannt. Aber, o Wunder, war das nicht ihre Stimme, die seine Träumereien unterbricht? Da steht sie bei ihm, sie hat sich auf demselben Fahrzeug mit ihrem Gemahl eingeschifft. Die kurze Freude des Wiedersehens unterbricht sehr ungelegen eine Galeere aus Algier, welche die rothe Piratenflagge aufhißt und nach wildem, verzweifelten Kampf das englische Schiff erobert, Regnard, die schöne Elvire und ihren Gatten nach dem Sklavenmarkt von Algier schleppt. Es war am 4. Oktober 1677; gerade hundert und zwei Jahre früher machten algierische Corsaren einen andern Christen zum Gefangenen, auch einen Dichter, Miguel Cervantes —; beide haben es nie vergessen, daß sie unter den Mauren auf der Galeere gefessen, und es für einen Titel des Ruhmes gehalten.

Als Regnard später seine Odysseusfahrten und seine Jugendliebe schilderte, hatte die Erinnerung die ihnen inwohnende Romantik noch erhöht und selbst das Geringsste in diesen Zufällen poetisch verklärt; so ist seine unbollendete Novelle *La provençale* denn auch nur ein glänzendes, farbiges Bild, nicht eine schlichte Historie dieser Ereignisse, wie im *Don Quixote* die Erzählung des Christenflaven auf die Erlebnisse des Cervantes sich gründet.

Auf dem Markte von Algier werden die drei Reisefährten verkauft, Elvire für 1000 Livr. an Baba-Gassan, den Deh der Stadt, Regnard für 1500 Livr. an Achmet Talem. Es gelingt ihm, sich die Gunst seines Herrn zu erwerben, er verspricht ihm ein großes Lösegeld und verrichtet, bis er es erhalten, die Dienste eines Koches. Die Novelle verschweigt mit Recht diese Erniedrigung ihres Helden, sie ist nicht realistisch, sondern läßt ihn frei in Algier umhergehen und die Kunst eines Malers üben. So kommt er auch in den Harem des Deh's, um — Elviren zu malen. Welch' ein Wiedersehen! Indesß sie fassen sich und sagen einander die zärtlichsten Worte, die kühnsten Entschlüsse zur Flucht — französisch natürlich, was die andern Frauen nicht verstehen. Und zuletzt ist auch dieser Baba-Gassan ein vollendeter, ritterlicher Fürst, so adelig und zuvorkommend gegen die Damen, als es nur je Ariosto's Helden gewesen; zuweilen denkt man, er sei der Zwillingbruder des Bajazet aus Racine's Trauerspiel. Ohne ihre Liebe will er Elvire nicht besitzen, und als sie mit Regnard entflieht, aber von andern Corsaren wieder ergriffen wird, macht er ihr zärtliche Bortwürfe, daß sie ihm ihre Abneigung nicht offen gestanden; nicht gegen ihren Willen werde er sie in seinem Palaste fest=

halten. Andere Abenteuer — und mit ihnen erreichen wir wieder den Boden der Wirklichkeit — bedrohen indeß Regnard's Leben. Die Frauen seines Herrn verlieben sich in ihn; er, seinem Princip der Idealisirung getreu, zeichnet sich als den Josef der jüdischen Sage, jene wie die Potiphar. Mit der einen, Fatma, schuldiger Liebe angeklagt, wird er in das Gefängniß geworfen und soll den Feuer= tod sterben; der französische Consul Düffault hat indeß an demselben Tage das Lösegeld für Regnard erhalten und beschwichtigt damit leicht den Zorn des geizigen Achmet Salem. So wird Regnard und bald nachher auch Elvire losgekauft. Jede Wolke schien von dem Himmel der Liebenden zu entfliehen. Elvire erfuhr im Hause des Consuls, daß ihr Gemahl in der Sklaverei gestorben, und die Tage, die beide in der Quarantaine zu Marseille und dann zu Arles, in Elvira's Heimath, verlebten, blieben selbst dem unskäten, leichtsinnigen Poeten unvergesslich, mit einer beständigen Glorie gekrönt. Da aber, wo die Unruhe seines Herzens still zu werden, seine Leidenschaft im Besitz sich zu beruhigen anfing, ergriff ihn wieder die grausame Welle seines Geschickes. Er feierte gerade das Fest seiner Verlobung mit Elviren, als bleich, in schlechtem Pilger= rock, mager geworden und entstellt, de Prade, der todt= geglaubte Gemahl, unter den Fröhlichen erschien. Zwei Mönche, Mathuriner, deren Ordensgesetz ihnen den Verkauf christlicher Gefangenen befehlt, hatten ihn befreit, sie begleiteten ihn. In der gegenseitigen Bestürzung Aller er= mannte sich Regnard zuerst, er grüßte de Prade, Elvire, die Gäste und verließ Arles nach wenigen Stunden. Diese Wirklichkeit spielt so sehr in Phantasie und Poesie hin= über, daß es nicht auffällt, wenn Elvire mit einem Aus=

ruf diese traurige Geschichte beschließt, der nur die Nachahmung eines Verses von Racine ist. Wie Orest dort zu Hermione sagt: „Dein Herz gehört Pyrrhus, für mich sind nur deine Gelübde,“ so endet auch Elvire: „das Herz für Belmis, die Pflicht für den Gatten.“

Solche Ausgleichung ist eben nur eine phantastische, ein Balsam für die vernarbte, nicht für die noch blutende Wunde, und Regnard suchte in neuer Aufregung, neuen Reisen, Abenteuern und Gefahren Beschäftigung und Beruhigung. In ihm lebt etwas von der Wanderlust des sechszehnten Jahrhunderts, auch ein Ruf *amplius! amplius!* wie er den heiligen Kaverius nach Indien getrieben. Er hatte Italien, Algier, Konstantinopel gesehen, wohin ihn sein Herr Achmet Talem in seinem Gefolge mitgenommen; jetzt am 26. April 1681 verließ er Paris, um den Norden Europa's zu durchstreifen. Flandern, Holland sieht er im Fluge, in Oldenburg hofft er den König von Dänemark zu finden und wird, da dieser schon abgereist ist, von seinem Verlangen ihm nach Hamburg, nach Kopenhagen nachgezogen. Allein Ruhe fand er nicht — „wie Kranke,“ so schildert er selbst seinen Zustand, „die lange an Schlaflosigkeit leiden, so suchte auch ich in der Aufregung den Frieden.“ Nach einem Monat schon schiffte er sich nach Stockholm ein; Karl XI., der jugendliche König von Schweden, empfing ihn mit Auszeichnung, und als er von seinen Reisen hörte, schlug er ihm vor, Lappland und das Eismeer zu erforschen. Ein neues Ziel für Regnard's leidenschaftliche Seele — sogleich ist er bereit, zwei Landsleute, Corberon und Fercourt, bieten sich ihm als Reisegefährten an, und alle drei verlassen Stockholm, Mittwoch den 23. Juli 1681. Sie fuhren

längs der zerklüfteten, schwedischen Küste über den bottenischen Busen nach Tornea hinauf. Dort, wo die Stürme sie oft zu Landen zwingen, ist Regnard, bei einsamen Spaziergängen die Klippen hinauf, zur Einsicht in sein Wesen, in die Irthümer seiner Vergangenheit gekommen, sich selber klar geworden. Wie die Wogen sich brechen und zerschellen, „so sind all' unsre Pläne, unsre Entschlüsse für die Zukunft, unsre Hoffnungen, unsre Träume von Glück,“ und das Beste ist, „die glückliche Seelenruhe zu finden, die uns festhält, wie der Anker ein Schiff im Sturm.“ Von Tornea, „der letzten Stadt der Welt,“ segelten sie in kleinen Booten den Fluß Tornea bis zu seiner Quelle hinauf, durchwanderten weithin das Land, schliefen in den Zelten der Lappländer, verspotteten ihre Zauberer und setzten zuletzt mit dem echten Stolz der Franzosen auf den Felsen von Metavara, von dem sie über das Eismeer bis zum Nordcap schauten, die Inschrift:

Frankreich hat uns geboren; wir waren in Afrika, schöpften
Fluthen des Ganges und irrten mit forschendem Aug' durch
Europa,

· Viele Gefahren erdulnd zu Land, auf den Wogen des Meeres,
Standen wir endlich am Fels, wo die Erde dem Fuß sich ent-
zogen.

Zwei Jahre noch dauerten die Reisen Regnard's, kaum ist eine größere Stadt Mitteleuropa's zu finden, die er nicht berührt; halb ist er ein Abenteurer, ein irrender Ritter, halb ein Tourist aus unsern Tagen, der seine Reiseindrücke niederschreibt, nicht ohne Schärfe in der Auffassung der Sitten fremder Völker, der eigenthümlichen Natur eines Landes. Zuweilen, vor den Felsen und Seen Lapplands ergreift ihn die wilde Romantik der Landschaft und

erweckt in ihm eine poetische Stimmung, meist aber beobachtet er nur mit kaltem, verständigen Auge, mit spöttischem Lächeln.

Diese Einsicht, daß auf Erden nichts an sich gut oder böse sei, daß nur unsre eigenen oder ererbten Ansichten es dazu machen, eine gewisse vornehme Gleichgültigkeit über die Verhältnisse und die Wechsel des Lebens, das ist die beste Ausbeute, die er von seinen Fahrten nach Paris heimbrachte. Er war erst sieben und zwanzig Jahre alt und geheilt von seiner Leidenschaft für das Spiel, die Frauen, die Abenteuer; um den Preis seiner Jugendliebe, seiner schönsten Hoffnungen ist er ein Philosoph, selbstsüchtig aber auch sich selbst genügend geworden. Zu Paris, in der Straße, wo die Fontaine des Cardinals von Richelieu sich befand, hatte er ein schlichtes Haus, einen kleinen Garten; vier Meilen von Paris — wenn man des Morgens die Hauptstadt verließ, konnte man es bei Sonnenuntergang erreichen — kaufte er das Schloß von Grillon. Dort sah er die erlesenste Gesellschaft um sich, vornehme Herren, den Prinzen Conti, den Marquis d'Effiat, die gefeiertsten Schönheiten der Zeit, die beiden Schwestern Lohson, blond die eine, mit braunen Locken die andere; hier wird ein beständiges Fest gefeiert, nicht rauschend, lärmend, keine Dithyrambe der Jugend, sondern feiner und anmuthiger, lüsterner und künstlicher, wie sie der zarte, unübertreffliche Pinsel Watteau's gemalt. Diese Bilder — Regnard hat sie erlebt, seine Komödien bringen sie auf die Bühne. Und hier zeigt sich wieder — ein Punkt, der noch so wenig beachtet wurde — der gegenseitige Einfluß und der innige Zusammenhang zwischen der dramatischen Kunst und der Malerei einer Epoche; wie

De Brün und Racine, gehören Watteau und Regnard zusammen. In dieser glücklichen Muse und Abgeschlossenheit, der ihn seine Aemter — er war Schatzmeister des Königs bei den Finanzen der Stadt Paris und Forstmeister zu Dourdan — nur selten entrißen, hat Regnard bis zu seinem 54. Jahre gelebt. Die Götter wollten ihm wohl, nachdem er ihnen einmal die Schuld der Sterblichkeit bezahlt; sie ließen ihn plötzlich sterben, wie man erzählt, an einer Arznei, die er sich selbst bereitet. (5. September 1710.)

Ich sagte schon oben, seine Poesie sei wie ein erster, leichter Champagnerausch. Was er immer geschrieben, Episteln, Lieder, Satiren oder Komödien, diesen Anflug hat Alles, es ist mühlos entstanden, nicht langsam gereift. Die Musen mögen ihn auch bewahren, Quinault oder Racine nachzueifern, er weiß, seine Göttin hinkt ein wenig. Für ihn, den ungelehrten Poeten, den Freund der Musik, der seine Verse spielend hinwirft, als wären es Rosen aus seinem Garten, ist Keiner thörichter als Boileau; schreibt er nicht seine Gedichte des Abends, mühsam, hinter Folianten, man riecht ordentlich den Lampengeruch und die Antiquität heraus! Er ist freilich der Richter des französischen Parnasses, und die Sitte will es, daß Jeder ihm ein Opfer bringe, so redet ihn denn auch Regnard an: „Liebling der neun Schwestern“, aber warte nur, armer Boileau, bist du erst todt, ruft er dir lachend nach:

Sollte einst sein Buch verschwinden,
Macht das Suchen keine Qual,
Jeder wird es wieder finden
In Horaz und Juvenal.

Unter dieser glücklichen Hand gewinnt das Wort der Liebe, der Scherz, wie der ernste gefährliche Gedanke eine anmuthige Gestalt, einen leichten, schimmernden Schmelz. Gefährliche Gedanken, denn sie zweifeln an jeder Tugend, an allem Festen und Heiligen: es ist nichts als Schaum; sie lachen über Alexander, der das Reich des Darius zerstört, so spöttisch wie über die Herzogin, die nicht die Geliebte des Ministers, sondern nur die seines Schreibers geworden. Die Leidenschaft ist ihnen eine Narrheit, der Aufschwung großer Seelen eine tolle Irrung. Die Weltanschauung des Demokrit, aber nicht mehr in Lumpen, häßlich und das Auge verlegend, — nein — im prächtigen Kleid, an der Tafel, das Champagnerglas in der Hand, ein Mädchen im Arm, so wie auch Rembrandt sich gemalt.

Das Lustspiel verliert in diesen Anschauungen sogleich die bestimmte moralische Tendenz, die den Meisterwerken Molière's zu Grunde liegt; es erhebt sich über die gebotene Sitte, ohne doch bis zur poetischen Freiheit und Verklärung vorzudringen, zwischen den Komödien Shakespeare's: dem Sturm, dem Sommernachtstraum, Was ihr wollt — und dem „Menschenfeind“ und „Tartüffe“ bleibt Regnard auf der Stufe der Posse, natürlich im edelsten Sinne. Ich glaube, daß diese Auffassung vom Wesen der Komödie nicht zum geringsten Theil von der Anregung bestimmt wurde, die Regnard von dem italienischen Theater erhielt. Harlekin, Colombine, Pantalon, diese stehenden Masken, lehren, nur in andern Kleidern, in allen seinen Stücken wieder, sie sind ihm durch jahrelangen Verkehr lieb und vertraut, gleichsam komische Ideale geworden. Ueber die italienische Bühne, für die er in Paris sieben Komödien geschrieben, ist er zur französischen

gegangen, und es giebt fast keine Seite von ihm, wo die Erinnerung an Italien nicht auftaucht. Seine Helden haben es besucht, seine Heldinnen lernen die italienische Sprache, italienische Musik. Südliches Leben, südliche Leichtigkeit klingt uns überall an, gewiß, seine Reisen haben Regnard nicht nur gebildet, sondern gemacht, nicht umsonst hing in seinem Zimmer die Kette, die er in Algier getragen. Regnard hat von 1694—1708 dem französischen Theater zehn Komödien gedichtet: die Serenade (1694), der Ball, der Spieler (1696), der Zerstreute (1697), Demokrit, die unerwartete Heimkehr (1700), verliebte Thorheiten (1704), die Zwillingbrüder (1705), der Universalerbe, die Kritik des Universalerben (1708).

Der Ball, die Serenade sind einaktige Singspiele, in denen Gelächter, Musik und Tanz wechseln, unvollendete Bleistiftskizzen; es ist, als hätte sich die lustige Gesellschaft in Regnard's Landhaus in plötzlicher Laune, ohne Vorbereitung, zur Aufführung einer Komödie entschlossen. Ausgeführt, realistischer ist „die unerwartete Heimkehr.“ Während einer Reise des Vaters feiert Clitander Feste über Feste im Hause, und da das Geld nicht reicht, verkauft er die Geräthschaften, die Bilder, die Gobelins — o, er hat so gute Freunde, einen Marquis, der den jungen, reichen Leuten den Weg durch die Welt zeigt, eine so liebenswürdige Freundin, einen so spißbüßischen Bedienten. Da, mitten im Fest, erscheint Herr Veronte; er ist geizig und mürrisch, wie Harpagon, Clitander ist verloren, wenn nicht Merlin in der Hausflur wäre, Merlin, der Spißbube, der Harlequin. „D!“ sagt er weinend zu Veronte, „es ist ein Unglück geschehen, ein großes Unglück, die Gespenster sind im Hause!“ „Gespenster?“ fragt Ge-

ronte ungläubig. „Hört ihr sie nicht?“ fragt der Diener. Und die Gesellschaft drinnen erhebt die Gläser und einen schallenden Mundgesang. So, noch vielfach überlistet, wird der alte Herr endlich still, versöhnt sich, als er die Streiche des ungerathenen Sohnes entdeckt, mit ihm, da die Gespenster wenigstens einen Sack mit zehntausend Thalern im Keller unbenutzt haben liegen lassen. — Die Erfindung ist nicht eben neu, ich finde sie schon in der Komödie „Aridosio“ von Lorenzino de Medici (Firenze, 1605), welche Pierre de Laribey unter dem Titel „les esprits“ in das Französische übersekte. Schwerlich war Regnard dieses Stück unbekannt, er vereinfachte nur die Intrigue und schliß die Form. Den Schluß dieser ersten Reihe, wo der Dichter noch versucht und nicht bis zur tieferen Charakteristik und Lösung vordringt, bilden „Verliebte Thorheiten,“ sie sind durchaus ein *souvenir d’Italie*. Ihre Amuth, ihr Scherz erinnern oft an die „lustigen Weiber von Windsor.“ Schon die Dekoration ist lieblich, romantisch: der Laubgang vor einem Schloß, in dem der alte eifersüchtige Albert seine Mündel, Agathe, verbirgt. Agathe, mit einem französischen, stumpfen Näschen, ist eine Stieffchwester von der Agnes Molière’s, nur kecker, lustiger. Um den Vormund zu betrügen und zu dem geliebten Crast zu kommen, der eben aus Italien heimgekehrt und vor den vergitterten Fenstern des Schlosses verzweifelt vorüber schleicht, spielt sie die Wahnsinnige, jetzt hält sie sich für einen Musiklehrer, jetzt für einen Offizier oder eine alte Dame. Albert erschrickt, entsetzt sich über ihre Naserei und sucht Hülfe bei Crispin, dem verschlagenen Diener Crast’s, der sich für einen umherziehenden Wunderdoctor ausgegeben. Der beweist denn

seine Geschicklichkeit auch an Albert selbst, den er fortschickt, Arznei zu holen, während die Liebenden entfliehen. Wenn gegen solche „leichte Sommervögel“ die alte, strenge französische Kritik mit ihren Regeln, ihrer „Schicklichkeit,“ ihren „vorbereiteten Lösungen“ verdammend auftritt, so sieht man den tiefen, unversöhnlichen Gegensatz, der schon damals zwischen der Akademie und den unabhängigen Poeten bestand. Solche dithyrambische Ergüsse der Laune, fröhlicher Stimmung entziehen sich der Beurtheilung, sie wollen nur genossen, wiederempfunden sein; die „verliebten Thorheiten“ gehen im Gefolge von Shakespeare's „Wie es euch gefällt,“ es sind lose an einander gereichte Scenen. Doch entwickelt sich in Agathe zuerst Regnard's Talent zu anmuthigen, komischen Zeichnungen; eine Fülle naiver, fein dem Leben abgelauschter Züge macht Agathe zu einem Typus schalkhafter, troziger und doch lieblicher Mädchennatur. Daß die Sitte vor der List der Liebe weicht, daß Agathe nicht nur dem Vormund entflieht, sondern ihn auch um eine Börse mit hundert Louisd'or bringt, mag die Moral des „französischen Merkur“ als einen unerhörten Verstoß beklagen, ich denke an Jessica und rufe mit Regnard: „Es leben die Glücklichen!“ Diesen Charakter indeß ausgenommen, findet sich in diesen ersten Komödien kein zweiter, der sich scharf von den Mustern Molière's unterscheidet. Geizige Väter, eifersüchtige Alte, verschlagene Diener, listige Zosen, sie alle waren schon wiederholt, in jeder Tracht, unter jedem Namen, über die Bühne geschritten, mit demselben unveränderlichen conventionellen Ausdruck. Nur die Situation gewinnt bei Regnard ein frischeres Leben, einen freieren Humor. Zu diesen Vorzügen gelingt es ihm auf der zweiten Stufe

seiner Kunst, in „Demokrit, der Zerstreute, die Zwillingbrüder,“ zwei neue, originale, typische Gestalten der Zeit zu schaffen: den Marquis und den Chevalier, deren Vollendung er in seinen beiden Meisterwerken, dem „Universalerben“ und dem „Spieler“ erreicht.

Was ist ein Marquis am Ende des siebzehnten Jahrhunderts? Ein Abenteuerer, ohne Vermögen, ohne Stellung, mit einem klingenden Namen aus der Gaskogne oder der Normandie. Ein Mann, der zum „Chevalier,“ dem Helden der Komödie, wie Mercutio zu Romeo steht. Zuweilen weiß er den Degen zu führen, meist aber besitzt er nur die Kunst des Tanzes, des Spiels, sein Anzug ist übertrieben, wie seine Rede; die Goldstickereien seines Kleides so falsch, wie seine Schulden echt. Bei Molière erscheint der „Marquis“ nur als eitler Thor in der falschen Bildung seines Geschmacks und seines Geistes, bei Regnard verbirgt sich in dieser Maske der Gefekhaftigkeit ein gewandter Betrüger, der Angriffe auf deine Börse oder auf eine reiche Wittve bedenkt. Hippolyte Lucas bemerkt in seiner „Geschichte des französischen Theaters,“ daß Regnard den „Marquis“ zuerst ihren Titel und Rang bestritt, und führt eine Stelle des Herzogs von St. Simon an: „es ist wahr,“ sagt dieser, „die Titel Graf und Marquis sind in den Staub gesunken, weil so viele Leute, ohne Geld und Gut und Namen, sie in Anspruch nehmen.“ Das Leben und Treiben des „Marquis“ gleicht genau dem der griechischen Parasiten, sie ordnen die Feste, die Spazierfahrten an, sie führen als Mentor den jungen Mann in die große Welt ein.

Der Telemach, der aus dieser Schule kömmt, ist der „Chevalier“ Regnard's, sein Schooßkind, der honnête

homme der Zeit. Schön, tapfer, Frauen bethörend, wie Achilles und Paris — das die obere Seite der Medaille; die Rehrseite zeigt ihn als Spieler, Trinker, Raufbold, er wechselt seine Geliebte so oft, wie seine spanischen Handschuhe, kein Gewissen schlägt in ihm, wenn er einer alten Dame Liebe schwört und ihren Geldbeutel dabei zu seiner „Kriegsausrüstung“ plündert — endlich, doch hier mag ein Faktum auch diese Seite des „Chevaliers“ aufklären. Als der Herzog von La Feuillade, St. Simon erzählt es, zur Armee nach Deutschland durch Metz reiste, blieb er im Palaste des Bischofs; das war der Bruder seines verstorbenen Vaters, ein reicher, alter Herr, der schon in die Kindheit zurückgefallen. Der Herzog brauchte Geld, von den Dienern forderte er die Schlüssel zu den Schränken, und auf ihre Weigerung brach er die Schlösser auf, nahm 30,000 Goldthaler, viele Edelsteine und ließ nur das Silber zurück. Das ist ein Zug dieses modernen Telemach, der in der Schilderung des Dichters keine Entschuldigung finden würde, bezeugte die Geschichte nicht wenigstens seine Wirklichkeit. Trotz alledem blieb der Herzog von La Feuillade ein liebenswürdiger Cavalier, ein vollendeter honnête homme, gerade wie Regnard's Helden, die zuweilen ähnliche „kühne Griffe“ wagen. Nur daß sie es mit einer Harmlosigkeit thun, so rasch, entschlossen, so liebenswürdig in Allem, daß dem Leser nicht einmal zum Kopfschütteln Zeit bleibt, ist das Eigenthümliche; ohne ihr Wissen und Wollen lehren diese Gestalten und Situationen des Dichters Ansicht von der absoluten Indifferenz unsrer Thaten. Jedem ist Alles erlaubt; wehe, wer sich selber bei diesem Kugelspiele schadet — aber lacht den aus, der sich betrügen läßt! Die Welt gehört der

Zugend, der List und der Keckheit; was wollen die Alten darin? Ihr Stillschweigen ist ihr einziger Protest gegen diese Weltordnung.

Der Versuch, die Philosophie des Demokrit zum Gegenstande eines Lustspiels zu machen, ist Regnard in seiner Komödie „Demokrit“ mißlungen. Die Fabel endigt mit einer Erkennungsscene, die, ganz wie die alten Romanzen, die Schäferin in eine Königstochter verwandelt. Wie im grauen Gewebe bunte Streifen, so laufen durch diese sentimentale Handlung die dunklen Neden des Demokrit, die Abenteuer seines Dieners Strabo und seiner Gattin Cleanthis, der er vor zehn Jahren entlaufen, und die lustigen Späße des Bauern Thaler. „Dieser Thaler,“ bemerkt Lessing in der Dramaturgie in Uebereinstimmung mit der *histoire du théâtre français* von Parfaict (die überhaupt ein unentbehrliches Hülfsbuch bei dem Studium der Dramaturgie ist) „ist der beste, drolligste und ausgeführteste Charakter des Lustspiels, ein wahrer Bauer, schalkisch und geradezu, voll boshafter Schnurren.“ (Hamb. Dram. 17. Stück.) Regnard's Athen, sein König und sein Hof, ist ein Phantasiebild, wie das im „Sommernachtstraum“, nur schaut hier, verlegend genug, Paris und seine Gesellschaft aus den Rissen des Gemäldes hervor. Nicht im Phantastischen, auf realem Boden allein wurzelt Regnard's Komik.

„Der Zerstreute“ eröffnet uns diese Welt des „guten Tons“, eine Reihe Genrebilder, die mit Mefu und Terburg an Feinheit der Schilderung wetteifern. In seinem Kapitel „de l'homme“ hatte La Bruyère das Bild eines Zerstreuten, des Grafen de Brancas, entworfen, eine tadellose Federzeichnung; diese hier erzählten Züge und

Handlungen brachte Regnard auf die Bühne, neue hat er nicht erfunden. Sein Leander kann als Muster eines geistvollen, verständigen, ehrenwerthen Mannes gelten, nur wirft er einmal das Tintenfaß statt des Sandfasses über einen Brief, sucht seine Handschuhe, wenn er sie trägt, und spricht zu Isabellen, die er nicht liebt, so warm, als wäre sie Clarice, die er verehrt. Zu seinem Glücke hat er Carlin zum Diener, einen Burschen, der witzig und immer schlagfertig die Irrthümer des Herrn wieder gut zu machen weiß und ihn am Schluß des Stückes noch erinnert, daß er eben geheirathet habe, denn Leander hatte es vergessen. Als sein Nebenbuhler bei Isabellen tritt der „Chevalier“ auf. „Ich muß wohl lachen,“ sagt er zu seinem Oheim Valer, der ihn zur Besonnenheit ermahnt, „über Alles, was ich meiner Lebtag gesehen. Und am Ende, ist es nicht in unserm Streit das Beste, daß jeder von uns behauptet: er habe Recht?“

Und später schildert er ihm sein Leben.

„Was thu' ich denn, das dir so sehr mißfällt?
 Ich liebe, trinke, spiele — in dem allen
 Bemerk' ich nichts, was deinen Zorn verdiente.
 Geräuschlos geh' ich in der Dämmerung
 Mit ein'gen Freunden, ein'gen Flaschen Weins
 Zu freundlichen und ehrenwerthen Frauen,
 Von deren Tugend rings das Viertel duftet.
 Dort bringen wir die Nacht in Freuden zu;
 Um der Verläumdung selbst den Schein zu nehmen,
 Verlassen wir am Mittag erst das Haus,
 Und Jeder kehrt langsamen Schrittes heim
 Und schlummert friedlich bis zum Abendroth.
 Am ganzen Tag nur eine einz'ge Mahlzeit,
 Kein Kranker könnte regelmäßiger leben.“

Bei der Geliebten führt er sich als Lehrer der italienischen Sprache ein, und beide conjugiren *amo*, als die Mutter sie überrascht. Schnell gefaßt, nimmt der „Chevalier“ sie an der Hand, tanzt „eine Courante“ mit ihr und zwingt ihr durch solche „liebenswürdige Unart“, wie der Dichter es nennt, die Einwilligung zur Heirath mit der Tochter ab. Diese „liebenswürdige Unart“ schreckt auch vor dem Unrecht nicht zurück und der *honnête homme* möchte um jeden Preis seine Schwester in ein Kloster schicken, um ihre Mitgift seinem Erbe zuzufügen — ein häßlicher Zug, der in den „Zwillingsbrüdern“ noch weiter ausgearbeitet wird, wo der „Chevalier“ seinem Bruder Geliebte und Vermögen raubt und zuletzt noch den Großmüthigen spielt, ihm die Hälfte des Geldes giebt und ihn mit einer alten Dame verlobt, der er selbst vorher ein Eheversprechen gethan: das vornehme Lumpenthum ist die Spitze der Menschheit, das Ideal, worin alle Laster und Schwächen durch eine glänzende Form der Erscheinung geläutert und zu Liebenswürdigkeiten werden. Der Grund der Fabel ist die täuschende Gesichtsähnlichkeit zweier Brüder, die indeß in ihren Charakteren die schroffsten Gegensätze bilden; der Eine kömmt aus der Provinz, ein harter eigensinniger Kopf, aber durchaus wahr und ehrlich, mit seiner rauhen, schroffen Sitte in Regnard's Welt von Firniß, Lack und Goldschaum durchaus ein Narr, der Andere ist Alles in Allem, ein „Chevalier“.

Der beste Zweig in Regnard's Kranze ist sein „Spieler.“ Die Sage will, daß Dufrenoy, mit dem er oft zusammen gearbeitet, ihm eine Komödie dieses Titels zur Ansicht gegeben; als er sie zurück erhielt, war sie voll von Zeichen und Kreuzen, daß er ausrief: „Das ist ein Kirchhof, nicht

meine Komödie.“ Genug, einige Wochen später führte Regnard seinen „Spieler“ auf. Der Erfolg war groß, ein Poet der Zeit, Gacon, — er nennt sich selbst den „Dichter ohne Falsch,“ sans fard, — begrüßte ihn als zweiten Molière, und Voltaire meint: „man muß das Talent und die Eigenthümlichkeit der Autoren wenig kennen, um zu glauben, daß Regnard dieses Lustspiel Dufrenoy geraubt;“ eine Ansicht, die auch Lessing theilt. (Hamb. Dramat. 14. Stück).

Eine kurze Analyse sei mir erlaubt.

Es ist zu Paris, in einem Hôtel, wo Valer, der ungerathene Sohn Veronte's wohnt, vom Vater getrennt. Hoher Tag; Sektör, der Diener, träumt in einem Lehnstuhl von künftigen Reichthümern, besseren Stellungen; Träume, die für ihn sehr ungelegen Nerine's Ankunft unterbricht. Nerine ist die Jose Angelika's, der Geliebten des Chevalier, und hat wie so viele Kammermädchen des französischen Theaters — nicht erst seit Molière, wie man gewöhnlich glaubt — das Ansehen einer Prinzessin, die eine boshafte Fee in eine Magd verwandelt. Sie ist ein kluges Mädchen und will nicht, daß ihre unerfahrene Herrin die Gattin eines Spielers werde, eines Mannes, der ihr noch nie Armband oder Ring geschenkt. Jedes Wort, das Sektör zu ihrer Befänstigung versucht, ist umsonst, offen erklärt sie ihm und seinem Herrn den Krieg. Müde, verstimmt tritt Valer ein, er hat die Nacht gespielt, verloren, unglücklicher und Verliebter war er nie, denn, wie der Diener sagt, seine Börse ist das Thermometer seiner Liebe; gefüllt, sinkt die Leidenschaft für Angelika bis zum Gefrierpunkt, leer, steigt sie bis zum Sieden. In solcher Stimmung kommen ihm Gedanken über das Glück der

Ehe, stiller Häuslichkeit, Seufzer über seine Schulden, Flüche über sein Mißgeschick. Aber beide, er und sein Schicksal, scheinen auf dem Pfad des Besseren, als sein Vater Geronte bei ihm eintritt und nach einer harten Strafrede dem Neuligen verzeiht; Sektör soll eine Rechnung über die Schulden seines Herrn aufsetzen, der Vater erklärt sich zur Zahlung bereit, wenn Valer Angelika heirathe. Die Schlussscene des Actes, worin Geronte einem Monsieur Toutabas, einem Lehrer im Trietracspiel, die Thüre weist, ist eine nutzlose Episode, durch einige „kühne Griffe“ nur für die Galerie berechnet.

Im zweiten Act sitzen Angelika und Nerine zusammen, sie sprechen von Valer, der Falschheit der Männer; Angelika ist eine liebliche, wohlthuende Erscheinung, in ganzen Bilde die reinste, makelloste Gestalt, wie das Mädchen von Terburg im Atlaskleide. So viel haben Nerine's Mahnungen doch bewirkt, daß sie Valer, trotz der Stimme in ihrem Herzen, entsagen will, und sie gesteht ihren Entschluß ihrer älteren Schwester, einer verwitweten Gräfin. „Du entsagst ihm,“ ruft diese aus, „gut — dann will ich ihn heirathen!“ Liebe und Eifersucht flammen lohend in Angelika's Herzen wieder auf, Bortwürfe fliegen gegen Bortwürfe aus dem Munde beider Schwestern, denn die muntere Witwe, eine köstliche Karrikatur, beharrt bei ihrem Grundsatz: „Ein lebender Gatte tröstet uns über den Verlust des todten.“ Darüber erscheint der „Marquis,“ den Damen seinen Morgenbesuch zu machen. Ein Liebling des Hofes und der Damen, ganz in sich verloren, eine Parodie des Narziß, der sich in sein eigenes Bild verliebt. Zwar hat er Glück bei allen Frauen, aber jetzt ist die Eroberung der reichen Gräfin sein

Streben, ein Ziel, das er erreichen wird, da Angelika vor den Liebeschwüren Valer's ihren Zorn, Nerine's Mahnungen, ihre Eifersucht gegen die Schwester vergißt, ja — als er seinen Degen zieht und sich tödten will, wenn sie ihm nicht hold bliebe, giebt ihm das bethörte Mädchen als Liebespfand ihr Bild. Valer ist wie geblendet von seinem Glück, er umarmt in seiner Herzensfreude eine alte Trödlerin, die ihm Hektor zugeführt und die nun beide, Herr und Diener, mit Bitten, Beschwörungen um ein Darlehen bestürmen — umsonst, bis Valer das Bild Angelika's ergreift und ihr zum Pfand bietet. Die Diamanten seines Rahmens scheinen der Trödlerin genügend, Valer empfängt tausend Thaler. „D!“ ruft er entzückt — „dies Geld hat mir die Liebe selbst gegeben, an diesem Tage habe ich Glück!“ Und er hat Glück (dritter Akt), er gewinnt so viel, daß seine Liebe erlischt und er fühlt, daß „er nicht für die Ehe geboren.“ Vergebens mahnt Hektor, der mit seiner Schuldrechnung von dem Vater übel empfangen worden, an die Einlösung des Bildes, Valer verspottet ihn, wie seinen Schneider, der mit traurigem Gesicht um endliche Bezahlung bittet — eine Scene, die an eine ähnliche in Molière's Don Juan erinnert — „seine Schulden bezahlen,“ sagt Valer, „bringt Unglück.“ Trotzdem ist er ein Edelmann in jedem Zuge, und als der „Marquis“ prahlerisch von ihm Genugthuung fordert, weil er der Gräfin, seiner Braut, huldige, weist ihn Valer stolz und vornehm zurück; der „Marquis“ erschrickt, bittet um Verzeihung, dreht sich auf dem Absatz seines Stiefels herum: „Ich gehöre zu Ihren Freunden!“ „Ich nicht zu den Ihrigen!“ antwortet der Chevalier, dies

Wort ist sein Adelsbrief. Damit geht er in das Spielhaus, um Alles zu verlieren.

„Nein,“ ruft er im vierten Akte,

„Nein, niemals üben alle Furien,
Die zorn'ge Hölle solche Barbarei!
Ich preise deine Donnerschläge, Schicksal;
Erfüllt sind deine Wünsche, zu verlieren
Hab' ich nichts mehr — such' dir ein and'res Opfer!“

Noch wilde Klagen, Ausrufe — „hol' mir ein Buch,“ sagt er endlich zu Hektor. „Ein Buch? Nun hier ist Seneka.“ — „Dies!“ Hektor öffnet: „Von der Verachtung des Reichthums.“ Diese Vorlesung, die Valer's Erinnerungen an sein Unglück, an Angelika oder die böshaften Bemerkungen Hektor's unterbrechen, gehört zu dem Köstlichsten, was den komischen Dichtern in der Sphäre des realen Lebens je gelungen. Der Eintritt des Vaters steigert noch den Humor dieser Scene. „Was treibt ihr?“ fragt er. „Wir lesen Seneka,“ erwiedert Hektor.

„Habt Ihr sein Buch „vom Reichthum“ je gelesen?
Wie Frauenlieb' es uns verachten lehrt!
Das Weib ist nur ein Hinderniß der Weisheit.
Wenn wir sie haschen, halten sie uns fest,
Ob man gewinnt, verliert — die Seelenliebe —
Wie gut erkannte Seneka die Frauen!“

Und der Vater darauf:

„Dem Himmel Dank! er lenkt zum Pfad der Tugend.
Wie glücklich ist ein Vater, der den Sohn
So aus Verirrungen sich lösen sieht!“

Indeß ist auch die Liebesgeschichte des „Marquis“ zu gutem Ende gekommen, die Gräfin hat sein Herz und seinen Namen nicht vertweigert, er deklamirt — und das ist die drollige Seite des Stückes —

„Glück auf, Marquis! Du siehst, dir lacht die Welt.
 Herz, Gut und Ehre, Alles wirbt für dich.
 Allüberall darfst du mit dir zufrieden —
 Gewiß, du darfst es sein! — Spring hoch, Marquis!
 Welch' Loos ist dein! Seit du geboren, schützten
 Des Himmels beste Sterne deine Tage;
 Die Hände Amor's haben dich gebildet.
 Bist du nicht schön zum Malen? Wer am Hofe
 Besitzt ein wohlgestalteres Bein,
 Ein bess'res Aussehn, eine fein're Taille?
 Dein Geist, dein Wiß — doch nicht bescheiden? Willst du
 Allein, Marquis, an seiner Anmuth zweifeln?
 Du singst — trala — du tanzt mit Vollendung,
 Viel Heldenthaten künden deinen Muth,
 Ein grausam Herz — hast du es je gefunden?
 Du kömmt, du siehst, du siegst — that Cäsar mehr?
 Wie glücklich ist dein Loos! Spring hoch, Marquis!“

Die Lösung indeß, die der fünfte Akt bringt, ist sowohl zufällig als verlegend. Dorante nämlich, Valer's Oheim, bewirbt sich auch um Angelika's Liebe; immer von seinem Neffen verdrängt, kömmt er jetzt zum letzten mal, ihr zu entsagen. Allein Nerine hat ihm in der Meinung Angelika's schon den Platz eines Freundes gewonnen und als jetzt die Tröblerin mit dem Bilde, das ihr Valer zum Pfande gegeben, unvorsichtig vorrückt, geräth das junge Mädchen in gerechten Zorn, wirft sich rasch, in der Aufwallung des Herzens, trotz aller Entschuldigungen Valer's, in den Arm des ungeliebten Mannes — denn was ist auch Liebe und Ehe nach Regnard's Meinung? Nun verneigen sich Alle nach einander vor dem bestürzten Valer — Vater und Oheim, Geliebte und Jose, endlich auch Sektör. „Auch du?“ ruft Valer. „Wo willst du hin?“ „Zum Bücherschrank, dir eine Seite

Seneka's vorzulesen." Da ermannt sich der Chevalier:

„Hektor, getrost! — Die Lieb' ist hin, gleichviel,
Was ich verlor, ersetzt mir bald das Spiel!“

Auch eine „harmonische Lösung“ nach Regnard's Philosophie.

Den gleichen Werth erreicht weder als Zeitbild noch als Kunstwerk der „Universalerbe.“ Seine Gestalten sind dieselben wie im „Spieler,“ nur von anderer Seite gesehen, vielfache Episoden entwickeln nicht die Idee der Komödie, sondern dienen nur zur Herbeiführung possenhafter Auftritte; statt sich von innen heraus zu entwickeln, spinnt sich die Erfindung an den Listen des Dieners ab. Aber das Lustspiel eröffnet eben einen neuen Blick auf die jeunesse dorée des Zeitalters und führt in Handlung vor, was ich oben vom Herzog von La Feuillade erzählte. Denn Ernst, der Nefte Geronte's, will von dem alten, gebrechlichen Herrn zum Universalerben eingesetzt werden, nur in diesem Falle hat ihm die Mutter seiner geliebten Isabelle deren Hand zugesagt. Geronte erinnert an den *malade imaginaire*, hier wie dort giebt es Apothekerszenen; er ist ein geschworener Feind der Testamente, ja zuletzt findet sich noch, daß er vor dem „letzten, ernstern Schritt“ auch zwei andere Verwandte mit Legaten bedenken will. Crispin übernimmt es, ihn von diesem für Ernst „meuchelmörderischen Gedanken“ zu heilen, er spielt diese Verwandten, einen Better aus der Normandie, eine Muhme aus Maine, dem Greise so wild, habgierig und boshast vor, daß dieser vom Schlagfluß getroffen niedersinkt. Er ist gestorben ohne Testament! Crispin spielt nun vor den herbeigerufenen Advokaten auch die Rolle des Todten, ein Testament wird fertig,

aber inzwischen erwacht der Todtgeglaubte. Da wagt Craft den kühnen Griff, und dem betrogenen Oheim bleibt nichts, um sein baares Geld wieder zu bekommen, als die Anerkennung des Testamentes.

„Wer nicht mit Regnard lacht,“ urtheilt Voltaire, „verdient nicht, Molière zu bewundern.“ Ich denke, es ist mehr in diesem Poeten als die Carrikatur, nur der Reiz des Gelächters; seine Schilderungen haben echtes Leben, sonnige Frische. Den Ansprüchen der strengen Kunst genügt kaum eine seiner Komödien, sie fehlen durch die Regellosigkeit ihrer Handlung, die fast immer den Zufall zur Lösung herbeiruft, durch die Uebertreibung ihrer Gestalten, ihren oft hinkenden Vers. Aber dafür sprudelt Scherz und Witz in ihnen, vom feinsten, poetisch angehauchten Wort bis zum derbsten hinab. Wie sie ihre Zeit kennen und wiedergeben, hab' ich oben zu zeigen versucht, doch bei all' dieser Realität schwebt ein idealer Hauch der Amuth über ihnen, die heitere, horazische Philosophie des Genusses; gewiß, sie erkennt die Dinge nicht in ihrem tiefsten Wesen, sondern spielt nur mit ihnen, aber sie läßt sie dafür auch bei diesem Spiele leuchten und glänzen wie goldene Kugeln.

Louise de la Vallière.

Als Henriette Stuart im Jahre 1661 Monseigneur Philipp von Orleans, den Bruder Ludwig's XIV., heirathete, erschien unter ihren Ehrenfräulein zum ersten Male ein siebzehnjähriges, schüchternes Mädchen aus der Provinz am Hofe; sie hatte blaue Augen, blonde Locken und hieß Louise Franziska de la Baume = Le Blanc de La Vallière. Ein edler Name, aber ein geringes Erbtheil war das Besizthum ihrer Familie, die sich in Touraine niedergelassen. Ihre Mutter hatte sich in zweiter Ehe mit dem Herrn von St. Remi, dem ersten Haushofmeister Gaston's von Orleans, vermählt; an seinem Hofe, am Strande der Loire, zu Orleans und Blois war Louise groß geworden. Da hat ihr wohl Niemand prophezeit, welch Loos ihr fallen würde, zeichnete sie doch nichts vor ihren Gespielinnen aus. Sie glich einem Veilchen, das sich im tiefsten Grase verbirgt. Und wohin das Geschick sie geführt — in die Säle des prächtigsten Schlosses, in die stillste Zelle des Klosters — immer wird ein Hauch, ein Schimmer sie umfließen, wie Veilchenduft und Frühlingssonnenschein.

Damals war der Hof von Madame Henriette der glänzendste und heiterste, die alten Tage der Romantik

schienen in Fontainebleau wieder auferstanden zu sein, mit all' ihrer Herrlichkeit, ihren Liedern und Liebesabenteuern. Da verrauschte jede Nacht in Festen; Blumenguirlanden schlangen sich um die Bogensenster, die Portale des Schlosses hinan, Lampen hingen an den Bäumen, um die Laubgänge vor dem Aufgehen des Mondes zu erhellen. Scherzend, lachend wandelten Ritter und Damen umher, bis lange nach Mitternacht die Lampen alle herabgebrannt waren, und der Mondschein verstohlen, zitternd um die Wipfel goldene Fäden webte und die flatternden, weißen Gewänder der Damen wie die Schleier der Feen erscheinen ließ, von denen die alten Romane erzählen. Der junge König, der noch nicht ahnte, daß er diese Feste und die süßen Sünden der Jugend einst mit seinen Thränen und dem Blute der Kamisarden zu sühnen suchen würde, ritterlich und für Frauenschönheit stets empfänglich, verließ die Herzogin von Orleans bei diesen Wanderungen und Fahrten nie. Den Hut mit den weißen Federn in der Hand ritt er an der Seite ihres Wagens, wenn sie Nachts langsam durch den Park fuhr — nur die Frische der Luft kühlte ihre heißen Stirnen und noch heißeren Gedanken, nur das Klauschen des Springbrunnens klang in ihre immer leiser geflüsterten Worte. Fräulein Louise La Vallière saß gewöhnlich in einer Ecke der geräumigen, goldbeschlagenen Karosse und hörte den Gesprächen zu, ohne Theil daran zu nehmen, sie besaß eben keinen Witz, nicht die gefällige Gabe leichter, fließender Sprache, sie hatte nur ein Herz, ein liebendes, hingebendes Herz — aber wie wenig gilt das auf Erden.

Die junge Königin, Maria Theresia, eine spanische Prinzessin, seit 1660 mit Ludwig XIV. vermählt, hatte

freilich keinen Reiz, den unbeständigen Sinn ihres Gemahls zu fesseln. Nicht häßlich, aber in spanischer Grandezza und Frömmigkeit erwachsen, hatte ihr Auge über die Gärten von Aranjuez, aus den düsteren Gemächern des Escurials hinaus niemals einen Blick in die Welt gethan, wo die Damen ohne Schleier mit den Männern sprechen, wo lieben und geliebt werden selbst für Fürstinnen keine Schmach war. Den Liebesgehalt ihrer jungen, keuschen Seele brachte sie ihrem Gemahl dar. „Hast du niemals, meine Tochter“ — fragte sie einst ihr Beichtvater — „einen von den jungen Rittern wärmer angesehen, die um den Thron deines Vaters standen?“ „Keinen, mein Vater, war doch kein König unter ihnen.“ Ihre Neigung gehörte vielleicht noch mehr der Majestät als dem Manne. Ohne Sinn für eine glänzende, belebte Umgebung, für die Einsamkeit und beschauliche Stille geboren, verbrachte sie ihre Stunden im Gebet, mit Lesen spanischer Bücher, im Gespräch mit der Königin Mutter, Anna von Oesterreich. Mit ihrer Kammerfrau Molina saß sie allein lange Nächte hindurch und wartete auf die Rückkehr des Königs aus den verschwiegenen Lauben und von den murmelnden Fontainen des Parks. Vorwürfe, Liebkosungen, dringende Fragen empfingen ihn dann, wo er so lange gewilt, was er getrieben. Ludwig war trotz seiner Treulosigkeit ein ritterlicher Herr, er küßte die Hand der armen Prinzess und schügte Staatsgeschäfte vor; „wir aber,“ sagt die Herzogin von Montpensier von sich und andern Damen, die einmal und ein ander mal bei solchen Scenen zugegen waren, „sahen zur Erde oder ordneten unsre Manschetten, um das Lächeln zu verbergen.“ Indes auch die Eifersucht sieht scharf, und die Königin

beklagte sich bei ihrer Schwiegermutter, daß die Herzogin von Orleans ihr den König auf Stunden, ganze Tage entführe. Anna von Oesterreich war seit lange ernst, sittenstreng, irdischen Dingen abgeneigt; sie liebte freilich die spanische Galanterie und hatte es gern, wenn die Ritter ihren Damen nächtliche Musik brachten und in dem Stil, den Calderon und Moreto zur Unsterblichkeit erhoben, ihre blonden Haare mit den Strahlen des Phoebus verglichen; allein die Sinnlichkeit des Königs und die leichte, sich hingebende Natur der jungen Henriette ließen sie ernstere Leidenschaften, stürmischere Wirkungen fürchten; Madame de Motteville, ihre Freundin, mußte in ihrem Namen der Herzogin Vorstellungen über die Spazierfahrten, wohlgemeinte Ermahnungen machen. Henriette Stuart hegte den Stolz ihres Geschlechtes; mit kalten Worten wies sie die gute, geschwägige Dame ab. Wenn du gewußt, liebliche, gaukelnde Fee, daß du nach wenigen Jahren sterben solltest — vielleicht an dem Gifte, das dir der Freund deines Gemahls gemischt, so rasch wie die purpurne Blüthe des Mohns dahintwelkt! Aber ein jedes Leben schwankt, ein irres Boot, auf dem Meere der Vergänglichkeit!

Und die Fahrten in den Sommernächten, die heimlichen Gespräche an den Cascaden, an dem Sockel der marmornen Liebesgötter, ein heitres, freudiges Genießen dauerte fort. Da ist es geschehen, daß die Herzogin im Scherz den König aufforderte, den Ritter des Fräuleins von La Vallière zu spielen, so würde sie dem Verdachte entgehen, von ihm geliebt zu werden. Ludwig lachte und versprach seine Rolle gut durchzuführen. An diesem Abend sah er zum ersten Male lange in die blauen Augen des

Fräuleins, sie wußte längst, daß sie ihre Seele an ihn verloren. Nicht gleich, nicht plötzlich gewann sie sein Herz, er dachte noch an manch' andere schöne Damen seines Hofes. Da war Fräulein Chémereault mit ihren großen, schwarzen Augen und reizendem Lächeln; vor Allem aber Mademoiselle de Pons, die eben aus der Provinz gekommen, von ihrem Verwandten, dem Marschall d'Albret, den Königinnen vorgestellt wurde. Nichts war lustiger als in späteren Jahren die alte, muntere Dame von jenen Jugendgeschichten erzählen zu hören, wie der König ihr manch' zärtliches Wort zugeflüstert, ihre Hand gedrückt — wie aber zu ihrem Leid die fromme Marschallin d'Albret sie rasch vom Hof entfernt habe, als sie solches vernommen. Nicht ihr, einer andern war der Ruhm bestimmt, Ludwig XIV. tief und lange zu rühren; denn nur sie allein, Louise de La Vallière, liebte den König und nicht die Majestät, wie Frau von Caylus sagt. So begann in den Gärten von Fontainebleau jene romantische, gleichsam vorbildliche Liebesgeschichte, die wie eine Rose von kurzer, aber entzückender Blüthe und langsamem Verwelken in den „Betrachtungen über die Barmherzigkeit Gottes“ ihr Ende und eine bittersüße Frucht fand. Denn also verirauscht das Leben, die Welt — selten in großen, tragischen Erschütterungen, meist trauriger, schmerzlicher zerrinnt die Freude und der Genuß des Daseins in einem Strom von Schmerzen und Täuschungen.

Schön war Louise de La Vallière nicht; die Blattern hatten manche Spur auf ihrem Gesicht zurückgelassen, sie hinke sogar ein wenig und bezaubernd sah sie nur aus, wenn sie zu Pferde saß — da, im enganschließenden Reitkleid, das ihre zarte, feine Gestalt vortheilhaft

hervorhob, das seidene Halstuch mit langen, gestickten Zipfeln auf ihre Brust herabfallend, wenn die blonden Locken unter dem Federhut hervorquellend so leicht um ihre Wangen flatterten, wie ihre Gedanken dahinflogen, gleich sie ganz einem Ritterfräulein aus Ariosto's Liede. So gewann sie Ludwig's Herz, als sie mit ihm im Sommer die kühlen Schatten der Wälder von Satory und Fontainebleau durchjagte. Darum, so viel du auch erdulden wirst, arme, hingebende Louise, der Duft jener ersten Liebestage wird durch dein ganzes Leben wehen, lieblich, erfrischend, du wirst immer ein Symbol der Jugend und der ersten Liebe sein, wie du im Saale von Versailles als Diana im Bilde hängst mit den Pfeilen und dem Jagdhunde, wie du in Molière's Versen unvergänglich lebst, die seine Prinzess von Elis schildern:

So flüchtig wie Diana's Huldgestalt,

Eilt sie mit Pfeil und Bogen durch den Wald —

Darum vorwärts mit deinem Nenner, du wirst nimmer vergessen werden.

Frau von Lafayette, die eine kurze Lebensbeschreibung der Herzogin von Orleans geschrieben, erzählt, daß der Graf von Guiche Fräulein La Vallière geliebt, als er aber des Königs Neigung bemerkte, weislich zurückgetreten sei. Seltsam, daß er von jener Stunde an sich der Dame angeschlossen, die der König verlassen, Henriette Stuart — eine unglückliche Leidenschaft, die ihn in die Verbannung und sie in den Tod führte, denn es war noch im Zeitalter der Romantik. Ein ähnliches Loos fiel einem Audern, der auch nach des Fräuleins Gunst gestrebt. Das war Nikolaus Fouquet, der Schatzmeister, der mit Frankreichs Gelde das prachtvolle Schloß zu Vaux gebaut, mit

Marmortreppen, vergoldeten Sälen und einem zauberhaft schönen Garten, der werth war, von den Göttern durchwandelt zu werden, wie ein Poet jener Zeit singt. Mittwoch den 16. August 1661 gab unser Finanzminister dem König dort ein berühmtes, vielbesungenes Fest, Molière's Komödie: *les fâcheux* wurde hier zuerst gespielt und in der Nacht der Garten von vielen hundert Lampen erhellt, die alle in Form von großen Lilien mit offenen Kelchen geordnet waren. Damals soll der König Louisen seine Neigung gestanden haben. Sie antwortete nicht, aber ihr Blick, jener bezaubernde, zärtliche Blick, der ihre beste Mitgift war, sagte ihm Alles. Dem armen Fouquet indes sollte diese Liebe und dieses Fest Verderben bringen. Unwillig hatte der stolze König über dem Portal des Hauses das Wappen des Besizers, ein springendes Eichhörnchen, mit dem Wahlspruch gesehen: *quo non ascendam?* Wohin werde ich nicht steigen? Ja, wohin nicht, thörichter Fouquet? Bis hoch hinauf in den Thurm von Pignerol, verschollen und vergessen. Du wolltest nach Mazarin eine zweite Copie Richelieu's sein, aber hast du vergessen: *P'état c'est moi?* Und war dein bitterster Feind, der ehrgeizige, unbestechliche Colbert, nicht immer um den König und hatte ihn längst von deiner maßlosen Verschwendung unterrichtet? Nun mußte dir noch Louise La Vallière trotz ihres großen Mundes und magern Halses gefallen. Durch seine Freundin, Madame du Plessis = Bellière, hatte er ihr sagen lassen: er besäße 20,000 Pistolen für ihre Wünsche. Das Fräulein, arm, eben erst aus der Provinz gekommen, ohne Anhalt bei Hofe einem so mächtigen Manne gegenüber, hatte ruhig aber entschieden geantwortet, sie verschenke ihre Günst

nicht für zwanzig Millionen. Nicht für zwanzig Millionen, doch für einen Blick des Königs, das hatte der schlaue Fouquet bald bemerkt, er wollte sich ihr als Vertrauter aufdrängen; allein das Fräulein, nicht willig ihres Herzens bestes Geheimniß vor solchen Ohren zu entweihen, brach kurz ab und entdeckte Alles dem Könige. Das entschied Fouquet's Fall, er saß bis kurz vor seinem Tode in Pignerol gefangen. Ein armselig Loos — und doch wie glücklich; dieser Gefangene hatte eine Freundin und einen Freund, die ihm treu blieben, ja noch mehr, ihn zu derselben Unsterblichkeit erhoben, wie das gesammte Haus der Bourbonen: Marie von Sévigné und La Fontaine.

So verschwand der Eine im Dunkel des Kerkers, die Andere stieg zum Thron hinan, so hoch, bis sie von ganz Frankreich gesehen und gefeiert ward. Nicht ruhig ließ so viel Glück die Herzogin von Orleans, nicht dahin hatte der unbedachte Rath führen sollen, den sie im Scherz Ludwig gegeben. Zu ehrgeizig und eitel, um einer Andern den Ruhm und die Macht zu gönnen, die Freundin des Fürsten zu sein, suchte sie und die Gräfin von Soissons, Olympia Mancini, eine Nichte des Kardinals Mazarin, die auch die Erinnerung an zärtliche Blicke des jungen Ludwig bewahrte, der La Vallière Nebenbuhlerinnen zu erwecken. Zu dieser Rolle schien ihnen Mademoiselle de la Motte-Houdancourt, ein Ehrenfräulein der Königin, am geeignetsten. Dester schon hatte der König ihre Schönheit gerühmt, mit ihr gesprochen, durch Fenster und Kamin sich Eingang bei ihr verschafft. Die ließ nun zwar Madame de Navailles, die Oberhofdame, vergittern und verriegeln, doch die beste Hüterin ihrer Tugend

war das Fräulein selbst. Sie glaubte nicht recht an des Königs Zärtlichkeit, ein Paar Ohrgehänge, die er ihr anbot, warf sie ihm vor die Füße und rief: „Sire, bringen Sie die Diamanten nur der La Vallière.“ Damit war es denn aus; wie Frau von Motteville sagt: „durch ihre Schwachheit besiegte Fräulein von La Vallière ihre Nebenbuhlerin.“

Getwiß, sie gab sich hin, denn sie liebte den König, und so wenig sie bei dem ersten Blick zu bezaubern wußte, um so inniger vermochte ihr schmachtendes Auge zu fesseln. In ihr fand der Vers La Fontaine's:

 Noch schöner als die Schönheit ist die Anmuth —

seine lebendige Bestätigung. Damals vergaß sie Alles über den Geliebten, er war das Ideal ihrer Hoffnungen und Träume. Ihr Leben ging in ihrer Neigung auf; konnte sie nicht mit ihm zusammen sein, erzählte sie von ihm. Alle Gesellschaft vermied sie; selbst mich — der Abbé von Choisy spricht — ihren Jugendfreund, mit dem sie als Kind am Hofe von Orleans oft Blindekuh und Versteckens gespielt, sah sie nur selten. Dieselbe zärtliche Liebe empfand Ludwig für sie; anfangs schrieb er ihr selbst die zierlichen Briefe und Madrigale, die damals von einer Liebesgeschichte unzertrennlich waren, bis einst der Marschall von Grammont seine Verse erbärmlich schalt, natürlich, ohne den königlichen Dichter zu kennen. Seitdem mußte Dangeau diese Correspondenz entwerfen und Louise, die oft auch nach einer geistreichen Wendung umsonst suchte, nahm in solcher Verlegenheit ihre Zuflucht zu demselben Drakel.

Sonst hatte Louise nur eine Vertraute, Mademoiselle

Montalais, ein witziges Mädchen, das eine Rolle in der großen Welt spielen wollte. Schon in Blois hatte sie mit Louise am Hofe der verwitweten Herzogin von Orleans zusammengelebt, um all' die kleinen Geheimnisse ihrer Gespielin gewußt. Ein junger Edelmann der Provinz, Bragelonne, hatte damals der aufblühenden Schönheit Louizens gehuldigt, ihre Farbe getragen, zwei oder drei zärtliche Schreiben an sie gerichtet. Das Verhältniß dauerte nicht lange, da Frau von St. Remi, Louizens Mutter, Alles entdeckte und dem jungen Manne seine Briefe zurücksandte. Jetzt, in den Armen des Königs, wie blaß und farblos waren jene Begebenheiten Louisen längst geworden, als durch die Schwachhaftigkeit ihrer Freundin ein dunkles Gerücht davon zu Ludwig's Ohren drang. Eifersüchtig wie er war, eilte er zu ihr; es gab eine stürmische Unterredung; sie hätte ihm geschworen, er sei ihre erste Liebe, sie wolle kein Geheimniß vor ihm haben, nun habe sie ihn doch betrogen. Bitten, Bethuerungen, Thränen — Alles umsonst, er verließ sie voll Zorn. Bis Mitternacht erwartete sie seine Rückkehr, ausgeweint, mit zerriss'nem Herzen. In glücklicher Stunde hatten sie sich gelobt, nie über einen Streit den Tag ohne Versöhnung entschwinden zu lassen. Jetzt kam er nicht wieder; in Verzweiflung eilte das Fräulein am frühen Morgen nach einem kleinen Nonnenkloster von St. Cloud. Bei der Messe hörte der König von ihrer Flucht; mit drei Begleitern, den Mantel dicht über das Gesicht gezogen, ritt er zum Kloster. Im Sprechzimmer, auf dem Boden lag sie wie außer sich. Ueber eine Stunde sprachen sie mit einander, heftig, zärtlich; endlich war Alles gestanden, beweint, der König versöhnt. In dem

Wagen, der inzwischen angekommen, führte er sie in's Schloß zurück — besser für dich, bescheidenes Weibchen, du wärest im Kloster geblieben und jung gestorben!

Ihr habt Alle von den Feen gehört, unter deren Fuß Rosen aufblühten, die mit dem Wink ihrer Augen wunderbare Gärten, marmorne Schlösser sich aufbauen ließen; solch eine Fee war jetzt auch Louise geworden. Für sie wurde Versailles gebaut, Feste gefeiert und Lieder gedichtet. Auf dem Plage vor den Tuileries hielt der König 1662 ein prächtiges Ringelrennen. In fünf Schaaren, Römer, Perser, Griechen, Indier und Amerikaner, getheilt, erschienen die vornehmsten Herren Frankreichs in gold- und silbergestickten Kleidern, bunte Federn auf den goldenen Helmen, vor den beiden Königinnen; Ludwig selbst führte die Römer; schöner, prächtiger hatte er niemals ausgesehen, ganz wie einer von Ariosto's Helden. Großartiger, unvergesslich für die Nachwelt waren die Feste von Versailles vom 7. bis 14. Mai 1664; denn „wir haben,“ wie Ludwig XIV. sagte, „einen Molière,“ mehr als Alexander von sich sagen konnte. Der Herzog von St. Aignan, in dessen Zimmer Ludwig und Louise in der ersten geheimnißvollen Zeit ihrer Liebe oft zusammengekommen, hatte das Festspiel erfunden. Auf einer Insel im Teich des Gartens war ein kostbarer Palast von Holz aufgezimmert worden, das Schloß der Zauberin Alcine; am ersten Tage war die Musterung der Ritter, durch die geschmückten Triumphbogen, die plötzlich wie auf den Schlag eines Zauberstabes sich erhoben hatten, zogen sie dahin, voran Pagen und Herolde, die ihnen die Schilde vorantrugen, auf denen in goldenen Buchstaben Devisen und zierliche galante Verse von Benferade und Perigni prangten. Der

König stellte Roger aus dem Orlando furioso dar, die Edelsteine der Krone bligten an seinem Waffenrock, an der Schabrake des Renners, den er bestiegen. Mehr als dreihundert Damen saßen auf den Galerien umher, ein Wogen von Federn, Spitzen und Schleiern — allein ob sie, die liebliche Fee Viviane, für die er wie der große Zauberer Merlin all' diese Herrlichkeiten wie aus dem Nichts entstehen ließ, unter so viel glänzenden Fürstinnen der Schönheit zu entschwinden schien, so suchten doch die Blicke des Königs nur immer sie. Den Rittern folgte der prächtige Sonnenwagen, danach gingen zu Fuß die vier Zeitalter und Jahreszeiten, von Schauspielern und Schauspielerinnen dargestellt, und selbst der vielgewandte Kritiker, Sieur Boret, wagte nicht zu entscheiden, wer mehr Bewunderung verdiente, die liebliche Göttin des Frühlings, Mademoiselle Duparc, oder die bezaubernden Melodien der Musik Lulli's. Am Abend erhellten viertausend Wachsfackeln in silbernen Ständern oder Armleuchtern von grünem Glase den weiten Raum, die Göttergestalten der Fabel, Faunen und Dryaden, dienten an den Tischen, Weinbauer brachten ihre Trauben, mit schweren Garben zogen Schnitter einher, von einem Berge, der aus einer Allee sich immer näher zu den Gästen hinbewegte, stiegen Diana und Pan herab, um das Köstlichste im Wald und auf der Flur huldigend auf die Tische des neuen Jupiter zu legen. Der letzte Tag des Festes erschien Allen als der schönste; nach dem Ringstechen begann in der Dämmerung ein prächtiges Feuerwerk zu spielen — Busch und Baum, die schwarzblauen Wolken der Nacht schienen einen Augenblick mit purpurnem Baldachin überdeckt zu sein, als das Feenschloß Alcinen's in rothglühendem Feuer versank, und

von all' der Pracht und Herrlichkeit nichts übrig blieb als die Erinnerung. Doch, wie gesagt — wir haben einen Molière, wir sahen seine Prinzess von Elis und die drei ersten Akte des Tartüffe, eines wunderbaren Stückes, das mehr von sich reden machte und reden lassen wird als alle Schlachten des großen Königs, hier zum ersten Male und das Gedächtniß jener sackel erhellten Nacht in den Gärten von Versailles wird in den Versen Racine's, die er seiner Berenice in den Mund legt, ewig fortleben.

Hast du gesehen diese Strahlennacht?
Ist nicht dein Auge voll von Seiner Pracht?
Die tausend Fackeln, welche sie erhellten,
Dies Volk und Heer, die sich auf seinen Pfad
Mit gold'nen Adlern, mit den Fasces stellten —
Der Kön'ge Menge, Consuln und Senat!

Ist endlich der große König nicht jener Titus, den

In welcher Niedrigkeit er auch geboren,
Die Welt zu ihrem Herren sich erkoren?

Auch in solcher Beleuchtung ist Louise das bescheidene Weibchen geblieben, wie im Gefolge Henriette Stuart's. Nicht nach Macht und Ansehen, nur nach seiner Liebe trachtete sie. Da hat sie wohl gerufen, er liebe sie zu wenig, wie sie später in Thränen ihrem Gott gestand, sie habe „das Idol der Erde“ zu sehr angebetet. Zu sehr geliebt: gewiß, sie war ein zartbesaitetes Wesen von wunderbarer Feinheit der Empfindung, eine lang fort klingende Aeolsharfe, selbst wenn der leiseste Wind sie bewegt hatte. Sie und Ludwig — was konnte ihr seine derbe energische Sinnlichkeit bieten? von der wir — Madame Charlotte

von Orleans sagt es uns — wahrhaft schreckliche Geschichten berichten könnten. Freilich, sie hatte ihn sehr geliebt, mehr als Gott, sich und die Welt, allein endlich wird doch das Geständniß laut werden: „ich habe in der Kreatur nichts gefunden, was der Zartheit meines Gefühles gleich käme, nur Ekel und Ueberdruß.“ Im Jahre 1664 war Louise noch nicht so weit in ihrer Selbsterkenntniß vorgeschritten, ihr Leben wogte noch wie hohe See, im Rausche der Leidenschaft. Aber so ganz verblendete sie dieselbe doch nicht, daß sie das Bewußtsein ihrer Schwachheit, ihres süßen Vergehens verloren, diese Kämpfe des Gewissens mit der Liebe, dieser Gedanke, der sie nie verließ, daß sie „ein elendes und verworfenes Geschöpf wäre wie Maria Magdalena vor ihrer Gnade,“ umgeben ihr mildes Gesicht wie mit einer Glorie der Neue. Gern las sie geistliche Bücher, streng hielt sie die Fasten, diese Tage waren gleichsam die Ruhepunkte auf ihrem Wege durch die Welt. „Denn,“ schreibt Marie von Sévigné von ihr, „sie schämt sich des Königs Geliebte, Herzogin und Mutter zu sein, wahrlich, an diesem Hofe wird es nie eine zweite Louise geben.“ Am Abend nach der Geburt ihres ersten Kindes erschien sie im Ballkleid, Blumen in den Haaren auf einem Feste, welches die Herzogin von Orleans gab. „Lieber will ich sterben,“ hatte sie zu dem Arzte gesagt, der sie warnte, „als argwöhnen lassen, daß ich Mutter bin.“ Damals lebte noch Anna von Oesterreich und aus Furcht vor ihr wurde auch von Ludwig XIV. die Geburt der beiden ersten Kinder Louisons sehr geheim gehalten; geringe, unbekannt Leute dienten als Taufzeugen, einer hat sogar im Kirchenregister neben seinem Namen „pauvre“ geschrieben, wie

um seinen Stand zu bezeichnen. Beide Kinder starben jung; das eine kam todt zur Welt, weil ein plötzlicher Donnerschlag die Mutter erschreckt hatte; „das bezeugte wahrhaftig nicht,“ schreibt die ritterliche Prinzessin von Montpensier, „daß sein Vater ein so großer Krieger war.“

Noch manche Hänke wurden gegen Fräulein von La Vallière gesponnen, in denen Henriette Stuart und die Gräfin von Soissons keine schönen Rollen spielten, vorzüglich um die Eifersucht der Königin zu entflammen, die auch ohne diese gefälligen Botschafterinnen des Königs Liebe zu Louise bemerkt hatte. Denn als Louise einst an ihrem Bett vorüberging, hatte sie in spanischer Sprache Frau von Motteville zugeflüstert: „Sehen Sie das Mädchen mit den kostbaren Ohrgehängen? Sie liebt der König.“ Trogdem blieb das Ansehen des Fräuleins, die Neigung Ludwig's unerschüttert. Sie selbst machte niemals Gebrauch von ihrem Einfluß, erbat niemals Gunst und Geschenke für sich oder ihre Freunde, gegen die Königin war sie voll Demuth, immer erröthete sie unter ihrem Blick. Niemand beleidigte sie durch Stolz und Härte; wenn sie Jemand verlegt, erwies sie ihm nur größeres Wohlwollen, sie bat für Alle, die ihrstwegen in Ungnade gefallen; „nur zuweilen ließ ich meinem natürlichen Gange zur Spötterei allzuweh nach,“ klagt sie sich selbst in ihren Bekenntnissen an. 1667 erhob Ludwig XIV. die Besitzung von Baujour und zwei Baronieen in Touraine und Anjou zum Herzogthum und beschenkte sie damit „ihrer Tugend und Schönheit und seltenen Vollkommenheit wegen, als ein Zeichen seiner Zuneigung zu ihr.“ Seit jenem Tage hieß das Weibchen bei Hofe Frau Herzogin von La Vallière, ihre beiden letzten Kinder, Maria

Anna von Bourbon und der Graf von Vermandois, wurden vom Könige legitimirt. Sie selbst war trostlos darüber, nun wisse die ganze Welt ihre Schmach, rief sie aus. Und noch in späteren Jahren nannte sie die Prinzess Anna nie ihre Tochter, sondern stets „mein Fräulein.“

Bald nach jener Verleihung, im Mai 1667, reiste der König nach der Nordgrenze, um sein Heer zur Eroberung von Flandern und Brabant zu führen. Es war sein erster Kriegszug; die Königin mit ihrem Hofstaate folgte ihm. Sie saß beim Nachtmahl in der kleinen Stadt La Fère, als ihr gemeldet wurde, am nächsten Morgen träfe die Herzogin von La Vallière ein. Im Augenblick stand sie vom Tisch auf, zorniger war sie nie gewesen, ihr Gefolge in der ängstlichsten Bewegung. Frühmorgens begab sich die Herzogin von Montpensier zur Königin, im Vorzimmer fand sie Louise, auf einem Koffer sitzend, müde, erschöpft von der schnellen Reise; sie wechselten nur wenige Worte. Die Königin war leidend, von der heftigsten Aufregung ergriffen; ohne den Gruß der Herzogin zu erwidern, stieg sie in den Wagen. Ihre Damen sprachen von nichts anderm, als der Verwegenheit der La Vallière. Athenais von Montespan rief aus: „Gott beschütze mich davor, die Geliebte des Königs zu sein! Aber sollte ich je so unglücklich werden, würde ich nie so alle Scham vergessen und mich der Königin aufdrängen.“ O Athenais, wie ganz anders fiel dein Schicksal, als dein Wort es bestimmen wollte! Beneidetest du nicht mit deinem prächtigen Busen, deiner junonischen Gestalt die blasse, hinsfällige Louise, möchtest du nicht an ihrem Plage stehen? Wie leicht ihr Wagen dahineilt, aber wer weiß, ob dich nicht auch deine Rosse zum gewünschten Ziele tragen!

Indeß waren die Wagen auf einem Hügel angekommen, unten im Thale lagerte die Armee. Die Königin hatte strengen Befehl gegeben, daß Niemand ihr vorfahren sollte, denn sie wünschte den König zuerst zu begrüßen. Aber Louise achtete des Verbotes nicht, sie ließ ihre Rosse antreiben, da — seht sie fliegen, den Andern weit voraus, die Anhöhe hinab, über das Blachfeld wie Phaëton. So glänzend in Jugend und Glück, daß du die Einzige wärest, die der Sonnengott Frankreichs liebte, standest du im Wagen, Weilchen Louise, auf der schwindelnden Bahn dahingetragen! Ist es aber auch nicht das Bild der Heiligen, welche so, in ihren Visionen, die Sünder von den zügellosen Rossen der Leidenschaften an den Rand des ewigen Abgrunds gerissen sehen, wo der goldene Triumphwagen zerschellt? Die Königin schrie laut auf; nur mühsam hielt sie ihre Umgebung zurück. „Haltet die Freche auf!“ sagte sie einmal über das andere, doch war Keiner so keck. Vom Hügel aus konnte sie sehen, wie Ludwig der Geliebten entgegeneilte, sie willkommen hieß, ihre Hände küßte. Dann kam er langsam zur Königin hinaufgeritten, grüßte sie — trotz ihrer Bitten stieg er nicht in den Wagen; er wäre zu bestäubt, entschuldigte er sich. Gewaltsam unterdrückte die Fürstin die hervorbrechenden Thränen; sie sah, wie er sein Pferd wandte, noch einmal kalt und förmlich mit dem Federhut winkte und dann im Galopp zu ihr sprengte.

Weine nicht, Königin — Phaëton wird von selbst stürzen, die Rosse der Zeit reißen ihn immer stürmischer zum Abgrund hin, denn sieh — es sind heute fast sieben Jahre verflossen seit jenen Sommernächten in Fontainebleau, wo die Sonne Frankreichs zuerst das Weilchen be-

schien, du kennst das Sprichwort: keine Liebe währt sieben Jahre. Schau um dich — dir gegenüber sitzt die Heldin aus dem fünften Akte von Louisens Leben, Athenais von Mortemart, seit Jahren vermählt mit dem Marquis von Montespan. Sie ist eine blendende Schönheit, sie hat etwas von dem Ausdruck römischer Kaiserinnen, ihr Herz mag der Liebe und zärtlicher Empfindungen bar sein, aber dafür ist der esprit erblich im Hause der Mortemarts. Und mit diesem leichten, immer kampfbereiten Witze, der Gabe der Schmeichelei, ihrer beredten Zunge ist sie seit Monaten Louisens Freundin. Denn unser Beilchen liebt sie als gute Gesellschafterin, wegen ihres Geistes, Vorzüge, die ihr selbst abgehen und die sie umsonst durch Lectüre zu erwerben sucht. Frau von Montespan hatte die angebotene Freundschaft gern angenommen, um mit dem Könige in nähere Berührung zu treten. Ehrgeiziger Entwürfe voll, baute sie schon damals auf das Verderben der Freundin ihr Glück, es schien ihr nicht schwer, mit ihrer junonischen Gestalt, dem Zauber ihrer Rede die Einfachheit Louisens zu besiegen. Was sie gewünscht, geschah — auf jener Reise, als die Herzogin nach Verlaufe weniger Tage wieder nach Versailles zurückging, gewann sie nicht nur des Königs Neigung, sondern wußte sich auch durch die Energie ihres Willens und die Schroffheit ihres Wesens ein unbeschränktes Uebergewicht über ihn zu sichern.

Ludwig XIV. zählte damals dreißig Jahre, er war fertig mit der Romantik und der ersten Liebe; seiner glänzenden Jugend folgte eine Reihe von Heldenthaten, großen Eroberungen und außerordentlichen Arbeiten des Friedens, unter denen kein Liebesgetändel, sondern nur die wüste

Genußsucht orientalischer Sultane Platz findet. Die Geliebte dieses neuen Keres, in der Welt der Dichtkunst ist es Racine's Roxane, diese herrische, stolze, kronengeschmückte Sklavin, die den Geliebten aus Eifersucht von ihren Trabanten ermorden läßt, in der Wirklichkeit Athenais von Montespan.

In Allem war Athenais der Gegensatz Louisen's, jene eine schwachtende, sie eine plastische Schönheit, wo jene zwischen Pflicht und Leidenschaft schwankte, folgte sie mit festem Schritte den Entwürfen ihrer Selbstsucht. Als die Herzogin von La Vallière die ersten Spuren der neuen Liebe in Ludwig's Herzen entdeckte, hielt sie dieselbe für eine jener vorübergehenden Launen, die aus des Königs leicht entzündlicher Sinnlichkeit entsprangen; hatte er ihr doch oft selbst von den zärtlichen Worten und Blicken erzählt, mit denen Athenais ihn verfolgte, und nicht wenig darüber gescherzt. Diesmal täuschte sie sich und zum Unglück für sie allzulange. Immer glaubte sie, der König würde in alter Neigung zu ihr zurückkehren; was ihm auch jene schöne, stolze Frau gewähre, er müsse sich doch sagen, es war Louise nicht. Aber im Wesen der Liebe liegt keine Ewigkeit, so wenig wie eine Rose zum beständigen Blühen, eine Fackel zum beständigen Leuchten bestimmt ist; noch weniger war die Treue in Ludwig's Charakter begründet, wenn seine Sinnlichkeit sich längst befriedigt hatte. Sie aber, in süßer Hoffnung befangen, that nicht das Einzige, was sie nach dem Verluste dessen, das sie für das Köstlichste auf Erden erachtet, entschlossen hätte thun müssen, sie flüchtete nicht zu Gottes Altären, sie starb auch nicht wie Julia. „Ich bin die Schwäche selbst,“ schreibt sie, die „Sonnenblume, die nur in seinem

Glanze blühen konnte, ohne ihn langsam verwelken mußte.“

Sie verweilte am Hofe, sie wohnte mit der Marquise von Montespan zusammen. Bittere, schwere Jahre! Wie viel Thränen vergoß sie da, Thränen der bittersten Reue, daß all ihre Liebe, die Hingabe ihrer Tugend nichts gewesen war, als das Spielwerk einer Stunde. „Im Herzen der Sterblichen habe ich nichts gefunden, was der Fülle meiner Empfindung werth wäre,“ gesteht sie in solchen Augenblicken ihrem Gott — „darum nimm du meine Schmerzen und meine Seele, allmächtiger Spender der Gnade, laß mich in deiner Barmherzigkeit leise und unmerklich wachsen, wie die Morgenröthe mit langsamem Schritte am Himmel heraufzieht.“ Wie sie einst allmählich, der Blume im Korne gleich, in seiner Liebe gewachsen, so wollte sie nun zu Gottes Gnade heranreifen. Es ist keine Aenderung ihrer Seele, ihres eigentlichen und besten Wesens, nur „von dem Idol der Erde“ hat sie sich zu „dem allmächtigen Gott“ aufgeschwungen; das Gefühl ihrer Schwäche, ihre Hingebung und Liebe ist dieselbe geblieben, zart, schüchtern und tief. Nicht plötzlich kam dieser Umschwung, er vollzog sich still in ihr, sie merkte es kaum. Und während sie ihre prächtigen, seidenen Gewände ablegte und unter ihrem einfachen Kleide ein härenes Bußhemd trug, leistete sie ihrer Nebenbuhlerin bei der Toilette wie eine Kammerfrau Dienste, so daß diese scherzend bemerkte: „sie sehe nie schön aus, wenn nicht die Herzogin von La Vallière die letzte Hand an ihren Schmuck gelegt.“ Oft saßen Beide mit der Königin zusammen im Wagen, den der Sonnengott Frankreichs selber lenkte, und das Volk rief: „da kommen die drei Königinnen!“ —

zwei mit gebrochenen Herzen. Wie gleicht das Alles einem orientalischen Märchen, Szenen aus einem Harem von Stambul oder Ispahán, so blendend in ihrem Glanze, so häßlich in ihrem Wesen! Vielleicht ertrug Louise diese Qualen der Eifersucht, der beleidigten Eigenliebe, denen sie sich freiwillig aussetzte, als eine Sühne ihrer Sünden, gewiß aber gaukelten goldene Träume der Zukunft in diesen Schmerzen an ihr vorüber, erhob sie auf ihnen die Luftschlöffer ihrer Hoffnungen. Denn leicht reißt sich Niemand von der Gewohnheit seines Daseins los, und was blieb ihr? Die Zelle des Klosters. Dahin aus den Gärten von Versailles? Welch' eine Welt verlorenen Glückes, zerschlagener Ideale, welch' eine Nacht lag dazwischen — und Louise war erst fünf und zwanzig Jahre.

Schon im Februar 1671 hatte sie sich zu den Nonnen der heiligen Maria in Chaillot geflüchtet, es war der letzte, verzweifelte Versuch, den König zu rühren. Durch ihren Freund, den Marschall von Bellefonds, ließ sie ihm sagen: schon eher würde sie den Hof verlassen haben, da sie seine Gnade verloren, hätte sie es über sich gewinnen können, sein Angesicht nicht ferner zu sehen; jetzt aber sei sie entschlossen, den Nest ihres Lebens dem Heile ihrer Seele zu weihen, wie sie ihre Jugend ihm geschenkt!. Doch trotz dieser Worte und des Abschiedsbriefes, den sie ihm geschrieben und den ihr der Graf Lauzun diktirt haben soll, war sie nicht entschlossen, denn „ich bin die Schwäche selbst.“ Ob Ophelia oder Louise La Vallière — so ist die Natur des Weibes. Als der König Colbert zu ihr ins Kloster schickte, ließ sie sich von ihm zurückführen. Lange, schmerzlich weinte sie an Ludwigs Halse; er wie die Marquise waren tief betroffen und gerührt, ihren

vereinigten Bitten widerstand Louise nicht, sie blieb — zu erneutem Kummer. Die augenblickliche Bewegung des Königs ging schnell vorüber, ihm und Allen am Hofe wäre es lieber, ihr selber anständiger gewesen, wenn sie auf immer der Welt entsagt. Nur selten zerstreute sein Blick, sein Lächeln die Schatten über ihrem Leben, die Fackel war längst herabgebrannt, schon seit vier Jahren, es waren nichts als die letzten Funken, die flammend zerstoben. Und du selber, Louise La Vallière, bist ein welkes Weilchen geworden, frage nur deinen Spiegel!

Um die Herzogin hatte sich indeß ein Kreis frommer, der Welt abgeneigter Menschen gebildet, die ihrem noch schwachen, oft halb vergessenen Entschlusse, in ein Kloster zu treten, Kraft und Festigkeit zu geben sich bemühten. Da war vor Allen der Marschall Bernardin von Bellefonds thätig, ein wunderlicher Mann, der stets das Leben am Hofe verdammt, mehrmals verbannt wurde, und doch immer dahin zurückkehrte, zuweilen voll apostolischen Eifers, oft ein schmeichelnder, gewandter Hofmann. Durch seine Religiosität wie durch die Benigne Bossuet's, des Bischofs von Condom, auch eines Freundes der Herzogin, weht ein Hauch des Fanatismus, gleichsam ein Vorbote des Kamisardenkrieges, Rauch von Schreiterhausen, nichts von jener Milde und Berklärung, welche Franz von Assisi und Katharina von Siena zu Menschen und Heiligen zugleich gemacht. Bellefonds wollte überall Proselyten gewinnen, so die protestantische Marschallin von Schomberg, so Louise de La Vallière. Oft hat er sie da in seiner soldatischen Rauheit und seinem Glaubenseifer gescholten, daß sie so lange noch in der argen Welt zögere, wie sie der Bischof von Grenoble eine „halbe Büßende“

nennt. Wer dürfte, wenn er einmal Louisen's „Betrachtungen über Gottes Barmherzigkeit“ durchblättert, an ihrer inneren Berufung zweifeln? Gewiß, in ihr lag der Keim jener ascetischen Frömmigkeit, zu jenen mystischen Entzückungen, aber schwerlich wäre er in ihrem Herzen zur Blüthe und Frucht herangereift, wenn er nicht eifrige Gärtner gefunden. Das Geschick — jene Zeit sagte: die Gnadewahl Gottes — machte sie aus einer schönen, liebenden, zärtlichen Frau zur reuegequälten Magdalena, ihre Freunde ebenso sehr als die Stimme des Herzens machten sie zur Nonne. Die ewigen Ermahnungen des Marschalls, die Reden seiner Tante Agnes, der Priorin des Karmeliterklosters in Paris, dazu die kalte Gleichgültigkeit des Königs, der Stolz der neuen Suno, der Marquise von Montespan, endlich zwei gefährliche Krankheiten, die im Lauf des Jahres 1673 ihre schwachen Kräfte gänzlich brachen, so daß sie dalag, „aufgegeben von den Aerzten, die an ihrer Genesung, aufgegeben von den Priestern, die am Heile ihrer Seele zweifelten“ — das waren die Zeichen Gottes, „die Geißelschläge, die sie aus träger Ruhe emporschreckten.“ Anfangs scheute sich die Zartheit ihrer Natur vor der Strenge der Klosterregeln, ein gefälliger Beichtvater „wußte ihr das Evangelium weit zu machen“ und das Kreuz der Buße leicht zu tragen. In solcher Stimmung hatte sie daran gedacht, fern vom Hofe, in der Provinz auf einsamem Landhause sich und der Erziehung ihrer Kinder zu leben. Dort wollen wir nicht mehr den Descartes lesen und mit Freigeistern über die Seligkeit lächeln — nein, seit ihrer Krankheit glaubt das Weibchen „an Himmel, Hölle und Begefeuer,“ sondern mit frommen Personen von Gottes

Barmherzigkeit reden, in die Leidensgeschichte unsers Herrn uns versenken.

Allein auf solchem Wege konnte sie nicht fortwandeln, dazu war sie ein zu harmonisches Wesen, was sie that, mußte sie ganz thun. Sühte solch Leben die Sünden ihrer Vergangenheit? Verwandelte es die „gröberen Genuße der Sinnlichkeit“ nicht nur in die „feineren des Geistes?“ Bin ich nicht „die Blume des Feldes, von welcher der Psalmist sagt, daß sie des Morgens blühe und am Abend schon verwelke?“ Wider ihren Willen wird ihre Seele schmerzgerissen den trügerischen Strahlen des Sonnengottes nachfliegen, wie der Schmetterling dem Lichte. Und Jupiter selbst war mit diesem Plane nicht zufrieden, er fürchtete, daß die Herzogin, jung, reich und schön, viele Bewerber finden würde, und wie er treulos geworden, glaubte er auch an die Möglichkeit ihrer Untreue. Das Weib aber, das er geliebt, sollte nie einem Andern angehören, außer Gott; mit großem Zorne hatte er vernommen, daß sich der junge Herzog von Longueville nicht wenig um ihre Gunst bemühe. Sie ist eben keine Alkmene, mit einem irdischen und einem himmlischen Geliebten zugleich, nur eine Semele, die in den Flammen des göttlichen verbrennt.

So war es also entschieden, das Kloster! „Wenn ich dort Schmerzen zu erdulden habe,“ sagte sie zu Frau von Maintenon, die damals noch Erzieherin der Kinder der Frau von Montespan war, „will ich an die Qualen denken, die mich diese Menschen hier leiden ließen.“ Sie meinte Athenais und den König. Und trotz seiner Grausamkeit, wie liebte sie ihn noch! „Den Hof mit dem Kloster zu vertauschen,“ schrieb sie am 8. Februar 1674

an den Marschall, „kostet mich keine Thräne, aber den König noch einmal allein sehen, das ist meine Sorge und mein Schmerz.“ Und doch, endlich mußte diese gefährliche Schwelle überschritten werden, da stand sie vor ihm, zitternd wie Esther vor Ahasverus. Ob sie noch gehofft, ihn zu rühren? Er entließ sie kalt und weinte nicht; denkt nur, keine Liebe währt sieben Jahre und dann hat dieser neue Ferrès nie das empfunden, was der Grundton ihres Wesens ist: Zärtlichkeit. Seitdem wagte kein Höfling über ihren Entschluß zu spotten, kein Minister ihr Schwierigkeiten in der Ordnung ihrer Angelegenheiten zu machen, eine Stimme der Bewunderung ihrer Frömmigkeit schallte aus Aller Munde. Und inmitten dieser Lobpreisungen, dieses Anstaunens löste sich jedes Band, das sie noch an die Welt fesselte. „Ich sehe täglich,“ sagt sie dem Marschall, „daß die Zukunft mir hier nicht mehr Glück schenken würde, als die Vergangenheit und Gegenwart, darum wie der ganze Hof am Ende Aprils abreißt, so ziehe auch ich fort, die heilige Straße hinauf zum Himmel.“ Das war das Springen der letzten Saite; es ist ein bitterer Weg von Babylon nach Jerusalem. Den letzten Abend in Versailles verbrachte sie im Zimmer der Montespan, dort sagten ihr die Prinzessinnen Lebewohl. Frühmorgens hörte sie die Messe, darauf stieg sie tief verschleiert in den Wagen, im Schlosse war noch Alles still, eben ging die Morgensonne auf — sie fuhr in sich gekehrt zu den Carmeliterinnen. Dort, wie Hanke nach einem Manuscript der Münchener Bibliothek erzählt, umwogte sie noch einmal der Bärm der Welt, kaum gelangte ihr Wagen durch die theilnehmende Menge, die sie immer geliebt, in den Hof des Klosters. Zu der Oberin sagte sie, demüthig sich

neigend, sie lege nun für immer ihre Freiheit, von der sie bisher einen so schlechten Gebrauch gemacht, in ihre Hände; das war das Ende.

Zu Paris, in der Vorstadt St. Jacques, an der Ecke, wo die Straße gleichen Namens mit der rue d'Enfer zusammenstößt, lag das Frauenkloster zum Karmel. 1602 wurde es durch spanische Karmeliterinnen, welche eine fromme Dame, Frau Acarie, später Schwester Maria von der Menschwerdung, nach Frankreich gerufen, und durch die Munificenz zweier Prinzessinnen von Condé begründet. Bald wuchs es an Reichthum und Frömmigkeit, alle Töchter edler Geschlechter, die sich dem Himmel vermählten, nahmen hier den Schleier, alle vornehmen, reuigen Sünderinnen glaubten hier in Herzenszerknirschung durch Gebete Vergessenheit und Vergebung ihrer Jugend von Gott zu erlangen. In dies Kloster, das ihr durch die Verwandte des Marquis von Bellefonds, Schwester Agnes von Jesus Maria, empfohlen war, trat auch Louise de La Vallière. Es war am 20. April 1674; nicht, wie sie gewünscht, Bossuet, sondern der Abbé von Fromentidres hielt die Einweihungspredigt, er nahm zum Text das Gleichniß von dem verirrenen Lamm. Ein Jahr nach ihrem Eintritt legte sie den 3. Juni 1675 die Gelübde ab, damals predigte Bossuet — er sprach von der Seele, die aus dem Taumel irdischer Dinge zu Gott flüchtet. Die Königin selbst gab der neuen Nonne den Schleier, seitdem führte sie den bescheidensten und schönsten Namen: Schwester Louise von der Barmherzigkeit. „Nun ist sie schon vergessen,“ schreibt die Prinzess von Montpensier bald nachher — „sie ist eine vortreffliche Braut des

Himmels, und man sagt, sie habe jetzt viel Geist, Gottes Gnade thut mehr als die Natur.“

So war sie denn in Verschollenheit versunken, die Blume im tiefsten Grase. Da sah sie den Stern des Heiles aufblitzen, ihr war's, als stände der Engel des Herrn bei ihr und führte sie. In diesen Träumen wiegte sie sich, die Gärten von Versailles hatten sich für sie in die Gärten des Paradieses verwandelt, das Liebesgeflüster der Blumen und Nachtigallen war Engelsgesang geworden, noch strömten trunkne Worte von ihren Lippen, aber es waren Gebete, noch ungaukelten sie entzückende Bilder, es waren Visionen. Zürne nicht, Schwester Louise, der Kern deines Wesens ist derselbe geblieben — Liebe; wie du selbst sagst: „und wenn ich jeden Tag Wunder thäte, was hülfte es mir ohne Liebe zu dir?“ Diese Zärtlichkeit braucht einen Gegenstand, und immer idealistisch, wendet sie sich an das Höchste auf Erden oder im Himmel, um es glühend zu umfassen. Louise ist ein vornehmes, ausschließliches Gemüth: die Arbeit und Barmherzigkeit in der Welt und für die Welt dünkt sie fremd und erniedrigend, es haftet zuviel irdischer Staub daran, diese unruhige nach Hingebung lechzende Seele kann mit den Armen und dem Elend nichts anfangen, sie kann nur die Schönheit oder besser ihre eigene Zärtlichkeit ohne Anfang und Ende vergöttern. Wenn vornehme Frauen vor ihrem Schooßhund auf den Knien liegen, thun sie, nur niedriger und geistloser, dasselbe, was Louise mit ihrem Gott: sie schaffen sich einen Abgott; ob von Thon oder von Wolkengold, was bedeutet das?

Zuweilen noch klopfte die Welt, die sie verlassen, an die Pforte ihrer stillen Zelle, und bei dem wohlbekanntem

Klänge erbebt ihr Herz. So im April 1676, als die Königin mit Frau von Montespan sie besuchte. Theilnehmend fragte jene: ob sie sich so glücklich fühle, wie man allgemein sage? „Glücklich,“ antwortete Louise — „das bin ich nicht, aber zufrieden.“ Wie ein Schiffbrüchiger zufrieden ist, das er aus wildem Sturm sein Leben auf eine öde Klippe gerettet. Beim Abschiede wandte sich Athenais noch einmal zu ihr: „Haben Sie dem König etwas zu melden?“ Einen Augenblick ward Louise sehr bleich, dann sagte sie mit ihrer bezaubernden Anmuth, obgleich ihre Stimme vor Erregung zitterte: „Sagen Sie, was Sie wünschen, Madame, was Sie wollen.“ Daran denke, Juno die zweite, wenn nach manchem Jahre der Sonnengott sich auch von dir gewandt und du von der Schwester der Barmherzigkeit dich die *via sacra* hinaufführen lässest!

Von Louisons Kindern heirathete Mademoiselle de Blois 1680 den Prinzen von Conti, der ganze Hof beglückwünschte die arme Nonne; noch war sie schön, von Anmuth und rührender Bescheidenheit. In schöner Vollendung wußte sie die Bärtlichkeit der Mutter mit der Demuth der Himmelsbraut zu vereinigen.

Wir müssen anerkennen, Madame de Sévigné sogar, die nicht viel von dem Kloster und der Frömmigkeit hielt: „der Schleier und diese Zurückgezogenheit gereichen ihr zur großen Ehre.“ Ihr Sohn, der Graf von Vermandois, starb 1683, Bossuet brachte ihr die Trauernachricht. Anfangs war sie untröstlich, sie zerfloß in Thränen, dann faßte sie sich plötzlich. „So viel Thränen über den Tod eines Sohnes, dessen Geburt ich noch nicht genug beweint!“ sagte sie zum Bischof. Das war

ihre letzte, irdische Sorge; nun hatte sie keinen andern Gedanken als Gott. Immer gequält von dem Bewußtsein ihrer Schuld, erfand sie zu ihrer Buße Selbstquälereien der grausamsten Art. Ihr Leben ist ein Märchen, auf seiner Höhe eines aus tausend und einer Nacht, im Niedergang eine Legende; man erzählt, sie habe sich ein ganzes Jahr des Trinkens enthalten. Solchen Prüfungen war die Schwachheit ihres Körpers nicht gewachsen und schmerzreiche Krankheiten warfen sie nieder. Schöner spricht zu uns die Demuth, mit der sie jedes Amt im Kloster von sich wies und gehorsam der ärmsten Schwester folgte. Wenn sie von Gottes Liebe und Gnade in begeisterten Worten redete, drang ihre Stimme tief in jedes Herz, ihre Sprache hatte die Milde und Süße, welche die Dichter den Seligen zuschreiben. Da konnte es nicht fehlen, daß sie bei allen Schwestern für eine Heilige galt, und als sie 1710 starb, Rosendust und Glorienschein ihrer Leiche entströmten. Von den sechs und sechszig Jahren ihres Lebens hatte sie fünf und dreißig im Kloster zugebracht. „Wer so eine Frau bestrafte und hätte sie das Schlimmste gethan, wäre ein Tyrann, und Tausende wählten freiwillig solches Loos!“ ruft Voltaire aus. Der Sonnengott Frankreichs aber, dessen Strahlen auch blässer und fahler geworden in dem Erdschatten, der über seine Herrlichkeit fällt, vernahm mit ruhiger Gleichgültigkeit ihren Tod, für ihn war das Weilchen seit lange schon gestorben, mehr wie das Weilchen, auch seine Tugend und sein Ruhm.

Außer den Briefen an den Marschall von Bellefonds haben wir von Louise de la Vallière ein Buch: „Die Betrachtungen über die Barmherzigkeit Gottes.“ Ge-

schrieben in dem für sie so schmerzreichen Jahre 1673, sind sie gleichsam die Stationen auf der Straße von Babylon nach Jerusalem, auf der sie, nicht wie ehemals im Sonnenwagen, von weißen Rossen gezogen, sondern im härenen Bußgewand dahin pilgert. Die Umwandlung oder wie sie es selbst nennen: die Läuterung, die seit Maria Magdalena so viele Frauenherzen erfahren, ist hier in edler Einfachheit, mit hinreißender Gewalt geschildert, es ist die Geschichte „ihres Emporwachsens in Gottes Gnade.“ Aus Rauch in Rauch! Aus dem Thal der Täuschungen und Sünden klimmt sie den heiligen Berg hinan, in der Oede ihres Herzens blüht die Blume der Reue empor, eine Palme auf kahlem Fels, immer höher „leise und unmerklich, wie die Morgenröthe am Himmel“ — und wie jene endlich den ganzen Horizont mit ihren Strahlen überflutet, so wird auch sie endlich ganz von Gottes Gnade erfüllt, ganz heilig auf der Kuppe des Karmel. Wunderbare Magie der Liebe; aus dem Weilchen von Fontainebleau ist eine Schwester der Barmherzigkeit geworden, und was sie gefehlt, wie viel sie auch gesündigt — das verhüllt nun schonend und leise der Mantel der göttlichen Liebe. Wohl, so läutert sich ein Frauenherz — aus Rauch in Rauch, aber während es, sinnig und sinnlich zugleich, diese Flamme zu seinem Idol emporsteigen läßt und, wie Danaë im goldenen Regen, im Regen seiner Gnade zu ruhen wähnt, erfüllt es im Grunde nur sein eigenes Wesen, sein Suchen nach einem erhabenen Etwas, in dem es aufgehen könnte, wie die Welle im Meer. Welch' unbarmherzige Schlachten das Herz kämpft, ehe es sich selbst ausgelöscht hat, Schlachten mit allen Dämonen des Willens und der Erde, Louifens Betrach-

tungen beweisen es. Und der endliche Sieg, was ist er? Er fügt eine Scherbe mehr zu dem großen Scherbenberg der Welt. Was er für sie selbst bedeutete, wer wagt es zu entscheiden? So oder so, was die andern auch von ihrer Entwicklung urtheilen mochten, immer ist es etwas, daß sie ein Eigenes, eine harmonische Erscheinung war, ein bestimmter Punkt, unter namenlosen Millionen ein wahrhaftiges Symbol der lautersten Zugendliebe zu sein, die aus Irrthum in Irrthum wachsend ihre Rechtfertigung in sich selber trägt!

Julie Lespinasse.

Es ist zu Paris, an einem Winterabend, etwa im November 1772, zwischen sechs und zehn Uhr. Welch' eine lange Wagenreihe vor dem bescheidenen Hause in der Rue de Belle-Chasse! Wer wohnt dort? Geht nur hinein, die Stiegen hinauf, Jedem ist der Eintritt unvertehrt, der ihn durch ein geistreiches Wort, einen gelungenen Scherz bezahlen kann. Oben, in ihrem Zimmer, am marmornen Kamin, nachlässig in ihrem Lehnstuhl ausgestreckt, ruht die Herrin des Hauses, umgeben von ihren Freunden: Künstlern, Philosophen, Männern der Kirche und vornehmen Seigneurs. Die Flammen des Kamins, das Licht der Kerzen fallen und spielen über ihr kaltes, strenges Gesicht hin; sie ist weder jung noch schön und Keiner wird diesen mattblauen Augen ansehen, daß sie die Spiegel einer leidenschaftlichen Seele seien — aber eines besitzt diese Frau, eine bezaubernde, unvergleichliche Anmuth, eine harmonische Sprache; die Grazien haben ihr all' ihre Gaben in die Wiege gebunden. Sie leitet, belebt und begeistert das Gespräch, für Jeden findet sie eine Stelle darin und weiß die höchsten und tiefsten Fragen der Philosophie mit den Anekdoten und Neuigkeiten des Tages sinnvoll in einen Kranz der Unterhaltung

zu verflechten. Ihr Lächeln, ihr Blick, der wie ein zitternder Sonnenpfeil durch ihre längen weichen Wimpern fliegt, ihr kluges, verständiges Wort sind die goldenen Ketten geworden, worin sie die ganze, vornehme Welt von Paris geschlagen und an ihre Bergère gefesselt hat, wie an einen römischen Triumphwagen.

Denn sonst — was ist Mademoiselle Julie Leonore Lespinasse?

Ein armes, außereheliches Kind der Frau Gräfin Albon, zu Lyon in der Kirche St. Paul als Tochter eines Kaufmanns, Claude Lespinasse, 1732 getauft. Ein Herbsttag mit hängenden Wolken, Regen, Sturm und seltenen Sonnentwinken, das ist ihre Jugend. Nach dem Tode des Grafen Albon hat ihre Mutter sie aus Barmherzigkeit, als Waisenkind, zu sich genommen, nach dem alten Schloß in Burgund. Dort ist sie aufgewachsen, nicht zu großer Schönheit, aber zum Ertragen des Schmerzes; geduldig, in sich gekehrt, bleibt sie, als auch ihre Mutter gestorben, ohne sie anzuerkennen, inmitten ihrer Familie, als die Erzieherin der Kinder ihrer Schwester, der Frau von Vichy. Siebzehn Jahre zählte sie erst und schon ausgefetzt aller Verachtung, der Noth des Lebens, recht wie eine Sklavin, sie mit ihrem heroischen Herzen, ihren erhabenen Gedanken; denn in ihr ist etwas, ihr selber noch unbekannt, von einer Pythia; so leben — drei Jahre hindurch, das achtzehnte, neunzehnte, zwanzigste Jahr, diese Frühlingsblumen, diese Thauperlen des Daseins!

Ein Zufall befreite sie; eines Sommertages trifft die Frau Marquise Maria du Deffand auf dem Schlosse ein, sie ist entfernt mit den Albon's verwandt, sie findet Gefallen an der Anmuth und dem sprühenden Geiste

Zuliens. In Paris hält die Frau Marquise einen großen, weitberühmten Salon; einst, als sie selber noch jung war, hat er wie eine planetarische Sonne alle Schöngeister vom König Voltaire bis hinab zu den Poeten von kleinem Namen und mühseligen Versen, die Madrigale an Doris und Chloris reimen, als Sterne um sich kreisen lassen; jetzt mit ihren Runzeln von mehr als fünfzig Jahren und dem Argwohn des Alters fühlt sie sich einsam, verlassen, ihre Freunde sind Schmetterlinge, die von der niederbrennenden Kerze zurückfliegen. Wenn du diese junge, in ländlicher Verschollenheit aufgeblühte Rose mit dir nach Paris nähmest — denkt sie da auf dem stillen Schloß in Bourgogne, beim Anschauen Zuliens. Du wirst sie bilden, erziehen, einen Trost des Alters und eine treu ergebene Gesellschafterin haben, und während ihre Frische und ihre Rede, wie Sirenenfang, die verlorenen Freunde wieder gewinnen, neue zurückrufen werden, wird der Purpurmantel und die Krone im Reiche der Literatur dein bleiben. Julie Lespinasse willigt ein, Paris, die große Welt zu sehen — wie ein ungestümer Drang reißt es sie fort, ihre stolzen, ehrgeizigen Gedanken flackern wie eben so viele Irrlichter auf und locken sie magisch leuchtend weiter. Sie unterschreibt die Bedingungen der Marquise, entsagt allen Rechten und Ansprüchen, die sie auf den Namen und das Vermögen der Albons hat — und nun sitzt sie am Tisch der du Delfand im Kloster St. Josef, wo ihre Beschützerin wohnt.

Wärest du ein armes, unbekanntes Weibchen an der Schloßmauer von Vichy geblieben und endlich in die Hütte eines redlichen Mannes getreten, vielleicht hätte dir ein größeres Glück, sicher mehr Frieden geblüht, o Julie;

— aber dem Einen Leidenschaft, Schmerz und Ruhm, dem Andern Verschollenheit und Ruhe, so theilt das Geschick.

Zehn Jahre, von 1754 — 1764, hat Mademoiselle Despinasse mit der Marquise zusammen gelebt. Wie schön und sonnig ließ dieser innige Verkehr sich zuerst an, als Julie noch bescheiden die zweite Rolle spielte, die Marquise jubelte, daß ihre junge Freundin die Herzen eroberte, — bis dann endlich, wie an allen Dingen, auch hier die Schattenseiten hervortraten. Die Dame des Hauses erblindete fast ganz, die Langerweile ward die Dritte im Bunde zweier schönen Seelen. Und nun denkt euch diese beiden Frauen an einander gefesselt; die eine gemüthlos, durchaus selbstsüchtig, mit den Launen des Alters, der mürrischen Verdrossenheit einer Kranken, die andere, wenn auch nicht schön, selbst mit den Spuren der Pocken im Gesicht, doch im Hochmuth der Jugend, ihrer geistigen Kraft sich bewußt — jene kalt, vertrocknet, diese elastisch, leidenschaftlich angeregt, wie eine klingende Harfe — und beide zusammen, die langen Nächte hindurch, wo die Marquise nicht schlafen kann und das Fräulein nicht schlafen darf, um ihr vorzulesen, Buch nach Buch, von den Briefen des Apostels Paulus, wo die Marquise einmal über das andere ausruft: „aber, Julie, verstehen Sie eine Silbe von diesen Dingen?“ bis zu Richardson's Clarisse Harlowe, vor der wiederum Julie mit Diderot anbetend niederknieet und die Hand erhebt: „Göttlicher Richardson!“ — Dies Verhältniß mußte sich lösen.

Und dann die Freunde, diese treulosen Männer! Verstohlen schleichen sie durch die Corridore, die Wendeltreppe hinauf in das Dachstübchen des Fräuleins, um mit

ihr zu reden, zu plaudern, ehe die Klosteruhr die sechste Stunde schlägt, wo die Marquise unwandelbar unten im Salon erscheint. O Eitelkeit der Freundschaften! Du arme Marie du Deffand, was haben dir nun all' deine Scherze, dein Geist und das frühere Leuchten deiner Augen eingebracht? Da sitzt du nun, eine entthronte Königin, mit deinem Bündchen unter einem Trümmerhaufen von Erinnerungen! Das Herz deines besten Freundes, des großen d'Alembert, der die Vorrede zur Encyclopädie geschrieben — auch etwas Unvergängliches — hat Julie auf immer gewonnen, und es ist zu spät, als du ihm herrisch Bruch mit ihr oder mit dir vorschlägst; er hat sich für die Jugend entschieden. Diesen Raub hat die Marquise niemals vergeben; als sie manches Jahr nachher den Tod Juliens erfuhr, sagte sie nur zornig und unversöhnlich: „Sie hätte vor zwölf Jahren sterben sollen, dann würde sie mit d'Alembert nicht entführt haben.“

So aber verließ Julie Lespinasse flüchtend am Arme d'Alembert's das Kloster von St. Josef, wo sie schon, um ihre Qualen zu enden, einmal sechszig Gran Opium genommen. In diesen zehn Jahren ihres Zuges durch die Wüste hat sie ihren eigenen Werth fühlen und schätzen, die Adlerflügel ihres Geistes brauchen gelernt. Sie kennt die Welt, die Verhältnisse; was sie erlebt hat, es sind Geschichten, „die sich weder in Prevost noch in Richardson finden, die beweisen, daß oft das Wahre nicht einmal wahrscheinlich ist.“ Mit der Gabe des Wortes, ihrer Gewandtheit und Anmuth wird sie sich im Leben zurechtfinden, und dann hat sie einen hochherzigen, immer getreuen Freund, nach dem Patriarchen zu Fernex den gefeiertsten Schriftsteller Europa's — d'Alembert. Welche

Frau — und bedenkt nur, sie ist nicht schön — sah je einen besseren und ergebeneren Sklaven an ihrem Wagen von Gold und Seide? Sie scheinen für einander bestimmt, denn auch er ist ein Kind der Liebe von Claudine Tencin, genau so von der Mutter verlassen, wie Julie von der ihrigen, und sie wohnen zusammen in der Rue de Belle-Chasse, in allem Guten und aller Ehre. Ludwig XV. giebt ihr eine jährliche Pension von 1500 Livres, eine Einrichtung hat ihr Frau von Luxemburg, kostbar und geschmackvoll, geschenkt, und die Marquise spricht mit spöttischem Lächeln von der bevorstehenden Heirath Beider oder einem noch zärtlicheren Verhältniß. Aber, um auch das zu sagen, d'Alembert war häßlich, mit kleinen Augen, großem Munde — und dann, als einst eine Dame, um ihren Geliebten eifersüchtig zu machen, vor ihm d'Alembert pries und in ihrer pathetischen Uebertreibung ausrief: „Ja, er ist ein Gott!“ bemerkte jener: „Ach, wenn er ein Gott wäre, würde er sich zuerst zum Manne machen.“

So besitzen sie einander in Freundschaft, sie haben einen Lorbeerkranz über sich und Paris bewundernd zu ihren Füßen, was braucht es mehr? Denn noch ist das Herz Juliens, dies zwei und dreißigjährige Minervenherz, nur von Haß und Selbstliebe durchstürmt worden, und die goldenen Tropfen der Freundschaft sind allein als besänftigendes Del in seine Wogen geflossen. Wenn ihr d'Alembert an seinem Geburtstage sein Bild mit der Umschrift giebt:

Siehst du dies Bild, sag' einmal —
 Und sag's nie wieder mehr:
 Von Allen, die ich liebte,
 Wer liebte mich, wie Er!

so findet sie nur Güte und freundliches Wohlwollen in diesen Worten. Ihr Streben geht allein dahin, die Schwäche eines Teden zu erkennen, ihn daran zu fesseln und in ihrem einfachen, schmucklosen Kleide die Pythia der französischen Literatur zu sein. Durch d'Alembert hat sie die Thorschlüssel zu beiden Akademien erobert, sie ist die einzige Frau, welche Madame Geoffrin zu den Mittagsmahlen zuläßt, die sie den Gelehrten und Literaten giebt; um ihren Fauteuil drängen sich die Großen der Erde, Philosophen und Poeten, sie liest die Briefe, welche Friedrich der Große ihrem Freunde schreibt, und so manche Berühmtheit hängt an dem Wink ihrer Augentwimpern. Da — während Alle glauben, daß diese Frau nur mit Büchern und Systemen atheistischer Lehre beschäftigt sei, so ganz darin aufgegangen und über die Zartheit ihres Geschlechtes hinaus, daß man ihr ohne Scheu in philosophischen Gesprächen über den Materialismus und die Erzeugung des Menschen eine Rolle zutheilt — Alle nichts in ihr sehen, als eine geistvolle, anmuthbeseelte Dame, die um so mehr fesselt, je offener sie den Eindruck zeigt, den Andere auf sie ausüben, gleichsam eine Kranzwinderin, um jedem Abend eine neue, duftigere Krone des feinsten, zierlichsten Scherzes, melodischer, sinniger Rede auf die Stirn zu setzen, da entbrennt diese vestalisch verhüllte Gestalt in einem hellaufloodernden Liebesfeuer, als ob alle goldenen Pfeile Amors zündend in ihr Herz geflogen.

Sa, Julie Despinasse liebt zärtlich, romantisch; die Kälte und Härte, deren sie d'Alembert oft beschuldigt, ist nur eine schützende Hülle um dies leidenschaftliche Wesen, um diese „entzündlichste Phantasie, die seit Sappho im Haupt einer Frau gebrannt.“ Außerlich bei aller An-

muth doch eine gelehrte Frau, die feinste Nuance des Blaustrumpfs, innerlich ein geniales, eigenthümlisches Weib — beinahe, wie Shakspeare im Geiſt ſeine Julia ſah. Der Marquis von Mora, der Sohn des Grafen von Fuentes, des ſpaniſchen Geſandten in Paris, verwandt mit dem berühmten, reformatoriſchen Miniſter Aranda, noch ein junger, ritterlicher Mann von ſieben und zwanzig Jahren, ward von d'Alembert ſeiner Freundin vorgeſtellt. Seine Geſtalt, ſeine Perſönlichkeit gewannen ſie bald. Nicht daß er in Vollkommenheit die *sensibilité* beſeſſen hätte, die höchſte Tugend im Codex der Mademoiſelle Leſpinaffe und ihrer Zeitgenoſſinnen, nach dem Vorgange Clariffen's und Julia's, der „neuen Heloiſe“, oder wie Lovelace ein liebenswürdiger Dämon geweſen wäre; er vernachläſſigt um ſeine Liebe weder die Pflichten ſeiner Stellung noch ſeine Interereſſen, er ſchätzt die Frauen nicht höher als liebliches Spielzeug, das man nach einer Stunde des Tändelns von ſich wirft; in ihm iſt keine Saite, die der Leidenschaft und Zärtlichkeit weder im Leben noch in den Dichtwerken erklingend antwortete. Nur eine Frau achtet er vielleicht — es iſt Julia. Sie bemerkt recht wohl die Schatten in ſeinem Weſen, wie wenig die ruhige Grundſtimmung ſeiner Seele ihren ſchwärmeriſchen Entzückungen entſpricht, wie er mehr „die Eigenſchaften und Tugenden beſiſt, die wir unſerm Bruder, unſerm Jugendfreunde wünſchen, als unſerm Geliebten.“ Aber endlich, was kann ſie thun als die Hände erhebend mit feuchtem Auge zu ihm aufblicken und den Vers des Metastasio flüſtern: „So groß und verhängnißvoll iſt deine Herrſchaft über meine Sinne und mein Herz, daß du mich rühren konntest, ohne mich zu verblenden.“

Ohne sie zu verblenden; denn sie selbst hat in be-
 redten Worten den Marquis de Mora uns geschildert,
 mit den Tugenden seines Charakters und den Mängeln
 und Fehlern seines Herzens; die Leidenschaft Julia's ist
 wie die Lanze des Achilles, sie verwundet und heilt zu
 gleicher Zeit. Muß sie, eine Frau „ohne Rang, Reich-
 thum und Schönheit,“ wie Grimm sie nennt, nicht bei
 alledem von der Anhänglichkeit und Treue eines edeln
 Mannes entzückt sein, der ihr seinen Namen, seine Schlösser
 freigebig und liebend verspricht? Es ist kein unbedeutender,
 leichtsinniger Adeligler, kein Graf Almaviva aus Beau-
 marchais' barbier de Sevilla, dieser Marquis von
 Mora; die Zeitgenossen, Voltaire voran, hoffen Großes
 von ihm, eine bedeutende Zukunft für ihn und Spanien.
 Eingezogen, von strengen Sitten, bleibt er der Neigung,
 die er dem Geiste und der Amuth Juliens gewidmet,
 unwandelbar treu; während einer kurzen Abwesenheit in
 Fontainebleau schreibt er ihr, es ist im Herbst 1771,
 zwei und zwanzig Briefe in zehn Tagen. Welche Stunden
 für Julie! Damals träumte sie ihren Sommernachts-
 traum, und als sie später einer Freundin diese Geschichten
 schilderte und die halverblichenen Bilder der Vergangenheit
 im Spiegel ihrer Erinnerung idealisch verklärt wieder auf-
 leuchten ließ, rief sie selber, von ihren eigenen Worten,
 ihrer Leidenschaft und ihrem Schmerz hingerissen, wie in
 der Sage Sappho auf dem leukadischen Felsen, aus:
 „Nein, die flammendste Einbildung kann das Glück nicht
 malen, das er mich empfinden ließ! Als ich ihn liebte,
 welche Tage der Lust habe ich da genossen, voll jener
 seelischen Trunkenheit, die, wie ich glaube, ohne Ausdruck
 in allen Sprachen der Welt geblieben ist!“

Der Hof, ganz Paris sprach von dieser Liebe; d'Alembert kannte und verzieh sie, nur zuweilen, auf einsamem Spaziergang, klagte er schluchzend dem treuen Marmontel sein Leid. Das ist der erste Flecken auf dem weißen Priestergewande Zuliens, daß sie den Mann, dem sie ihre Stellung, ihren Ruhm in der Welt, Alles bis auf die Kunst ihrer Rede verdankte, gleichgültig und undankbar von sich stieß und nicht mit einem Blick die Schmerzen bemerkte und heilte, die ihre Treulosigkeit ihm schlug. Aber so sind diese egoistischen liebevollen Frauen, sie fahren in ihren Träumen und ihrem Rausch auf hoher Fluth und verachten die Zärtlichkeit, die ihnen furchtsam die Hand entgegenstreckt und sie an das sichere Ufer ziehen möchte.

Zuliens Verhältniß zu seinem Sohne war dem Grafen von Fuentes nicht fremd geblieben und anfänglich von ihm gebilligt worden. Die Liebe der Mademoiselle Lespinasse gab einem jungen Manne in der pariser Gesellschaft eine gewisse Bedeutung, Glanz und Ruhm, übrigens kostete sie auch weniger, als ein Abenteuer mit einer Tänzerin der großen Oper. Allein statt mit der Zeit niederzubrennen, flammte die Leidenschaft Beider mit jedem Tage heller auf und als der Marquis sogar von einer Ehe mit Mademoiselle Lespinasse sprach, hielt es der Vater doch für das Gerathenste, den phantastischen Sohn nach Spanien heimzuschicken. Den 7. August 1772 — an einem Freitag, es sollte ein verhängnißvoller Tag für ihn werden — verließ der junge Mora auf einen Befehl König Karl's III., den der Graf ausgewirkt, Paris und Zulien.

Auf immer! Solcher Abschied, wem hätte er nicht

schon einmal das Herz zerrissen, wem wird er es nicht zerreißen bis an das Ende der Welt? Julie, die einsame, trostlose Geliebte, hüllt sich in den Schleier ihres Grames, der Trauer und Thränen ein, wie Andromache in der Tragödie Racine's, ihres Lieblingsdichters. Mit ihren Klagen, ihrem Schluchzen erfüllt sie die Salons von Paris und weiß diese frivole, in Nichtigkeiten verlorene Gesellschaft auf Augenblicke wenigstens wahrhaft zu bewegen und zu rühren. Wahren Trost empfängt sie freilich nur von d'Alembert; jeden Morgen eilt er zur Post, um ihr vielleicht einen Brief von dem Marquis zu bringen, seine Treue und Hingebung läßt ihn Alles versuchen und wagen, den Geliebten, der zu Madrid in gleicher Sehnsucht nach ihr hinschmachtet, schon von den Anfällen eines Bluthustens gequält, wieder zu ihren Füßen zu rufen. Unwillkürlich möchte man mit Grimm in dieser Schwäche des Philosophen, des „großen Atheisten,“ wie ihn Ludwig XV. nannte, den Zug einer Sakaiennatur erkennen, wenn nicht die Schilderung, die er von Julien entworfen, noch naß von seinen Thränen, die Wahrheit und den Adel seiner Neigung bewiese. Auf seine Bitten geht Lorry, der berühmte Arzt, zum Grafen Fuentes, stellt ihm in eindringlichen Worten die Gefahr seines Sohnes vor, wenn er ihn noch länger unter spanischem Himmel lasse und erhält endlich von dem besorgten Vater die Einwilligung zur Rückkehr des Marquis. Nun glaubt ihr schon das thränenbenetzte Antlitz Juliens von den Lichtstrahlen der Freude durchzuckt wie das liebliche Götterangeficht Selenens aus dem Schleier der Nachtwolken aufgehen zu sehen — o Eitelkeit alles Irdischen, Nichtigkeit aller Schwüre, menschlicher Wallungen und Liebe!

Staunt, diese Lespinasse, geliebt von dem edelsten Herzen und selbst schwärmerisch glühend, — muß ich es sagen, mit ihren vierzig Jahren, — hat ihre eigenen Lustschlösser, ihre und seine Zärtlichkeit in einer Stunde vergessen, bis auf die Erinnerung daran vergessen!

Ihren Schmerz zu zerstreuen, hat sie d'Allembert zu einem Feste geführt, das die Malerin Madame Lebrun-Bigé auf ihrem Landsitze zu Moulin Soly den Künstlern und Gelehrten, der schönen Welt giebt. Dort, noch war kaum ein Monat seit Mora's Abreise verflossen, sah Julie zum ersten mal den Grafen von Guibert. Eben aus Korsika, von den Kämpfen gegen Paoli angekommen, mit einer Narbe im Gesicht, ehrgeizig, berechnend, voll stolzer Pläne, sprach er viel von seinen Feldzügen, Duellen, seinem Buche über die Taktik. Poet und Soldat zugleich, schreibt er eine Tragödie: „Der Connetable,“ die Aufsehen machen wird, wie dienstbereite Freunde schon im Voraus preisend versichern; er arbeitet an einer Lobrede auf Catinat für den Preis der Beredsamkeit in der Akademie, vor Allem hat er die Gabe sich vorzudrängen, sich geltend zu machen, und das Glück ist ihm günstig, das die Mittelmäßigkeit seines Talentes und die Fadenscheinigkeit seines Wesens freundlich selbst schärferen Augen verbirgt, als denen Juliens und später Germaine's, der Baronin von Staël, die auch in ihm eine erste Liebe gefunden. Erst neun und zwanzig Jahre alt, — und schon wird er von Jedem wie ein zukünftiger Cäsar betrachtet, es scheint etwas Magisches um ihn zu sein. La Harpe sagt von ihm, ist es Spott oder Naivetät? „er strebt nach nichts Geringerem, als Lürenne, Corneille, Bossuet zumal gleich zu kommen“ — und sie erst, die ihn lieben mußte, klagt:

„in den Zeiten, wo man noch an Zauberei glaubte, würde ich gesagt haben, daß Sie einen Bann über mich geworfen hätten, mein Freund, der wider meinen Willen mich mir selbst entreißt.“ Wie beklage ich sie, die Unselige! Während zu Madrid ein braves, ritterliches Gemüth sich ihretwegen verzehrt, — denn ich glaube nicht, daß auch Mora treulos gewesen, wie Madame Suard mit boshafter Feder berichtet — ist sie in blinder Leidenschaft an diesen Mann gefesselt, der in ihrer glühenden Freundschaft nichts als ein bereites Mittel sieht, die Meinung der pariser Gesellschaft für sich und seine langweilige Tragödie zu gewinnen, dem sie im Leben wie im Sterben nur eine Staffel zu seinem Ruhme ist. Sonst ist ihm ihre Liebe lästig, hinderlich, beinahe wie das Nessushemd, kaum erträgt er sie. Als er im Mai 1773 nach Berlin zum Könige von Preußen reist, verschweigt er ihr den Tag seiner Abreise, hintergeht sie in andern Liebesabenteuern, läßt sie Monate lang ohne Nachricht, ihre Briefe verliert er leichtsinnig, oft liest er sie kaum, und doch ist jeder von ihnen eine Elegie von Tibull. Aus dem Lager, von den Uebungen der preussischen Truppen in Schlesien kehrt er nach Paris im Oktober 1773 zurück; der Blick des „einzigen“ Monarchen, der auf ihn gefallen, umgiebt sein Haupt noch mit einer neuen Glorie. Was kann jetzt Julliens Leben sein, die schon in seiner Abwesenheit nur von seinen Worten, in der Erinnerung an ihn lebte, nichts als seine Ruhmesposaune gewesen? Ein beständiges Glühen und Lodern, ein Verzehren all ihrer Kräfte — zuweilen eine Stunde süßer Schwermuth, wenn ein milder Herbsttag sie nach dem Tuileriengarten lockt oder im Opernhause die Klänge von Orpheus goldener

Leier die Furien im Tartarus wie in ihrem Herzen einwiegen und diese berauschte Musik Glücks aus dem Schmerz selbst eine Wonne macht — dann wieder Krämpfe, Wahnsinn der Leidenschaft, Schlaflosigkeit, wie sie schreibt: „in allen Augenblicken meines Lebens! Ich leide, mein Freund, ich liebe Sie, ich erwarte Sie!“

Wie ihre Tragik, hat diese Liebe — oder soll ich sie Mannsucht nennen? diese Tollheit eines vierzigjährigen, nicht schönen Mädchens auch ihre komischen Seiten, die wir freilich beim Lesen ihrer trunkenen Briefe vergessen. Arme Julie, vielleicht auch durch die Natur und die Leiden deines Leibes in diesen sinnberückenden, herzvernichtenden Wahn gestürzt, wie mühest du dich ab, in ruhigeren Stunden, vom Fieber erschöpft, aus dieser Liebe, diesem Verlangen deines Körpers eine ätherische, entsagende Freundschaft zu machen! Umsonst, immer wieder stachelt dich die Leidenschaft, wie den armen, hochherzigen Edeln von La Mancha die Phantasie, auf dem entsetzlichen Wege deines eigenen Verderbens auf. Denn leiblich wie geistig treulos geworden, sollst du trotz der Opiumtropfen, die du zu deiner Betäubung nimmst, nie mehr die Ruhe kennen.

* Es wird, darf man nach so langer Zeit aus den halben Worten eines Briefes schließen, im Winter 1774 den 10. Februar gewesen sein, daß Mademoiselle Lespinasse fiel, und Freitag, den 6. April, nicht viel später nach diesem Treubruch, verließ der Marquis von Mora Madrid. Jetzt ist er über die Grenze, in Bayonne, in Bordeaux, obwohl todtkrank, schreibt er ihr von jeder Stadt, fast an jedem Tage — welche Selbstvorwürfe, welche Qualen für sie! Noch wenige Stunden und sein brechendes Auge

wird von ihrem bleichen Antlitz ihre Schuld lesen — halt da, Ritter von Mora! Es ist wieder ein Freitag, der 27. Mai, wo der Tod dir freundlich das Terrinnen der Täuschung, daran du dein Leben gehängt, dir die Verzweiflung und ihr das Erröthen ersparte.

Es mochte Augenblicke geben, wo die vorübergehende Freundlichkeit Guibert's solche Gedanken und die Neue in Juliens Brust zurückdrängte, aber ganz vernichten konnte sie kein Liebesgruß, keine Freude. Unwillkürlich mußte sich oft die Gestalt des ersten zärtlicheren Freundes in ihrem Geiste neben den kalten, gefühllosen, sie so rauh verlegenden Mann stellen; dann verspricht sie, ihn zu hassen, zu verachten, nie wieder zu sehen. Den Schatten Mora's beschwört sie herauf: „O mein Freund, wenn du im Reiche der Todten mich hören kannst, empfinde meinen Schmerz, meine Neue. Ich bin schuldig gewesen, ich habe dich beleidigt, aber hat meine Verzweiflung nicht mein Vergehen gesühnt? Ich habe dich verloren, und ich lebe — ja, ich lebe! Ist das nicht Strafe genug?“ Denn, wenn er wüßte, wie Guibert sie gekränkt, verletzt, ihre Seele gebrochen hat, wie gern würde er ihr verzeihen! Aber auch dieser Hauch fliegt vorüber, und sie verfällt dem alten, dämonischen Zauber — „ich weiß nicht, ob ich jemals die Kraft wieder finden werde, seine letzten Worte noch einmal zu lesen; wenn ich Sie nicht geliebt hätte, mein Freund, würden sie mich getödtet haben. Noch schaudere ich davor, ich sehe Sie — und Sie, Sie haben mich zur Schuldigen gemacht, Sie allein lassen mich noch leben, Sie beunruhigen meine Seele, Sie sind es endlich, den ich liebe, den ich hasse, Sie zerreißen und bezaubern im beständigen Wechsel ein Herz, das ganz Ihnen gehört!“

Wen die Götter hassen und beneiden, dem geben sie eine große Leidenschaft als unseliges Geschenk. So hatte sie Mora oft mit einer Tochter der Sonne verglichen, deren Herz die Sonne von Lima entzündet, und andererseits ist sie nicht wie jene andere Tochter des Sol in der Mythologie — Phädra, die dem Jorn der Venus erliegend in schuld= bewußter Liebe sich zum eigenen Sohn wendet? Und dies Herz langsam zu zerbrechen, in allen Qualen der Verdammten, in Neue, Haß und Eifersucht, das war die einzige That Guibert's, die seinen Namen auch den Nachkommen nennt. Nicht genug, daß er sie treulos hintergeht, vernachlässigt, mit ihr brechen will, weil sein éloge de Catinat nur ein Accessit von der Akademie erhält, er hat die eberne Stirn sich mit einer andern zu vermählen und, einmal Brigadier, Generalinspektor der Infanterie, die Frau kaltblütig durch seine Härte und Gleichgültigkeit dem Tode entgegenzuführen, die seinen Ruhm und seine Stellung mit begründen half.

In diesen letzten Jahren ihres Lebens war Mademoiselle Lespinaffe die anerkannte und verehrte Fürstin der Pariser Gesellschaft. Wenn sie eines Abends nach dem Theater ging oder einige Tage auf dem Lande verbrachte, waren das Ereignisse, von denen überall gesprochen, die in den Tagebüchern verzeichnet wurden. Niemals hatten sich mehr und bedeutendere Personen in ihren Salon gedrängt und nach der Ehre gegeizt, ein Wort mit ihr zu wechseln. Doch ist sie wie Dido, eine Königin mit gebrochenem Herzen und Todesgedanken. Zu ihrem Glücke ahnte Niemand ihre zweite, verbrecherische Leidenschaft, die unter dem Florschleier der ersten düster brennt. Dem Angedenken an den Marquis von Mora, meinen Alle,

fließen die Thränen, die oft unwillkürlich, in zahlreicher Versammlung Juliens, Augen verdunkeln, und begreifen nicht, daß die Hand, die sie der jungen Gräfin Guibert bei ihrem Eintritt in die Gesellschaft wohlwollend entgegenstreckt, nichts ist und sein kann, als die erkaltende Hand einer Sterbenden. Am 23. Mai 1776 starb Julie, vier und vierzig Jahre alt; es hieß, sie folge dem Marquis ins Grab, Dido dem Sichäus. Den Einen vergeht ihr Leben, wie ein Herbsttag mit grauen Wolken und wenigen Sonnenblicken, den Andern leuchtet es auf und brennt es nieder, rasch, einen kurzen Augenblick lang, im höchsten Glanz und tiefsten Schmerz, wie ein Meteor; — wo ist das Glück?

Was uns von Julie Lespinasse geblieben, sind außer der Uebersetzung eines Kapitels aus der „Empfindsamen Reise“ eilf Briefe an eine Freundin und die Briefe an Guibert, die Geschichte ihrer Seele. Die erste Liebe — und Liebe ist diesem phantastischen Herzen nur Leidenschaft — schildern die Bekenntnisse an die Freundin, aber wie entstellt von der Wahrheit, wie ganz und durchaus in idealischen Duft und Schimmer verklärt; Clarisse Harlowe und Rousseau's Heloise, sie sind wieder lebendig geworden in Julie Lespinasse. Schon im Leben konnte sie sich über den Flecken ihrer Geburt niemals trösten, wie viel weniger in der Dichtung ihn eingestehen. In ihrem Roman ist sie darum die Tochter eines vornehmen Geschlechts, d'Alembert wird zu ihrem Bruder, einem Grafen Sinclair, Marie du Deffand verwandelt sich in ihre Tante, eine Herzogin, von dem Charakter der Stiefmütter in den Märchen, endlich hat sie einen vornehmen Freund, einen

Herzog von Wilfort, der manches Jahr schon vergebens um ihre Neigung wirbt. Er selbst, der Marquis von Mora, als wäre er gegen den Amadis von Gallien umgetauscht, tritt uns aus diesen Briefen entgegen: schwermüthig, von einer unglücklichen Leidenschaft durch die Länder gejagt, inmitten des Glückes, im Besiz einer schönen Geliebten, Frau von Valcourt, verzweifelt, — jener Mora, der, wie ihr Alle schon wißt, „niemals geliebt und weder ein zärtliches noch ein empfindsames Herz hat.“ So tilgt Zulie an ihrem Idealbilde alle Flecken, die sie in der Wirklichkeit so oft und so grausam verlegt. Daß sie sich selbst zu viel Sonne gegeben, kann ich nicht entdecken; eine wunderbare, zartbesaitete Seele, eine romantische Schwärmerci besaß sie immer, und die Feinheit und den Adel ihres Gefühls vermochten doch wohl die materialistischen Philosophen, die sie umgaben und in ihren Gesprächen redend einführten, wie im „Traum d'Alembert's“, nicht dauernd zu trüben; an der Spiegelhelle ihres Herzens flogen solche Anschauungen und Gedanken wie ein Hauch vorüber. In dieser aufgelösten, leichtlebenden und leichtsinnigen, nichts achtenden Gesellschaft, welche die Götter bei dem Klingen der Champagnergläser stürzt, in der die himmelfürmenden Titanen der alten Sage sich in hochfrisirte, liebliche Frauengestalten verwandelt haben, bewahrt Zulie ein gewisses Pathos des Herzens; denkt nur: dreimal hat sie Clarisse Harlowe gelesen. Freilich ist sie keine griechische Diana, sondern eine Roccocofigur, unter deren gepudertem Haar sich eine Welt des höchsten Ideals bewegt, sie gehört, Alles in ein Wort gedrängt, zur Familie des Don Quixote. Sie sucht jene

leidenschaftliche und zärtliche Liebe aus den Tragödien Racine's, die nirgend mehr ist, vielleicht die Entzückungen jener Julia Capuletti, denn sie liebt und bewundert Shakespeare, sie ist eine Fackel, die glühen und im Glühen sterben muß. Beklagt, aber verdammt sie nicht, es giebt einen Aufschwung in ihr nach dem Ideal.

Erst unter ihren hinterlassenen Papieren fand d'Allembert zu seinem Schmerze jene Briefe an Guibert, ihren Anspruch auf die Unsterblichkeit, welche die Untreue ihres Herzens und die Macht ihres Genius beweisen, Dithyramben und Elegieen der Leidenschaft, wie sie feuriger und zärtlicher, begeisternder und ergreifender weder vor ihr noch nach ihr das entfesselte Gefühl eines Weibes gestammelt. Sie enthalten wenig Thatsachen, wenig vollständige Schilderungen, kaum hier und dort ein literarisches Urtheil, was für jene Zeit bedeutungsvoll genug ist, — nur Stimmungen, Kämpfe, Ergüsse, ein Rauschen wie von Aeolsharfen. Ohne die Form, sind sie ihrem Wesen nach Gedichte, mehr als einmal hat auch die Sprache selbst rhythmischen Fluß. In der Macht ihres Ausdrucks, in der Gluth ihrer Leidenschaft übertreffen sie alle Verse französischer Poeten bis hinan zu denen Racine's, und fortgerissen von ihren schmeichlerischen, weichen und doch schmerzlichen, melancholischen Tönen, leiden wir noch einmal alle Wonnen und Qualen Juliens; was ein neuerer Dichter gesagt, er habe mit dem Blute seines Herzens geschrieben; lange vor ihm hat es auch Julie gethan. Unter den Dichtwerken, welche das Pathos der Liebe schildern, gebührt neben Romeo und Julia, neben Andromache und Phädra auch den Briefen der Lespinasse

ein Ehrenplatz. Sie waren ihr Vermächtniß an die Nachwelt; sonst hinterließ sie die Bezahlung ihrer Schulden dem Erzbischof von Toulouse, ihre Einrichtung an d'Alembert, die Locken ihres Haares allen ihren Freunden.

Louise d'Épinay und Jean Jacques Rousseau.

Eines Tages, im November des Jahres 1757, ein mattes Abendroth glühte noch auf den Alpen um den Genfer See, erschien zu Ferney bei Voltaire, dem König Voltaire, eine noch jugendliche, etwa dreißigjährige Frau, durchsichtig ihr Antlitz, lange schwarze Locken, um die Stirn von einem blauen Bande festgehalten, mit ihren Spitzen ihre Schultern berührend, die Augen in Sehnsucht schwimmend, doch leuchtenden Blickes, sonst weder schön noch häßlich, ohne Fülle. Eine kurze Stunde flüchtigen Gespräches — dann sprang König Voltaire auf, hastig; ungeduldig im Gemach auf und ab, und rief endlich sie anschauend aus: „sie ist ein Adler in einem Käfig von Gaze!“

Ein kranker Adler, denn sie hat eine lange, mühselige Reise von Paris nach Genf gemacht, dort zu sterben oder von dem berühmten Tronchin geheilt zu werden, diese arme Louise d'Épinay. Nicht immer regt ihre große und edle Seele die Schwingen, nicht immer durchleuchtet ihr inneres Feuer sonnengleich den „Käfig von Gaze;“ Diderot, der nicht lange nachher in Paris ihr gegenüberfaß, als sie sich malen ließ, fand in ihr nur „ein Bild der

Zärtlichkeit und süßer Lust.“ Zärtlichkeit; das ist das rechte, bezeichnende Wort für Louise, Gestalt und Wesen gleich unbergeßlich schildernd.

So war sie schon, Louise Florence, Fräulein von Esclavelles, die Tochter eines wackeren Offiziers, als sie etwa zwanzigjährig, am 23. December 1745, ihren Vetter, den lustigen, verschwenderischen Herrn von Spinah, den Sohn eines Generalpächters, Herrn de la Live de Bellegarde, heirathete. Es war ihre erste, romantische Liebe, wie jede erste mehr von Einbildungen und Träumen, als von der Wirklichkeit, lebend, und diese junge Frau mit ihrem zarten, keuschen Herzen begreift die Liebe nur als Hingebung, als süßes Schmachten im einsamen Garten, abendrothbeschieden — sie braucht eine Dekoration für ihre Entzückungen, die nichts Flammendes haben, am wenigsten den grellen Schein, den ihr Gemahl an seinen Vergnügungen liebt. Herr von Spinah ist ein Mann des hohen Spiels, des Champagners, der Ballet- und Operndamen, steigt auch wohl noch eine Stufe tiefer, übrigens nicht ohne Munterkeit und eine Art von cynischem Wiß, er zerreißt mit seiner Rücksichtslosigkeit und Untreue Louisans Seele, gerade wie die Saiten seiner Violine, denn er hält sich neben seiner Eigenschaft als Weltmann und Generalpächter auch für einen großen Musiker, schon wegen der Operndamen, mit denen er kleine Concerte aufführt. Durchaus eine bittere, qualvolle Ehe — er in seinen Vergnügungen Tags und noch lieber Nachts durch die Straßen von Paris schwärmend, sie mit ihrer Mutter und ihrem Schwiegervater auf einem Landsitz, immer in Thränen, daß er nicht mehr lieben kann, wo sie noch liebt. Wenn sie dann zusammen=

kommen, klagt er über ihre üble Laune, ihre schwermüthigen Grillen, was sind ihm Wiesengrün und Nachtigallengesang, selbst ihre zärtlichsten Worte? Schalheiten, Trödel! Und sie, als ob nicht Alles zerröthete, größte Liebe, tiefster Schmerz, und die Qualen unsers Herzens bedeutender wären, als die Pendelschwingungen der Minute — aber bedenkt auch dies, daß es nicht angenehm, einen Gemahl zu haben, der mit Weinschaum und dem Hauch fremder Küsse auf den Lippen, ein Gassenlied trällernd zu uns kömmt, oder wohl gar vor unserm Bett mit einem Freunde, nur durch einen dünnen Tapetenschirm von uns getrennt, wenn auch schon meeresweit von unserm Herzen, ein stilles Becherfest feiert und den Wein durch Geschichten von Ballettänzerinnen würzt! Louise trocknete ihre blauen Augen, sie ward gleichgültig und unempfindlich, wie er, und hatte Stunden, wo sie glaubte, daß keine von all den Blüthen der Hoffnung, die einst ihre trunkenen Träume durchduftet, zur Goldfrucht heranreifen werde. Sie hatte zwei Kinder, einen Knaben und eine Tochter, wie von den Göttern ihr geschenkt, damit der Schatz ihrer reichen Zärtlichkeit nicht ungenossen und unbenützt bliebe. In ihrer Liebe — Schwärmerei möchte ich fast sagen — für ihren Knaben gleicht sie nicht jener Andromache der alten Sage, die den Gatten zum stäischn Thore hinaus der Todeslanze des Achilles entgegenstürzen sieht und nun den Knaben an ihre Brust drückt, ihr einziges Kleinod noch, ihre und seine Liebe zusammen?

Glückselige Louise, wenn dir solcher Friede lange, auf immer beschieden gewesen wäre! Aber wie an den Heiligen des Glaubens die Wundmale des Herrn sichtbar geworden, so solltest du auch mit den Entzündungen alle

Pfeile empfinden, die glühend und tödtlich der Köcher der Liebe bewahrt. In dieser Einsamkeit ihres Gartens, in dem sehnfüchtigen Verlangen nach Mittheilung, in dem sie zu verschmachten fürchtet, findet sie eine Freundin — Mademoiselle d'Ette, ein nicht mehr junges Mädchen, über dreißig Jahre hinaus. Diderot, der sie damals gesehen, malt sie mit dem Pinsel des Rubens: „Ihr Gesicht ist wie eine große Satte voll Milch, worauf man Rosenblätter gestreut, und ihr Busen —“ denkt euch eine von des Flamänders Nymphen, die seine Diana heimkehrend von der Jagd begleiten. Aber, wird der mürrische Jean Jacques Rousseau bemerken, sie galt für boshaft und hatte die Seele eine Dämons. Keines guten, eher eines von den Engeln, welche ihr großer Landsmann von der Lanze seines St. Michael in den Abgrund stoßen läßt. Mademoiselle d'Ette hat kein Vermögen, woher auch? Ein Chevalier Balory entführte sie in ihrem fünfzehnten Jahre aus dem elterlichen Hause, lebte lange mit ihr und brachte sie endlich ihrer überdrüssig in die Gesellschaft der Frau von Epinay. Indes, trotz dieser häßlichen Vergangenheit und keiner sehr hellen Zukunft vor sich, redet sie von Tugend und Laster „ohne zu stottern oder zu erröthen,“ im Gegentheil, wer sie so neben der jüngeren Freundin sieht, erhobenen Hauptes, strengen Blickes und halbwegs bescheidener Kleidung hält sie für eine Minerva, etwas aus dem Hohen gehauen. Sie gäbe viel darum, in dem reichen, vornehmen Hause fest zu bleiben, unentbehrlich zu werden, als Gesellschafterin, als Vertraute, selbst in der Rolle von Julia's Amme — gleichviel! Damals, im Frühjahr 1747, war Louise schwermüthiger, trauriger als je, und der kluge Blick des Fräuleins er-

kennt bald, daß diese junge Frau nach geträumtem Liebesglück mit allen Gefühlen ringt. Wort reißt sich nun an Wort, Rath an Rath, Mademoiselle d'Ette weiß die Sorge, die Zweifel, die Furcht Louisons mit ihrer Keckheit bald aus dem Felde zu schlagen — und da, wie heraufbeschworen, erscheint der Mann, den Louise sieben Jahre lieben wird, um dann ihre Schuld und die Unbeständigkeit unserer seligsten Empfindungen zu beweinen.

Bei den musikalischen Abendunterhaltungen ihres Gemahls hat sie ihn gesehen, es ist Herr von Francueil, jung, liebenswürdig, unglücklich verheirathet, wie sie, der auf dem Klavier schwärmt, wie sie; von geschliffenen Formen, tadellosen Manschetten, gepudert, wie Niemand es besser sein konnte, sonst ein bedeutungsloser Mann, ein Ring, der sich an jede Frauenhand schmiegt. Allein Louise mit der Sehnsucht im Herzen und den Thränen, die ohne Grund ihr im Auge zittern, wohl auch, wie Sean Jacques sagt „mit ihrem verlangenden Temperament“ findet in ihm ihr Ideal. Zuerst componiren sie zusammen in den Abendstunden, sie ergiebt sich nicht gleich, sie wehrt sich gegen die aufkeimende Neigung, heldenmüthig, mit dem Gedanken an ihre Pflichten, mit ihrem Kinde auf den Knien. Ein und ein ander Mal besiegen ihre Worte Francueil's Leidenschaft, ihr Tagebuch ist voll solcher Triumphe, aber endlich kömmt doch ein verhängnißvoller 22. April, 2 Uhr Morgens: „Was soll aus mir werden, ich möchte fliehen, möchte mich verbergen! O, Francueil, du hast mich zu Grunde gerichtet — und du sagtest, du liebtest mich! — Wenn sonst die Nachtigall schlug, erfüllte sie mein Herz mit süßem Entzücken, warum mischt sich jetzt in diese Lust Schrecken und Grauen?“ Und schlimmer

als Alles, Francueil erscheint nicht wieder, er ist krank, gefährlich krank; das ist ein Geheimniß, das Jean Jacques, obwohl er darum wußte, der Nachwelt entziehen wollte, und gewiß wäre es am besten in der Verborgenheit geblieben, dies häßliche Geheimniß — allein Francueil war nicht so verschwiegen, konnte auch wohl nicht und schrieb am 26. April an Louise: „Sie sind ein anbetungswürdiges Geschöpf, aber Ihr Gemahl ist ein „monstre“!“

Wahrlich, das ist eine lustige Zeit für das lustige Frankreich, wo jetzt Antoinette Poisson als Marquise von Pompadour, die Freundin der Philosophen und schönen Künste, es zu beherrschen anfängt. Eine Aera der Schelme, der Operndamen und Tänzerinnen, nebenbei der Encyclopädie, philosophischer Tragödien, des *contrat social* — ein Märchen aus tausend und einer Nacht, wo die Blumenmädchen von der Straße zu Gräfinnen und wirklichen, wenn auch nicht titulirten, Königinnen von Frankreich werden, an dessen Ausgang bekanntlich der Nachfolger des heiligen Ludwig als La France Kaffee kocht und die Tochter Maria Theresia's beschuldigt wird, für ein Diamanthalband das zu bewilligen, was ihr „zweites Ich,“ Mademoiselle Oliva, für viel geringeren Preis im Tuileriengarten erlaubt. — Eine Aera, wo die Könige sich langweilen und das Volk hungert, ein vor-sündfluthiges Geschlecht, das diese Sündfluth etwa mit demselben Gefühl erwartet, wie Nero Rom brennen sah. In diese Gesellschaft trat Louise ein, durch ihre Schuld wird sie eine berühmte, vielgesuchte Dame, Theilnehmerin gewisser „Diners“ und „Soupers,“ die jetzt strengere Zucht und ernsterer Sinn unerbittlich verdammen würde und die ach! grausam von der Guillotine gerächt worden

sind. Die Idylle ihrer Liebe dichten sie und Francueil nahe bei St. Denis, auf dem Schlosse ihrer Schwiegereltern La Chevrette; dort verbringt sie die Tage mit Gedanken und Brieffschreiben an ihn, bis er in der Dämmerung zu ihr kömmt, sie musiciren, sie machen Spaziergänge durch die langen, stilltrauschenden Laubgänge des Parks — die Idylle, wie gesagt; das Bild ändert sich ein wenig, wenn wir Louise am Tisch der Mademoiselle Quinault sitzen sehen, mit dem Spignamen „Griseledis,“ und beim Dessert und dem Schäumen des Champagners von Duclos und Saint=Lambert Fragen aufgeworfen hören, die jetzt nicht mehr niederschreiben sind, wo mehr als einmal der „Gott des Himmels und der Erde“ wie die Weingläser in Scherben geschlagen worden wäre, hätte nicht der arme Jean Jacques „für den wohlthätigen Genius des jenseitigen Ufers“ Partei ergriffen. Und Louise sitzt dabei, hoch frisiert, ohne unter ihrer Schminke zu erröthen oder zu erblaffen, redet selbst dazwischen, lacht und tändelt — Alles, wie eine babylonische Orgie, nicht blos ein sinnliches Bacchanal, auch ein geistiges, dem selbst jener Todtenkopf der römischen Gastmähler nicht fehlte, wenn auch noch verhüllt von den Nebeln vieler Jahre und nur selten gesehen von merkwürdig gezeigten Augen, wie von denen Cazotte's: die Guillotine! Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kennen die französischen Damen wenig Zurückhaltung und Bescheidenheit, diese feinen, zierlichen Köpfe, die Haare leicht gepudert, wie bestäubte Blumengesichter, alle so zart, als wären sie mit den sanftesten Farben, Voucher und Vanloo auf Email nachgemalt, haben Titanengedanken, eberne Stirnen. Nicht nur die Männer, auch sie sind von

dem Fanatismus gegen die bestehenden Formen und Sitten erfüllt und gehen mit erhobenem Haupte durch alle Labyrinth und Schrecken der neuen Religion. Glückselig diejenigen, welche die Inszenierung dieser neuen Religion der Gleichheit und Freiheit von dem großen Maler David mit dem Aufwand ungeheurer Pappaltäre, Federbüsche und Pulvermassen, den „Epicoteusen Nobespierre's“ und der halben Million abzuschneidender Köpfe, die Marat, der „Volksfreund“ aus seinem Kellerloche heraus verlangte, nicht auf den pariser Plätzen ausgeführt sahen.

Aber so weit ist das Jahrhundert noch nicht vorgeschritten, wir arbeiten erst bei dem Wein der Champagne und köstlichen Soupers an dem Atheismus, der Enchlopädie und der freien Liebe. Ganz verhaucht in dieser Gewitterschwüle der Veilchenduft nicht, der um Louise d'Epinau weht, aus allem Glanz und Rausch, aus verderbenden Gesprächen und Meinungen flüchtet sie in das Heiligthum ihrer Zärtlichkeit zurück, der Blume gleich, die sich im tiefsten Grase vor dem Regen verbirgt. Ein Zug innerlicher Wahrheit ist in ihr, ein echtes, aufrichtiges Gefühl: die Liebe zu ihren Kindern. Nein, sie ist nicht immer „Griselidis“ bei Mademoiselle Quinault, setzt sie auch auf der Terrasse ihres Gartens, wenn sie den ersten Brief ihrer Kinder empfängt, hört auch, wenn sie nach der ersten glücklich überstandenen Prüfung ihres Sohnes ausruft: „Einmal ein glücklicher Tag für die arme Louise auf wie viel Monate, auf wie viel Jahre der Sorgen und Schmerzen!“ Denn inzwischen ist ihr auch Francueil ungetreu geworden, erst mit einer andern vornehmen Dame und dann, es kann nicht anders sein, einer „kleinen

Rosa“ von der Oper zur Liebe. In den zornigen Ausbrüchen ihres tief beleidigten Herzens wollte Louise zu Gott flüchten, in ein Kloster treten und geloben, es nie wieder zu verlassen. Einem würdigen Abbé vertraute sie sich endlich an, er hat ihr vortrefflich auf all' ihre Klagen geantwortet: „Ihre unruhige Zärtlichkeit sucht nur einen Gegenstand und da sie augenblicklich auf Erden keinen findet, wendet sie sich an Gott.“ Der Geliebte, der mythische Gott und — der Schooßhund, das sind die drei Stufen, welche Frauenliebe hinabwandelt. Der Abbé Martin sprach noch viel tröstende, beruhigende Worte — Louise ging nicht in ein Kloster, ward keine büßende Magdalena, sondern versuchte es noch einmal mit der Welt.

Hier und dort hat sie in Gesellschaften einen schüchternen, schweigsamen, ja mürrischen Mann bemerkt, einen Deutschen, schlicht weg „Herr Grimm“ genannt. Herr Grimm ist mit dem Erbprinzen von Sachsen=Gotha als Vorleser nach Paris gekommen, dort sein Glück zu machen, dessen er, nach seiner bescheidenen Kleidung, seiner dünnen Börse und schüchternem Auftreten zu urtheilen, dringend benöthigt ist. Mit dem berühmten Compositeur des „Dorfwahrsagers,“ Jean Jacques Rousseau, verkehrt er besonders gern, spielt mit ihm auf dem Klavier des Erbprinzen und fängt allmählich an, seine deutsche Bärenhaut abzustreifen, zu erkennen, daß ihm die Natur in seinem immer fertigen Wiß und seiner gewandten Zunge auch einen Fortunatussädel geschenkt. Bei dem Grafen Friesen erhält er eine bessere Stellung und läuft nun schon, wenn auch noch mit den Manschetten des berühmten „Compositeurs,“ durch die Straßen der Stadt, die vornehmen Gesellschaften,

vor allem wohlgelitten bei dem westfälischen Baron von Helbach, der in ganz Paris den besten Nothwein auf, und die größten Philosophen an seinem Tische hat. Damals ward Louise in einen sehr bösen Handel verwickelt; ihre Schwägerin, Madame de Sully, starb plötzlich vor ihren Augen und hatte nur noch Zeit ihr mit brechendem Blick den Schlüssel ihres Schreibtisches zu geben. Louise verstand sie, war sie doch selbst „sensible et intéressante,“ rasch verbrannte sie alle dort befindlichen Briefe, ohne sie weiter anzuschauen, es waren die bekannten „Spuren der alten Flamme.“ Zum Unglück für sie wurden gleich nachher von den Verwandten, dem Gemahl der Frau von Sully Papiere vermißt, die sich auf Erbschaftsangelegenheiten und Vermögenstheilungen zwischen den Sully's und d'Epinaÿ's bezogen. Frau von Epinaÿ war allein um die Sterbende gewesen, hatte deren Schlüssel empfangen — kein Zweifel, sie hatte die wichtigen Papiere zu ihrem Vortheil vernichtet. Eines Abends, bei dem Grafen von Friesen, wird diese Geschichte eben auch erzählt, es fallen viel böse Worte gegen die junge Frau und Grimm nimmt, sei's aus Laune, aus beleidigtem Rechtsgefühl, sei's aus berechnender Absicht, ihre Vertheidigung. Im Zweikampf wird er für sie verwundet, den Arm in schwarzer Binde betritt er zum ersten mal ihr Gemach, so empfängt sie von ihm den ersten Kuß auf die Stirne und nennt ihn ihren Ritter.

An sich besitzt der Ritter, Herr Grimm, weder heroische noch besonders liebenswürdige Eigenschaften, keine rechte Aufrichtigkeit, sondern nur ihren Schein, eine etwas faden-scheinige Natur, die sich hinter einem großen schauspielerischen Talente verbirgt: wie er unter Anderm dem

ehrlichen Jean Jacques eine Liebesverzweiflung, als ihn Mademoiselle Fel von der Oper abgewiesen, tagelang in allen Formen vorgespielt. Allein gegen Louise d'Epinau hat er gehandelt, wie ein Mann. Es ist ein romantischer Zug in seiner Geschichte mit ihr und nichts beweist den klaren, verständigen Blick Grimm's mehr, als daß er dies so seltsam entstandene Verhältniß zur Ruhe und Festigkeit zu führen mußte. Nicht gleich ist er aus dem Freund zum Geliebten geworden. Eines Freitags, bis lange nach Mitternacht, hat er mit Louisen geredet, ernst, männlich, strenge fast, ohne jedes Wort der Zärtlichkeit: sie solle Haltung gewinnen, sich frei machen von der Herrschaft der d'Ette, Balorh's, Francueil's, auf eigenen Füßen stehen. Unter den härtesten Kämpfen ist dann diese Haus- und Herzenreinigung vollzogen worden. Fast gewaltsam mußte sie den rauhen, polternden Duclos entfernen, der in den Abendgesellschaften der Quinault als der „zärtliche Urbassan“ immer neben „Griselidis“ gefessen und nach der Eroberung der schönen Frau mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln getrachtet; zärtlicher, unter Thränen ging Francueil und sandte ihr eine „Cassette voll ihrer Briefe, mit ihrem Bilde zurück.“ Keine Liebe währt sieben Jahre! Die Irrungen in Louisens Leben scheinen nun vorüber zu sein, statt des wilden, feurigen Verlangens ihrer Jugend, ist ein stillfinniges Betrachten der Welt, ein Selbstbeschauen im Arme des Freundes in ihr eingekehrt und die Fehler und die Schuld ihrer Liebesjahre verschwinden vor dem heitern Glanz ihres späteren Alters.

Ganz konnte diese Sonntagruhe, die ihr Grimm gegeben, auch nicht mehr durch den modernen Jupiter

tonans getrübt werden, der jetzt blickend in ihr Dasein eingriff, der arme Jean Jacques, den wir erst als „berühmten Compositeur“ und Vertheidiger des „Genius am jenseitigen Ufer“ kennen gelernt haben.

In den ersten Tagen ihrer Verbindung mit Francueil hatte er ihr einen geschickten Notenschreiber zugeführt, einen Mann, der außer einigen vergessenen Opern zwei oder drei neue originale Gedanken im Kopfe hat — Ideen, so eigenthümlich und von solch' fortwirkender Gewalt, wie die Minerva, aus Jupiters Stirn springend: eben unsern Jean Jacques Rousseau. Im Schloßgarten von La Chevrette war Niemand linkischer, häßlicher und langweiliger, spielte Niemand auf dem kleinen Liebhabertheater Louissens schlechter Komödie, als er — „wären nur seine Augen nicht gewesen,“ sagt Mademoiselle d'Ette in einem Briefe an ihren Freund, den Chevalier Valory — Augen, die etwas aussprechen wollen, wofür die Zunge noch keine Worte gefunden. Dieser arme Jean Jacques wird zuerst geduldet, er schreibt Concertstimmen ab, componirt ein Lied für Herrn von Epinay und wagt, wenn Louise sich huldvoll an ihn wendet, eine schüchterne Erwiderung. Einmal indeß eine hastige und scharfe, die junge Frau bittet ihn, einen ihrer Liebesbriefe an Francueil zu bestellen — was, Jean Jacques ein postillon d'amour? „Nimmermehr solche Aufforderung, wenn Sie mich wiedersehen wollen, gnädige Frau,“ antwortet er ihr. Von diesem Augenblick an schätzte sie ihn und nannte ihn ihren Freund. Rousseau selbst fängt in jenen Jahren 1748—1750 sich äußerlich wie innerlich zu entpuppen an. Der Preis, den die Akademie von Dijon seiner berühmten, sophistischen Schrift ertheilte, worin er die Nachtheile und

die Verderblichkeit der Civilisation nachwies, erhebt ihn zum Helden des Tages, macht sein Wesen und Geschick zum Gespräch aller Salons, ja, auch er fühlt sich wie von Adlerfittigen emporgetragen, hoch über die Menschheit hin der Tugend zu. Wie in beständiger Ekstase, von Weltverbesserungsgedanken erfüllt, geht er umher, stolz, mürrisch und einsilbig, wie ein Profet. Kränklich, seit seiner Jugend an Steinschmerzen leidend, ist er für seine Zukunft jenseit dieses Lebens auf den „Genius dort drüben“ und eine verheißene Seligkeit angewiesen, hienieden wird die Krankheit seine mürrische, einsiedlerische Laune beständig steigern, seine arme, brennende Phantasie immer mehr zum Glühen bringen. Eine durchaus sensitive, schwache, weibliche Natur, mit großem Hange zur Eifersucht, zu Thränen bei den Sonnen= wie bei des Daseins Auf= und Niedergängen, mehr voll Schwärmerei, als Begeisterung, Leidenschaftlichkeiten für Leidenschaft nehmend, dabei begabt mit einem außerordentlichen, bewunderungswürdigen Talente der Rede und Darstellung und wie gesagt, mit drei originalen Gedanken: das ist Rousseau.

Es war zu seinem Unglück, so lang er lebte, daß er mit jener verhängnißvollen Schrift den Dijoner Preis gewann, jetzt beginnt damit für uns sein Ruhm und jene Unsterblichkeit, die ihm bei seinem Leiden „eine süße Hoffnung“ war. Sonst hätte er ruhig, zu Paris, Rue de Grenelle=Saint=Honoré, mit seiner Therese Levasseur, am Fenster sitzen, Noten abschreiben und Opern componiren können, zwanzig, dreißig Jahre lang ungestört, sicher vor Lorbeerkronen und falschen Freundschaften — das ist vorbei! Einmal in die Literatur auf so glänzende Weise eingeführt, muß er vorwärts auf dieser Bahn, es ist doch

wie eine Offenbarung über ihn gekommen, daß er zum Profeten und Märtyrer der Tugend bestimmt sei, und endlich hat er eine cäsarische Ader, nirgends der Zweite sein zu wollen. Wäre nur sein Kopf ein wenig länger von diesem Heiligenschein verschont geblieben! Denn nun spielt er unter den Literaten in Paris, in den glänzenden Gesellschaften, zu denen er täglich geladen wird, den Sittenrichter, seine frühere Schüchternheit und Unbeholfenheit weicht einem finstern, schroffen Wesen, auch darum, weil er weiß, daß ihm die Literatur nicht zum „Handwerk“ dient, er nicht um Geld schreibt, sondern sicher und unabhängig in seinen Holzschuhen steht. Darum kann es fortan an manchem Gezänk, an bösen Nachreden hinüber und herüber zwischen ihm und den alten Freunden nicht fehlen, nothwendig neidet der eine des andern Ruhm. Da ist zunächst Diderot, der im Thurm von Vincennes Rousseau die erste Anregung zu der Preisschrift gegeben haben will, während Rousseau sie einer plötzlichen Eingebung zuschreibt, die ihm unter den Bäumen des Waldes, unter Thränen, Schluchzen, Entzückungen und Visionen kam. Im Hause des Baron Holbach, wo beide verkehren, galt die Diderot'sche Erklärung als die glaubwürdigere, erregte Jean Jacques mit seinem Heiligenschein und hochmüthiger Märtyrerhaltung, bald leises, bald lautes Gelächter, das war der erste Riß in der Freundschaft der „Philosophen“ und des Profeten der Tugend. So viel Freunde er hatte, ich sehe nicht einen, der ihn recht verstanden und in dieser Erkenntniß aufgegeben hätte, was Alle zu ihrem und seinem Unheil versuchten: Rousseau zu heilen. Kaum ist Jemand ihm nahe getreten, so hat er hier oder dort an ihm zu meistern und

zu formen, gewiß in redlichster Absicht — allein „was haben sich Alle um mich zu bekümmern? Ich, Jean Jacques, will einmal der Märtyrer der Tugend, der verkannte, ausgestoßene, hungernde Genius sein, in der Einsamkeit wohnen, mich aufreiben und verzehren in meinen Phantasieen, mich mit meinen Wirthschafterinnen zanken, und die Menschen als schlecht, treulos und boshaft betrachten.“ Rousseau ist wie der heilige Antonius, auch in den Versuchungen, die ihm werden — laßt ihn in seiner Wüste, laßt ihn!

Aber es ließ ihn eben Niemand, bald wollte Diderot, bald Louise das Herz dieses seltsamen und genialen Mannes gewinnen, für sie zumeist schlug der Versuch zu Qualen und Sorgen aus.

Acht Jahre währte die Bekanntschaft Louisans mit Jean Jacques schon, als ihm Paris unleidlich wurde und große Sehnsucht nach ländlicher Abgeschiedenheit, am liebsten an den Ufern des genfer Sees in ihm erwachte. In solchen Stimmungen gingen beide, im Herbst von 1755, Arm in Arm durch den Schloßgarten von La Chevrette; noch ist es mild und warm, am Himmel goldrosige Wolken, weiter als gewöhnlich wandern sie hinaus, bis zu dem Teich, der die Eichen des Waldes von Montmorency berührt. Dort liegt ein Gärtchen, ein kleines, beinahe ganz verfallenes Haus. Die Beleuchtung des Abends, in verschwimmenden Farbentönen, die einsame, romantische Lage, die Dame an seiner Seite, zaubern Rousseau in die Gefilde seiner Kindheit, seine stillen Alpenthäler zurück. „Welch ein Asyl für mich!“ ruft er entzückt aus, mit jener seelischen Empfänglichkeit für die Natur, die vielleicht der beste Gottesfunke in ihm ist. Zu-

fällig läßt Herr von Epinay zur selben Zeit einen neuen Flügel am Schlosse aufbauen, und Louise hat so Arbeiter und Material bereit, die Eremitage, wie die Ruine heißt, in Stand setzen zu lassen. Nach einigen Tagen führt sie den Freund wieder zur geliebten Stelle, der über die Veränderung erstaunt, und als sie ihm das Häuschen zur Wohnung anbietet, zwar Dankesthränen auf ihre Hand weint, aber doch erst nach vielen Briefen und Verhandlungen einwilligt, es zu beziehen. Kaum geschehen, erheben sich auch schon die Mißbilligungen der Freunde. „Welche Last haben Sie auf sich geladen,“ meint der eiferjüchtige Grimm zu Louise. „Er wird noch wilder und toller werden, dieser arme Jean Jacques, dort in dem einsamen Walde,“ die holbachische Gesellschaft. Und als man hört, daß er seine „Wirthschafterinnen“, Therese und ihre siebenzigjährige Mutter mit sich führen wird, ruft der emphatische Diderot: „Dieser Jean Jacques ist ein Ungeheuer, er läßt die arme, alte Lebasseur dort im Winter vor Kälte und Frost umkommen!“ Gesteht, daß so viel Ermahnungen die Geduld selber aufreizen könnten, wie viel mehr den franken, empfindlichen Rousseau.

Indeß, hält nur das Band der Freundschaft mit Louise! Am 9. April 1756 führte der Wagen Rousseau, Wirthschaft und Wirthschafterinnen, Papierbündel und Tintenflaschen nach der Eremitage. Im Wald von Montmorency bedeckte auf den einsamen Stegen hier und da noch der Schnee den Boden, langsam unter den Sonnenstrahlen aufthauend, die Bäume trieben oben die ersten Knospen, dort guckten Weilchen und Primeln versteckt aus Gras und Moos. Louise war bei ihm, sie sprachen von einer sonnigen Zukunft und lachten, als die alte Lebasseur

feur auf einem rasch zusammengeschlagenen Holzstisch durch den Wald getragen werden mußte, da sie auf dem feuchten Moorboden nicht fortkam. Alles ließ sich gut und glücklich an; in der ersten Nacht, die Rousseau in der Eremitage zubrachte, schlug eine Nachtigall vor seinem Fenster, im Gebüsch gegenüber. Und dann kam der Mai, Frühlingsduft und Sonnenschein, einsame Spaziergänge im Schatten des Waldes, glückselige Erinnerungen der ersten Jugend, Frauengestalten, die eine herrlicher, als die andere, berauschte Visionen — Versuchungen des heiligen Antonius. Was hat er nicht schon erlebt, dieser Jean Jacques! Abenteuer im Kloster, mit Madame Basile, mit „Mama Warens“ im Landhause der Charmettes, venezianische Abenteuer in der Gondel und auf dem Rialto mit Julietta — ach! und das Alles, so reiche und glänzende Gebilde, sollte nun die einzige Therese Beaufeur auslöschen, ein weder innerlich noch äußerlich „sauberes“ Geschöpf! Nicht doch, diesem verwöhnten, liebestrunkenen Herzen können nur phantastische Wesen genügen, ausgestattet mit einer ätherischen Schönheit; wahrlich, da sind sie, die göttliche Julie, die träumerische, stille, blondlockige, und die muthwillige Klara, die Hamadryade des Waldes von Montmorency, jetzt noch eine erträumte Erscheinung, die nur zu bald sich in eine Sterbliche mit Blatternarben und Sommersprossen verwandeln wird. In dem Umgang mit diesen Freundinnen, die für ihn allein existiren, vergeht Jean Jacques seine vier und vierzig Jahre, seine „Wirthschafterinnen“ und seine heranwachsenden Kinder im Sindelhause. Angezogen von Richardson's „Clarissa Harlowe“ und oft in Erfindung und Charakterisirung dem Engländer nachgehend, übertrifft er ihn an rhetorischem

Schwung, an der sinnlich=geistigen Schilderung der Leidenschaft der Liebe. Sein hohes Lied, die „neue Heloise“, ist für eine bestimmte Zeit das, was Shakespeare's „Romeo und Julia“ für alle Zeiten ist, sie schildert die romantische Liebe, Ursprung, Verlauf und Ende, wie sie das achtzehnte Jahrhundert begriff, aus dem Heldenstil in den des bürgerlichen Drama's gefallen. Alle „sensiblen“ Naturen mußten diesem Gesange horchen, alle Frauen mit schmachtenden Augen und blonden Locken, die, unglücklich vermählt, dennoch ihre Jugendliebe ihrer Pflicht opfern, an ihrem Klaviere zu Julien werden. Die Rechte des Herzens, Rousseau hat sie proklamirt, in den glühendsten, überschwänglichsten Worten, hat sie niedergeschrieben auf goldberändertem Papier, mit bläulichem Silberfand die Schrift getrocknet und mit der schönsten blauen Seide die losen Blätter aneinander geheftet. Die ersten, welche die Rechte des Herzens zu hören bekamen und in die Geheimnisse jenes merkwürdigen Begriffes eingeweiht wurden, für den weder Julie noch St. Preux einen Namen hatten, eines Begriffes, der jetzt noch als „Frauenemancipation“ in den Büsten, in Wolkenkukulsheim umherschwanzt, diese ersten waren die alte Bevassieur und die nicht allzusaubere Therese. Es ist Abend in der Eremitage und Rousseau lieft seine goldberänderten Blätter vor, unaufhörlich, oft von Schluchzen unterbrochen, das sich krampfhaft bei Theresen fortsetzt und das nur zuweilen Madame Bevassieur, aus ihrem Halbschlummer jäh aufgeschreckt, mit einem: „das ist sehr schön, Herr Rousseau!“ unterbricht.

Armer Jean Jacques, die Arbeit, „die das Glück deines Lebens ausmacht,“ nichts — als sehr schön! Aber vielleicht findet er bei Louise'n mehr Verständniß. „Rous-

seau," schreibt sie im Frühjahr 1757 an Grimm, der als einer der acht und zwanzig Sekretaire der französischen Armee gegen den König von Preußen nach Westfalen gezogen, „Rousseau hat mir zwei Hefte seines Romans gegeben, ich bin nicht ganz damit zufrieden, es ist wunderbar schön geschrieben, aber ausgekünstelt und scheint mir ohne Wahrheit und Leidenschaft.“ Louise hat weder für die Mystik der Religion noch der Liebe Sinn, ihr Herz ist zu kühl und zu verständig dafür. Für diesen geistigen Mangel hat Rousseau auch den entsprechenden, äußeren gefunden: „sie hat keinen Busen,“ und streng genommen, mag er die „brustlosen“ Frauen nicht lieben, nur zuweilen ist Frau von Epinay von solch' bezaubernder Güte und Milde, in dem Garten ihres Schlosses, vom Abendroth überflogen, von solch' interessanter rührender Schönheit, daß er sich nicht enthalten kann, ihr Hand und Stirn zu küssen. Ein gefährliches Experiment, daß diese Frau hier versucht, ihr Herz zwischen zwei Männern in Liebe und Freundschaft zu theilen. Doch „sie ist wie ein Kind“ und möchte am liebsten so bleiben, bis zu „den Jahren, wo wir wieder in die Kindheit sinken,“ zärtliche Worte, Vorwürfe, Sorgen, Verehrung und Vertrauen, die Liebe einer dreißigjährigen Frau widmet sie Grimm, ihre Briefe an ihn sind davon ein köstliches und unvergängliches Denkmal, keine mystische Gluth lobert, keine Leidenschaft schluchzt in ihnen, sondern die stillste, hingebendste Zärtlichkeit beseelt sie mit wohlthätigem Feuer, Alles in Allem sagt ihr eigener Ausspruch am schönsten: „ich bin bei Ihnen, o mein zärtlicher Freund, wie das Kind, das auf den Knien seiner Mutter schläft.“ Für Rousseau sorgt sie wie eine Freundin; sie hat seine fünf

Zimmer in der Eremitage gefällig und anmuthend ausgestattet, seinen „Wirthschafterinnen“ sendet sie Küchengeräthe, warme Kleider, ihm selbst wohl einmal einen „Unterrock von englischer Wolle“, den sie noch nicht getragen und aus dem er sich ein Kamisol für den Winter machen lassen möge, durchaus eine wohlthätige See. Wenn er solche Gaben der Liebe empfängt, weint er vor Entzücken, wie auf jenen „Unterrock von englischer Wolle,“ zuletzt aber wird in seiner Melancholie, seinem Argwohn gegen Alle auch diese Freundlichkeit ein Fallstrick. „Schlange, Schlange!“ ruft er dann. „Nichts ist wahr in ihr, als ihre ewige Kletterie!“

Der Mensch büßt sein Wesen; daß er so und nicht anders geboren, mit diesen Leiden seines Körpers, diesen Eigenschaften seiner Seele, das ist der Keim seiner Thaten und der letzte Grund seiner Schuld. Nicht anders bei Jean Jacques; die stille, ländliche Einsamkeit, die er als höchstes Gut vom Geschick erfleht, verbitterte sein Gemüth und steigerte seine Märthreitelkeit noch mehr. Endlich verdarben seine Liebesertafen vollständig, was von Klarheit und Ruhe noch in seinem Haupte war. Die beständigen, ihn umgaukelnden Erscheinungen Julia's und Klara's mußten ihn verwirren, betäuben, Gedanken und Bedürfnisse in ihm erwecken, welche Therese nicht mehr erfüllen konnte, Louise nicht mochte, weil sie einen Andern liebte. Zwischen ihr und Rousseau stand hindernd zu viel — ihr unglückliches Abenteuer mit Francueil, ihre „Brustlosigkeit“, ihre literarische Beschäftigung. Denn sie liebte es, Pläne zu erfinden, zu kleinen Gesellschaftskomödien, für die Erziehung ihrer Kinder, sie vorzulesen, mit ihrem Hofstaat von Schöngeistern und Philosophen zu

sprechen, zuletzt fing sie in Grimm's Abwesenheit einen Roman an, den wir noch besitzen und bewundern, als den treuesten Spiegel der Gesellschaft und eines Frauenherzens in jenen Tagen: ihr eigenes Leben, da habt ihr den „Adler in einem Käfig von Gaze.“ Als Grimm die ersten Hefte dieser Memoiren empfing und sie trotz des Kriegsgetümmels um ihn und eigener Ermüdung bis zwei Uhr Morgens ununterbrochen durchslog, schrieb er ihr: „Fahren Sie so fort, meine Freundin, vollenden Sie sicher ein einziges Werk,“ freilich, mit seiner bitteren Eifersucht gegen Jean Jacques gleich hinzufügend: „Zeigten Sie Rousseau nur einige Seiten hiervon, so liebt er Sie nicht mehr — er hat ein zu feines Gefühl, um nicht den Unterschied zwischen Ihrer Heldin“ (und das ist sie selbst) „und seiner langweiligen und pedantischen Julie zu empfinden.“ Nicht ganz so schlimm, denn auch Rousseau war entzückt über Louifens Werk, doch die Kluft zwischen beiden war schon zu tief, als daß literarisches Lob sie hätte ausfüllen können.

Einmal fühlte sich Rousseau unbehaglich, abhängig und unfrei in der Eremitage. Man kann wohl an einem Herbsttage in fröhlicher Laune reichbeladene Obstkörbe mit dem Gärtner von Montmorency nach dem Schlosse von La Chevrette tragen, für die Früchte seiner „Dame und Herrin“ gegen einen spitzbübischen Knecht Sorge tragen und sich selbst eine Flinte, Pulver und Schrot zu ihrer Vertheidigung anschaffen, allein diese ritterlichen Launen gehen vorüber, man ist der verkannte Genius, der Retter der Menschheit. Gewiß, verkannt, verstoßen, nicht genug geehrt — denn, wie es nicht anders sein kann, trifft er bei seinen Besuchen auf dem Schlosse zuweilen Gesellschaft,

die ihm nicht behagt, und der Louise mit derselben Freundlichkeit wie ihm entgegentritt, am Ende ist er vielleicht nur dazu da, der Schloßherrin die langweiligen Stunden zu vertreiben und ihre Komödien anzuhören, wenn kein Besserer gerade zu ihren Füßen sitzt! Welch ein Loos für Jean Jacques! Und schreibt dieser Herr Grimm nicht wöchentlich aus der Tiefe der westfälischen Wälder sein „Güte dich vor Rousseau!“ an Frau von Epinay? „Güte dich!“ klingt es um sie von allen Seiten. „Dieser arme Teufel ist in Sie verliebt,“ sagt der Marquis von Croismare zu ihr, und sie lächelt nur. Alles, wie Spiel und Scherz, bis der tragische Ernst ausbrach, als Rousseau am Tisch Louisens einmal den Baron Holbach findet. In Wahrheit war der Baron gekommen, für den Sommer das Schloß von La Chevrette zu miethen, und Louise bezog wirklich einige Wochen später den eigentlichen Stammsitz ihres Mannes, Schloß Epinay — „Lüge!“ wird euch trotzdem Rousseau sagen, „der Baron war nur eingeladen, über mich zu lachen, über mich und meine Liebe!“ Der Mensch büßt sein Wesen.

Ja, Rousseau liebte, wie er sich eintedete, zum ersten Mal. Unter den Eichen des Waldes saß er, verloren in Gesprächen mit der unsichtbaren Julie, da sieht er plötzlich in hohen, beschmutzten Reiterstiefeln, das Kleid zerrissen, eine Dame vor sich, mit lautem Gelächter ihm in die Arme sinkend. Schön war sie nicht, diese Teufelin aus der Versuchung des modernen Antonius, ein Gesicht mit niedriger Stirn, großer Nase, gelb und braun von den Folgen der Pocken, mit rundgeschnittenen Augen, die sogar ein wenig schielen: das ist Mimi, die fünfundzwanzigjährige Gräfin von Houdetot, eine Schwägerin Louisens.

Ein sonniges Geschöpf voll Heiterkeit und Frohsinn, mit empfänglichem Herzen, jetzt lacht sie, jetzt weint sie, allen Eindrücken rasch und rückhaltslos hingegeben. Jean Jacques hat sie in den Gesellschaften ihrer Schwägerinnen kennen gelernt, kurz vor ihrer Verheirathung mit dem häßlichen und rohen Grafen d'Houdetot, seitdem ist manches Jahr vergangen, daß die arme Mimi in zwangsvoller Ehe zugebracht, in Paris, auf einem Schloß in der Normandie, anfangs ohne jede andere Beschäftigung als die mit ihren Hunden, dann hat sie den Marquis von Saint-Lambert leidenschaftlich geliebt und liebt ihn noch, jetzt wo ihr Gemahl mit der Armee nach Deutschland gezogen und erst nach vielen Bitten ihr gestattet hat, in der Nähe Louises, zwischen La Chevette und der Eremitage zu Caubonne ein kleines Landhaus für fünfhundert Livres zu miethen. Von dort macht sie jenen Ueberfall auf Rousseau, ihr Wagen hat sich im Walde verirrt und rasch entschlossen, wie sie ist, springt sie hinaus und wadet unbekümmert in den Stiefeln ihres Dieners durch Staub und Schmutz zur Eremitage. Ein verhängnißvoller Besuch für den Kopf des armen Jean Jacques!- Wie konnte er dieser schönen Teufelin widerstehen, deren Bewegungen ein Gemisch von Grazie und kindlich lieblicher Unbeholfenheit sind? Denn sie kam wieder, da auch ihr Geliebter Saint-Lambert in den Krieg muß, und es ihr zur süßen Gewohnheit wird, mit dem „Einsiedler“ von dem gemeinsamen Freunde zu reden. Die Sonnenfinsterniß in Rousseau's Leben wächst fortan mit jedem Tage; den Flecken, daß er die Geliebte des Freundes für sich zu gewinnen suchte, brennt keine Redekunst von ihm. Während er ihr heute Vorwürfe über Vorwürfe wegen ihres „verbrecherischen

Verhältnisses“ zu dem Marquis macht, schreibt er ihr morgen Briefe auf Briefe, den einen leidenschaftlicher und pathetischer als den andern, Meisterstücke der Rede, und spielt so in Wirklichkeit den Roman des St. Preux und Julia's, den er auf goldberändertem Papier dichtet: längst kein Heiliger mit dem Glorienschein mehr, sondern nur ein gefallener, unglücklicher Sterblicher. Was nun folgte, die Entzückungen, vielleicht auch die Verirrungen der Leidenschaft, das wissen in Wahrheit nur die Bäume und die verschwiegenen Gebüsche des Waldes von Montmorency: es waren beide schwärmerische Gemüther, exaltirte Köpfe, fähig, wie mit Engelsfittigen zur Sonne zu schweben, aber auch dem Irdischen zu erliegen, wie im ersten Sündenfall.

Schwer ward es auf dem Ida, bei der Belagerung Troja's, dem thronenden Zeus die drei streitenden Göttinnen zu versöhnen und unter sein Geseß zu bändigen — und doch kannten sie die böse Kunst des Schreibens nicht einmal: denkt euch nun, Rousseau inmitten drei eifersüchtiger, schreiblustiger Göttinnen, er selbst mit erblichem Heiligenschein, wie sollte da nicht Aergerniß kommen? Therese, die plötzlich merkt, daß sie nur „Wirthschafterin“ und nicht mehr die „Herzensfreundin“ ist, regt sich zuerst. Was hat die vornehme Dame so häufig in der Eremitage zu suchen? Wozu all' diese geheimnißvollen Spaziergänge bis tief in die Mondscheinnacht hinein mit dem „Einsiedler“? Wozu dies Flüstern und Seufzen, dies Schluchzen im Traum? Hier und dort findet sie Briefe, die ihr verdächtig erscheinen, Briefe auf goldberändertem Papier, veichenduftend — zum Glück für Jean Jacques kann sie nicht lesen, oh! hätte sie doch auch nie das Schreiben gelernt! So aber wendet sie sich an Frau

von Epinay und enthüllt ihr das Geheimniß von der Thorheit Rousseau's. Wenn auch „brustlos“, war Louise doch immer Weib genug, um darüber aufzufahren, und gewiß, sie wird sichtlich vernachlässigt. Sendet sie zu Jean Jacques und bittet ihn, den Tag im Schlosse zu verbringen, ist er leidend und muß das Bett hüten, am Abend erfährt sie dann, daß er zu Gaubonne in glücklichster Stimmung bei ihrer Schwägerin sitzt. Solche Dinge verzeiht keine Frau, am wenigsten, wenn sie sich einen Augenblick mit der Liebe dessen geschmeichelt, der sie so verschmäht. Zwar beschwichtigt sie Theresen und erwähnt in ihren Briefen an Grimm dieser ganzen Liebesgeschichte als einer Fabel, zu der das unbedachte Benehmen Mimi's den Grund gegeben, allein der Pfeil war in ihr Herz gedrungen, immer mehr nimmt sie gegen die Schuldigen die Miene der zürnenden Juno an. Da fällt, wie „eine Bombe“, sagt Louise, unerwartet der Marquis von Saint-Lambert, auf einer Urlaubsreise vom Heere, mitten in die Versammlung Jupiters und der Göttinnen hinein. Mimi-Venus hat nun rothgeweinete Augen — „Augen wie Täuste“ — und der Dichter der neuen Heloise das Märtyrergesicht des Abälard. Indeß, sein Gemüth ist voll Gift und Galle geworden, ihr habt ihn verdorben mit eurer Freundschaft, euren Schmeicheleien, die Schaale seines Zornes gießt er über euch aus, eine Schaale der Ungerechtigkeit und Lüge. Vergebt ihm dennoch, er hat mehr gelitten, als die Beleidigten. Es ist das trübe Geschick Rousseau's, sehnlichst sein Leben lang für Freundschaft und Liebe zu entbrennen, und wo sie ihm geboten werden, sie selbstquälerisch und grausam zu zerplücken, um in seiner wahnwitzigen Eitelkeit auf der Weltbühne und

noch mehr vor seinem eigenen Spiegel den ausgestoßenen Genius zu spielen.

Die Behauptung Rousseau's, daß die zürnende Zuno aus Eifersucht gegen die Gräfin, weil auch sie Saint-Lambert geliebt und ihre Neigung nicht erwidert gesehen, dem Marquis das Geheimniß Mimi's verrathen, zerfällt in sich selbst: weder liebte Louise den Freund ihrer Schwägerin noch glaubte sie an deren Schuld. Ueberdieß, was brauchte es der Zeugen, wo Mimi's Augen so deutlich und unwiderleglich sprachen? Wo die nicht „allzu saubere“ Therese mit ihrer sehr gegründeten Eifersucht um Alles wußte? Armer Jean Jacques, er liegt fiebernd von solch' aufregenden Scenen zu Bett, vier, fünf Tage lang unsichtbar, daß Louise von rührender Angst um den „Verstand“ des alten Freundes ergriffen, ihn um Mittheilung seiner Leiden und Schmerzen bittet. Da erhebt er sich, mit Böwengrimm, mit schneidendem Hohn: es giebt nichts Boshafteres, als die Briefe, die er der Freundin schreibt; er, den sie aufgenommen, gepflegt und geschützt, dessen Launen sie mit immer gleicher Geduld ertragen, wagt sie an die „Geheimnisse“ zu erinnern, jene häßlichen Geschichten, die er von Francueil weiß, und statt sich bis in die Seele wegen seiner Undankbarkeit zu schämen, mit der hochmüthig erhobenen Stirn eines über alle Versuchungen siegreichen Antonius vor sie hinzutreten. Das mag ich nicht glauben, daß er auch Louises Briefe gefälscht, denn mehrfach weichen sie, wie er sie in den confessions berichtet, von denen in ihren eigenen Memoiren ab; ich denke, man wird unter den Papieren der Frau von Epinay nur die Concepte gefunden haben, die sie noch während des Schreibens änderte und milderte. Nach der That

erschrickt er selbst darüber, ganz verfürzt eilt er zu ihr, wirft sich vor ihr auf die Knie und erfleht ihre Vergebung. Erhält sie auch — in unbegreiflicher Verblendung Louisens, dies argwöhnische Herz wieder gewinnen, und selbst die Beleidigung vergessen zu können. „Er ist närrisch geworden,“ um so mehr hütet euch vor ihm. Was helfen die gegenseitigen Bethuerungen der Versöhnung und Freundschaft, wenn doch nicht mehr das Echo im Walde von Montmorency ihren Namen und den Zuliens wiederholt, wenn sie ihm, als er in Thränen gebadet, ihr sagt: er würde sich tödten — kalt erwidert: könnte er nicht wahrhaftig sein, würde er recht daran thun? „Er ist närrisch geworden,“ denn auch die Gräfin fordert die Briefe, die sie ihm geschrieben, zurück und da er um die feinen bittet, entschuldigt sie sich, sie hätte alle verbrannt. „Verbrannt?“ sagt er in seiner unheilbaren Eitelkeit. „Nein, nein; niemals wird die Frau, die solche Leidenschaft einflößte, den Muth haben, ihre Zeugnisse zu verbrennen.“

In diesen Streitigkeiten und bösen Stimmungen, in beständiger Kränklichkeit Louisens, ging der Sommer zu Ende, im September kehrte Grimm aus Deutschland zurück. Jetzt braucht er weder Rousseau's Manschetten noch Börse zu entleihen, er ist selber ein vornehmer Herr geworden, gern gesehen bei dem Herzog von Orleans und in allen pariser Salons, „Tiran der Weiße“, denn er schminkt, obgleich er erst einige dreißig Jahre alt ist, sein Gesicht weiß und bringt eine Stunde damit zu, sich die Nägel zu schneiden, er tritt auf „wie ein römischer Kaiser“, aber bei alledem ist doch ein fester Kern in ihm, eine männliche Haltung, die Rousseau ganz abgeht. Diese

Männer mußten sich hassen, auch wenn sie nicht um dieselbe Frau geworben. Louise empfing Grimm wie ihren Geliebten, es war nicht schmeichelhaft für Jean Jacques, das beste Zimmer, das er bisher im Schlosse bewohnt, dem Neugekommenen zu räumen, dem die Hand zum Willkommen zu reichen, von dem er überall behauptet, daß er ihm „sein Brod“ rauben wolle. Freilich hatte er Louisen diese Demüthigung, wie er es nannte, versprochen, nur dachte er nicht an einen ehrlichen Austrag des Streites. Unwillkürlich drängten ihn sein Argwohn, sein Hochmuth an jenen Abgrund, wo er wider Alle und Alle wider ihn waren. Klüglich vermied Frau von Spinah jedes geheime Gespräch mit ihm, um das er bat, und antwortete auch auf Mimi's Briefe, in zwei Tagen schrieb sie ihr drei, alle von den alten Geschichten voll, ablehnend und ausweichend. Das Ende war da.

Die Kränklichkeit Louisens stieg täglich, ein krampfhaftes Zittern entstellte ihre Züge oft bis zum Unkenntlichen, und ihre Umgebung schlug ihr vor, eine Reise nach Genf zu dem berühmten Arzte Tronchin zu unternehmen, an den sie sich gewandt und der gewünscht hatte, sie persönlich zu sehen. Eine Reise nach Genf — jetzt, im Ausgang des Herbstes, die freilich auch noch einen Frauengrund hatte, einen Grund, den Therese Levasseur bald unserm „nichts ahnenden“ Jean Jacques entdeckte! Dieser letzte Grund entschied zuletzt Alles und überwand Louisens Bedenklichkeit, sich von ihrer Mutter und ihrer Tochter, ihre Verzweiflung, sich von Grimm trennen zu müssen. Sie entschloß sich plötzlich: nun sei sie bereit, in den Tod zu gehen. Rousseau hatte in den letzten Tagen so viel davon geredet, Frankreich zu verlassen und nach

seiner Vaterstadt zurückzukehren, daß die leicht hingeworfene Frage Louifens: „Werden Sie mich begleiten?“ sich von selbst erklärt. Da er hastig verneinte, scherzte sie über seine immer angekündigten und nie ausgeführten Reisepläne. Weder sie noch Grimm drangen ernstlich in ihn, den „Ritter der Frau von Epinah“ in Genf zu spielen, um so weniger, da Louifens Gemahl bereit war, sie selbst hinüberzuführen. Wenn aber Rousseau die Freundin nicht begleitet, er, der sich nur am genfer See glücklich fühlen kann, was wird die Gesellschaft sagen? Wird es nicht überall heißen: seht diesen Undankbaren? „Darum, mein Freund,“ schreibt ihm Diderot, „würde ich Frau von Epinah folgen, selbst zu Fuß, den Wanderstab in der Hand, hinter ihrem Wagen.“ Und Mimi, die besorgt, man würde ihr den Zwist zwischen Rousseau und der Schwägerin zum Vorwurf machen, beschwört ihn: „Ihr nach, mein Freund, ihr nach!“ Mag Grimm um Diderot's Brief gewußt haben, oder nicht — ich denke, in jedem Falle mußte Rousseau gehen und der Freundschaft ein Opfer bringen. Er aber, als er Diderot's Schreiben im Schloß empfing und in Louifens Gegenwart las, sprang wie ein Rasender auf und zerriß es fast mit seinen Zähnen, „Himmel und Hölle!“ rief er einmal über das andere — „sind sie denn meine Tyrannen!“ Und so wild im Gemach auf- und niederstürzend, daß Louise erschrak und den Brief, den er zur Erde geworfen, aufnahm. Sie brauchte nur hineinzublicken, um Rousseau's ganze Doppelzüngigkeit zu erkennen. Diderot sagte darin, daß sie — Louise, die Alles für ihn gethan — feindselig gegen Rousseau gefinnt sei! „Was haben Sie Diderot von mir gesagt, that ich Ihnen Unrecht, daß Sie mich so verläumdten?“

redete sie erregt auf ihn ein. Endlich, die Augen voll Thränen, und doch zornfunkelnd wies sie ihm die Thür.

Fast ohne Abschied von ihm reiste sie nach Paris ab. Es war im Ausgang des Oktobers und denselben Tag verließ Mimi Gaubonne und den Garten mit dem Springbrunnen im dichten Gebüsch, der Rousseau's Entzückungen belauscht. Sie umarmte ihn zum letzten Mal vor all ihren Dienern — die Fackel war ausgebrannt, ein Häufchen Asche, nichts mehr! Fortan werden diese beiden Göttinnen, Mimi und Louise, für ihn nur Erinnerungen bedeuten, Schattenbilder, die neben „Mama“ Warens und Zulettia durch seine Träume schwanken. Der Genius ist, wie die Götter, von denen er stammt, unersättlich in den Opfern, die er von den Andern verlangt.

Indeß hält eine Krankheit ihres Sohnes, der sie begleiten soll, Louise einige Tage in Paris auf, darüber beginnt Rousseau wieder eine Apologie seiner Weigerung, nach Genf zu gehen: „pah,“ sagt er höhniſch, „ihr redet ſoviel von der Dankbarkeit, die ich der Frau von Epinay ſchulde, wer weiß, ob ſie gegen mich nicht noch größere Verpflichtungen hat.“ Und ſo fort — eine boſhafte, verletzende Satire, aber vortrefflich geſchrieben und — ſoll ich es Frechheit oder Tollheit nennen? an Grimm gerichtet, anfangend und ſchließend: „ſage, daß ich nach Genf gehen ſoll, und ich gehe!“ Es begreift ſich, daß Grimm ausweichend antwortete und die ganze Angelegenheit bis zur Abreiſe Louiſens von Paris mit Stillſchweigen übergieng, erſt dann brach er in einem kalten, imperatoriſchen Briefe auf immer mit dem „armen, unheilbaren Jean Jacques.“ — „Sie wagen mir von Ihrer Sklaverei zu ſprechen, mir, der ich ſeit mehr als zwei Jahren täglich ein Zeuge

von all' den Beweisen der zärtlichsten und großmüthigsten Freundschaft gewesen, die Sie von dieser Frau empfangen haben — ich werde Sie niemals wiedersehen!“ „Meinetwegen,“ ruft jetzt der arme Jean Jacques, „hast mich Alle, dann werdet ihr eine Falschheit weniger begehen!“ Das Letzte, was er dieser einst „anbetungswürdigen Freundin“ zu sagen weiß, ist dann: „Frau von Goudetot sprach mit mir am Dienstag von Ihrer Reise und drang in mich, Sie zu begleiten, fast so heftig, wie Diderot. Kein Zweifel, das ist eine Intrigue gegen mich, die Sie in Bewegung gesetzt — und jenes Billet von Diderot, oh, ich habe feines Gefühl genug, um zu wissen, daß es nicht von ihm kam!“ So enden Freundschaften. Daß er nach solchem Ausbruch, nicht in derselben Stunde noch die Eremitage verließ, zeigt die Verwirrung seines Kopfes; erst nach Genf schrieb er Louisen: „Ich wollte die Eremitage verlassen, aber meine Freunde meinen, ich müßte bis zum Frühling bleiben; ich werde also, wenn Sie einwilligen, bis zum Frühjahr hier bleiben.“ Sie antwortete herrisch, ohne jeden Zug der Gnade, durchaus nur die zürnende Suno: „Ich frage nie meine Freunde meiner Pflichten wegen um Rath, über die Ihrigen habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen.“ Aus, Jean Jacques! Am 16. December 1757 stand die Eremitage wieder leer, ein kahles Gartenhaus mit weißen Wänden, nicht schlechter noch besser als tausend andere und hatte doch Visionen ohne Gleichen, die Thränen eines Genius und den Zwist der Göttinnen gesehen. „Wider Willen zog ich ein, wider Willen aus!“ Damit schließt Rousseau das neunte Buch seiner confessions; wahrlich, für sein endliches Dasein gewann er nicht viel in diesem Aufenthalt: nur

Feindschaften mit all' seinen Freunden, einen verwirrten Kopf; etwas mehr für seines Namens Unsterblichkeit: die neue Heloise. Bis zu einem gewissen Grade mag das Eine das Andere aufwiegen.

Länger als ein Jahr lebte Louise geehrt und angesehen in Genf, so bewundert, daß sie einmal sagte: „Ich bin besser als mein pariser Ruf, aber viel zu gering für meinen Ruhm in Genf.“ Diese streng protestantischen Damen drängten sich huldigend um sie, und ihre kleine Schrift: „Meine glücklichen Augenblicke“ ging heimlich von Hand zu Hand. Voltaire sah sie oft und gern in seinem Schlosse, er besang sie in Versen, sie ist sein „Nar in einem Käfig von Gaze.“ Denn ihr Leib ist hinfällig, gebrochen, oft dem Tode so nahe, daß sie kaum ein letztes Wort an Grimm schreiben kann: er möge kommen, um sie sterben zu sehen — aber wenn er dann bei ihr ist, an dem Ufer, auf den Wellen dieses entzückenden See's hebt sie sich muthiger und frischer wieder empor. Die Flut des Lebens hat sich nun um sie beruhigt, es wird fortan nicht mehr aufrauschen und wallen, sondern leise ihren Kahn in die Unendlichkeit dahintragen.

Nicht geheilt, aber durch Tronchin's Kunst doch dem Leben erhalten kehrte sie nach Paris zurück. Von ihrem Gemahl geschieden, mit einem bescheidenen Vermögen, das ihr die Güte ihres Schwiegervaters gegeben, wohnt sie in einem kleinen Hause und spielt am liebsten mit ihrer Enkelin, wie sie einst ihre Kinder spielend erzogen. Diese Mütterlichkeit ist ein Grundzug ihres Charakters, sie hat, wenn ich das Wort wagen darf, die Manie der Erziehung. Ihre ersten schriftstellerischen Versuche — denn ihr Roman, ihre Memoiren liegen noch verschlossen in

ihrem Pult — bewegen sich auf diesem Gebiete, Rousseau, der überall Profelyten für seine „Umkehr zur Natur“ sucht, hat sie in geistvollen Gesprächen noch vertrauter mit der Kunst der Erziehung gemacht und sie einst sogar mit der Erklärung erschreckt, daß in der Gesellschaft, wie sie einmal ist, die Eltern weder zum Erziehen, noch die Kinder zur Erziehung bestimmt wären, jetzt in reiferen Jahren, nach manchen Prüfungen und Erfahrungen, wendet sie sich wieder ihrem Lieblingsgegenstande zu und ihre „Gespräche Emilien“ für ihre Enkelin geschrieben, erhalten von der Akademie den Preis. Die Philosophen, d'Alambert und Diderot, die Poeten, Saint=Lambert und La Harpe, Verwandte des Geistes, Freunde und Freundinnen des Herzens huldigen ihr, selbst um ihr ergrauendes Haar liegt noch jene Glorie der Anmuth und Goldseligkeit, wie in den Tagen der Eremitage, wo sie mit Mimi=Venus, die nun auch stiller geworden, um den Preis gestritten, um Rousseau's Herz. Wenn auch ihre alten Leiden sie zuweilen heftiger ergreifen und nur Opium sie in Ruhe wiegt, die Finanzoperationen des Abbé du Terray und die Ersparnisse Neckers ihr den größten Theil ihres Vermögens rauben — „unbesorgt, mein Freund,“ schreibt sie dem Abbé Galiani nach Neapel, „ich werde fortan in einer Miethkutsche fahren und den Sommer bei einer Bäuerin wohnen.“ Während die ersten Bücher ihrer Memoiren die Gesellschaft ihrer Jugend, die Sitten der Zeit und ihre eigene Sturm= und Drangperiode mit aufrichtiger Treue und ohne Rückhalt schildern, spiegelt sich in den Briefen, die sie dem Abbé Galiani von 1769—78 schrieb, wie im edelsten, feingeschliffensten Krystall, der Feierabend ihres Daseins ab. Wäre sie jung gestorben,

im Kampf des Herzens, hätte sich ein romantischer Reiz an ihren Namen geknüpft, so strömten der acht und fünfzigjährigen Frau, als sie am 17. April 1783 starb, nur die Thränen der Freundschaft auf das Grab, legte nur Grimm in einem mit noch zitternder Hand geschriebenen Nekrolog ein Opfer für ihre Manen nieder und rief Galiani von Neapel zu der Todten hinüber: „Nun habe ich Alles verloren!“

Was endlich war an Rousseau, war damals auch schon Staub — aber das Ewige in ihm, die Gedanken der Freiheit und Gleichheit, das Reich der Tugend, dessen Prophet und Märtyrer er gewesen, rückte stündlich der Menschheit näher — in nordamerikanischen Freiheitskämpfen, in Menschen, die „dem Himmel den Blick und den Tyrannen das Scepter entreißen,“ vor allem in einem jungen, „grüngelben“ Advokaten, der in einem seiner ersten Prozesse den Blitzableiter vertheidigt und Maximilian Robespierre heißt. Erinnert ihr euch noch, wie „Griselidis“ am Desserttisch von Mademoiselle Quinault saß? Leset in ihrer eigenen unnachahmlichen Sprache noch einmal wieder, was dort gesprochen ward, und ihr werdet euch nicht wundern, daß ein Etwas kam — unerhört, namenlos anfangs, jetzt leidlich bekannt von einem Ende der Welt zum andern als französische Revolution.



Walter.

